

Die pfälzischen Volkssagen und ihre gestaltenden Kräfte

(Sagen aus religiösem Erlebnis)

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

einer Hohen Philosophischen Fakultät

der Albertus-Universität zu Königsberg i. Pr.

vorgelegt von

Willi Mai

aus Pirmasens

Spezialbetrieb für Dissertationsdruck von Robert Noske in Borna-Leipzig

1940

Gedruckt mit Genehmigung der Hohen Philosophischen Fakultät
der Albertus-Universität zu Königsberg i. Pr.

Referent: Prof. Dr. O. Maußer
Korreferent: Prof. Dr. W. Ziesemer

Tag der mündlichen Prüfung: 16. Dezember 1938

Meinen Eltern!

Vorwort.

Vorliegende Arbeit ist der erste Teil einer beabsichtigten Gesamtdarstellung der pfälzischen Volkssagen und ihrer gestaltenden Kräfte. Der 2. Hauptteil soll unter dem Titel „Sagen aus dem Erlebnis der Heimat" stehen. Ziel der Arbeit ist es, an dem Beispiel eines landschaftlich begrenzten Sagenkreises ein Bild von den wesentlichen Kräften zu entwerfen, die in unsern Volkssagen lebendig sind, und sie zu verstehen als das, was sie sind, als selbst noch lebendige und stets in der Veränderung begriffene Zeugen von dem Leben und Kämpfen unseres Volkes.

Wenn die Verhältnisse es gestatten, soll auch die zugrunde liegende Sagensammlung veröffentlicht werden. Das dieser Arbeit beigefügte Ortsverzeichnis soll dann die Auffindung der hier angezogenen Sagen ermöglichen. Ein ausführlicher Schrifttumsnachweis soll der Sammlung beigegeben werden. Die Sammlung wurde zusammengetragen aus dem Heimatschrifttum, aus Zeitungen und Zeitschriften. Hinzu kommen eine Anzahl von Nummern aus dem Archiv der Lehr- und Forschungsstätte für Volkserzählung, Märchen- und Sagenkunde im „Ahnenerbe" in Berlin und eine kleine eigene Sammlung.

Die Grenzen des bearbeiteten Gebietes sind die politischen des ehemaligen bayrischen Regierungskreises Rheinpfalz einschließlich des durch das Versailler Friedensdiktat dem Saargebiet zugeteilten St. Ingberter Zipfels. Diese Begrenzung entspricht keinen Volkstumsgrenzen, sondern ist lediglich durch äußere Umstände bedingt, da eine weitergreifende Stoffsammlung allein mit Hilfe der Münchner Staatsbibliothek und der pfälzischen Landesbibliothek in Speyer nicht möglich gewesen wäre.

Inhalt.

III. Der Seelen- und Totenglaube.

IV. Gotteserlebnis und Gottesoffenbarung.

Einleitung.

Volkssage und Volkssagenforschung.

1. Wesensbestimmung der Volkssage.

Sagen sind nach der Begriffsbestimmung im Grimmschen Wörterbuch naive Geschichtserzählungen und Überlieferungen, die bei ihrer Wanderung von Geschlecht zu Geschlecht durch das dichterische Vermögen des Volksgemütes umgestaltet werden, oder freie Schöpfungen der Volksfantasie, welche ihre Gebilde an bedeutsame Ereignisse, Personen, Stätten anknüpft. Eine strenge Abgrenzung gegen die Begriffe Mythus und Märchen ist dem Sprachgebrauch fremd.

Die Brüder Grimm kamen zur Sage mit dem Glauben an die schöpferische Kraft der Volksseele und des Volksgeistes, die für sie in gleicher Weise in Sage, Märchen und Mythus wirksam war. Was die Sage gegen das Märchen abzeichnet, ist nach ihrer Auffassung vor allem, daß seine Gebilde sich an örtliche oder zeitliche Gegebenheiten anklammern, während das Märchen überall und nirgends zu Hause ist; was den Mythus von der Sage trennt, ist, daß seine Gestalten in die höhere Welt der Götter erhoben sind. Schöpfungen der dichtenden Volksseele aber sind sie alle drei. So lassen sich die Grimms eben durch das Poetische, das diese Gebilde umwebt in Form und Inhalt, in ihren Bann ziehen und wir finden auch kaum irgendwo stärker als bei ihnen die Ehrfurcht vor der Sprache und Form, in denen Sage und Märchen im Munde des Volkes leben. Ein Zweites aber kam noch hinzu: Die nähere Beschäftigung mit dem germanischen Altertum führte zu dem Glauben, die lustigen und schauerlichen Gestalten der Volkssage seien ein später Abklatsch des altgermanischen Götterhimmels, seien späte, merkwürdig verzerrte, vom Christentum verdammte Erinnerungen an das alte „Heidentum". Und nun suchte man zu sammeln, was im Volke nur immer an derartigen Erinnerungen zu finden war, um auf diese Weise den empfindlichen Mangel an Zeugnissen aus germanischer und frühdeutscher Zeit etwas auszugleichen.

So edel diese beiden Wertungen der Volkssage, die poetische und die mythologische, bei den Brüdern Grimm gedacht waren, führten sie doch in der Folgezeit zu recht bedenklichen Erscheinungen. Äußerlich waren zwar die Jahre von 1840 bis 1860 für die Sagenforschung, oder besser gesagt Sagenförderung, eine Glanzzeit. Jedenfalls hat nach der Zusammenstellung bei Wehrhan[1]) an

[1]) Wehrhan, Die Sage, Leipzig 1908, S. 1 ff.

Menge kein Zeitraum mehr zusammengetragen. Um so flacher und unkritischer aber wurde die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Sage. Hatten die Grimms die Poesie der Volkssage aus echtem Gefühl empfunden und sich von ihr ergreifen lassen, so wurde dieses Wort nun für viele, die Reimerei und Poesie nicht auseinanderzuhalten vermochten, zum Zeichen sich auf die Sagenstoffe zu stürzen und sie zum Vorwurf für ihre eigenen Ergüsse zu machen oder zum mindesten da, wo nach ihren Begriffen die Volkspoesie versagte, ergänzend nachzuhelfen. Vielen ist ehrliche Absicht und bestes Wollen nicht abzusprechen. Was dabei aber entstand, waren meist Gebilde, die wohl die Trümmer der Sage verwendet hatten, von ihrem Wesen aber weit entfernt waren. Die Flut derartiger poetischer Bearbeitungen in Reim und Prosa ist stetig angewachsen bis auf unsere Tage, ja sie hat ihren eigentlichen Auftrieb erst erhalten durch das Anwachsen des Zeitungswesens mit seinen Unterhaltungsbeilagen und der Familienzeitschriften. Da wurden denn nun diese Geschichten gemacht fürs traute Heim, fein zart und duftig und auf jeden Fall unanstößig in Wort und Bild. Das Echte war aber dabei schon längst verloren gegangen und es ist kein Wunder, wenn das „Volk“ für seine ureigensten Schöpfungen bald wenig Sinn mehr hatte. Das meiste ist wert, vergessen zu werden. Nur ganz weniges von diesen Sagenbearbeitungen hat einen eigenen künstlerischen Stil gewonnen, wie etwa die Ballade von G. A. Bürger, Der wilde Jäger, der ein pfälzischer Sagenstoff zugrunde liegt. Sie fallen allerdings dann auch nicht mehr in den Betrachtungskreis der Volkskunde, sondern der Literaturgeschichte. Wenn sich die Sagenforschung trotzdem gelegentlich mit all diesen Bearbeitungen abgeben muß, dann nur deshalb, weil sie oft die einzigen Überlieferungen von Sagenstoffen sind und man dann nur vor der Wahl steht, entweder überhaupt zu verzichten oder mit viel Mühe und oft doch auf gut Glück zu versuchen, Echtes und Unechtes zu scheiden.

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Sage wurde durch die mythologischen Forschungen der Grimms entscheidend angeregt. Mußten sich die Ansichten der Brüder Grimm über die Beziehungen der Volkssagen zur germanischen Mythologie später schon als nicht ganz zutreffend erweisen, so führte die Übertreibung und Verzerrung dieser Behauptung durch die Epigonen der Romantik erst recht auf unglückliche Gleise. Es entstand geradezu eine Leidenschaft, alles, was nur irgendwie sich benutzen ließ, für den alten Götterglauben in Anspruch zu nehmen. Man beeinträchtigte dadurch nicht nur die Sage in ihrem Eigenrecht, indem man ihr Zwangsjacken anlegen wollte, mehr noch schadete man vielleicht der deutschen Vorgeschichtsforschung, indem man ihren Gegnern willkommene Gelegenheit gab, sie verächtlich und lächerlich zu machen.

Die Ernüchterung folgte auch recht bald, als man den Irrweg einsah. Um 1850 erkannten Adalbert Kuhn und Wilhelm Schwartz, daß der Glaube an die Geister und Dämonen, also an die Geister von Wald und Feld, von Wasser und Luft, der Glaube an Kobolde und wilde Leute, an Zwerge und Riesen, dem Glauben an die Götter vorangegangen sei, nicht aber als eine Entartung zu gelten habe. Der wilde Jäger sei Vorläufer von Wodan, nicht aber der verfluchte, dämonisierte Gott selbst. Diese Erkenntnisse, wie aber auch die Er-

weiterung des Gesichtskreises ins Indogermanische durch Mannhardt führten zu einer vorsichtigeren Behandlung der Sage, dann aber auch zu einer vertieften wissenschaftlichen Beschäftigung mit ihr. Man suchte in ihr indogermanische Mythen, man suchte ihr historisch-philologisch nahezukommen. Allein man mußte bei der völkerkundlichen Erweiterung des Gesichtskreises gleiche oder ähnliche „Motive" bei allen Völkern erkennen und stand bald vor der Unmöglichkeit einer stofflichen Trennung zwischen den einzelnen Gattungen der Volkserzählung. Dem Wesen der Sage aber war man ferner als je, weil sich die historisch-philologische Forschungsmethode im rein Stofflichen verlor und die Sagenforschung zur reinen Motivforschung zu werden drohte.

Die Prinzipienwissenschaft suchte nun zunächst zwischen den einzelnen Gattungen nach Formkriterien klare Grenzen zu schaffen. Fr. Panzer[2]), Fr. v. d. Leyen[3]), Fr. Ranke[4]) seien hier genannt. Bereits die Brüder Grimm hatten auf die Gebundenheit in Raum und Zeit gegenüber der Losgelöstheit des Märchens hingewiesen. Auch die Verschiedenartigkeit der handelnden Personen in Sage und Märchen fiel auf. Man hat betont: Das Märchen hat eigentlich überhaupt keine Personen, sondern Figuren wie das Kasperltheater, namenlos, in verblüffender Schwarzweißmalerei, Gute und Böse, Wunderschöne und Häßliche, Arme und Reiche, Könige und Prinzessinnen, Gänsemägde und Hirten und Schneidergesellen. Die Personen der Sage dagegen sind Menschen aus Fleisch und Blut, tragen Namen, ihre Welt ist meist die Welt des Erzählers selbst und jedem bekannt. Der Märchenerzähler beginnt „Es war einmal", der Sagenerzähler gibt möglichst genau die Quelle seines Wissens an. Es fehlt der Sage die schillernde Buntheit und die Heiterkeit des Märchens und diese glückselige, unbekümmerte Kindlichkeit, die Natürliches und Übernatürliches ahnungslos ineinander fließen läßt, die das Grausamste und Perverseste mit kindlich reinem Mund und Gemüt erzählt. Die Sage ist ernst, oft düster und bänglich, ja sie zeigt Neigung zum Tragischen. Ihre Aussage ist episodenhaft kurz, oft wirr und ohne Auflösung. Bleibt diese treffliche Charakteristik noch mehr am Äußeren hängen, so trifft die Behauptung, die Sage wolle belehren und verlange Glauben, das Märchen aber wolle nur unterhalten und erzählen, Wesentliches. Fr. v. d. Leyen[5]) stellt schließlich fest: „... in der Sage entwickelt sich das Erklären und der Ernst auf Kosten des Erzählens und des Spiels und im Märchen das Erzählen und das Spiel auf Kosten des Erklärens und des Ernstes ... in der Sage ist das Erlebnis, im Märchen der Erleber die Mitte, die Sage sucht das Erlebnis selbst anschaulich und eindrucksvoll vorzutragen, das Märchen wird durch die wechselnden und vielfältigen Schicksale des Erlebenden angezogen. Die Sage ist objektive, das Märchen subjektive Dichtung." Alle diese äußeren Unterschiede sind also letztlich nur die Folge einer grundsätzlich verschiedenen Einstellung des Erzählers zu seinem Stoff.

Das ganz Besondere der Sage liegt in ihrer psychologischen und soziologischen Gebundenheit, in ihrer Biologie, wie Ranke sagt. Am klarsten hat viel-

[2]) [3]) [4]) Siehe Schrifttumsverzeichnis.
[5]) Märchen S. 87.

leicht Gesemann[6]) auf diese Zusammenhänge hingewiesen. Sage ist niemals eine für sich bestehende Geschichte, eine selbständige Kunstform wie das Märchen, das flüchtig und frei, wie im Munde des Märchenerzählers, so auch gedruckt erscheinen kann, ohne sich in seinem Wesen irgendwie zu ändern. An dem schönen Beispiel von der kleinen Gesellschaft junger Burschen, die sich abends nach Feierabend in der Schmiede ein Stelldichein gibt, wo man die Dinge des Alltags bespricht, allerlei Unsinn treibt, bald aber auch sich der düsteren Stimmung des Ortes hingibt und in Rede und Gegenrede allerlei merkwürdige Dinge und Geschichten auftauchen läßt, wird uns klar: die echte Sage hängt mit tausend Fäden in einem lebensvollen Zusammenhang. Zerschneidet man diese Fäden, hat man nur ein totes Gebilde. Gesemann sagt[7]): „Sie schwebt im großen Zug einer durchaus amorphen Unterhaltung an uns vorüber, die Unterhaltung verdichtet sich gleichsam an charakteristischen, bedeutsamen Stellen ihres natürlichen Flusses zu dem, was wir Sage nennen, um sich dann am Ende wieder in die allgemeine Unterhaltung aufzulösen ... eine Sage ist die künstlerisch gestaltete Verdichtung einer amorphen Unterhaltung über seltsame, aber als durchaus real angenommene Dinge und bleibt als solche trotz aller künstlerischen Gestaltung selber etwas Amorphes. Ihr künstlerischer Stil ist überzeugenwollende Sachlichkeit. Löst man die Sage aus ihrem Nährboden, der amorphen Rahmenunterhaltung, heraus, so gerät man schon in die Gefahr einer Verfälschung. Eine Sage, die man etwa gedruckt als selbständiges Ganzes liest, hat eine ganz andere psychologische Wirkung als eine, die man in ihrem adäquaten Zusammenhang hört." Der Erzähler berichtet also die Sage nicht um ihrer selbst willen, sondern verwendet sie zur Bekräftigung seiner Anschauung von den Dingen, seiner Lebensauffassung, zum mindesten aber sucht er mit ihrer Hilfe sich sein Weltbild zu formen. Sie entspringt daher aber auch letztlich dem gleichen Bedürfnis, dem jede Wissenschaft ihr Leben verdankt, dem Wunsch das gleitende, fließende Leben zu erfassen und eine Brücke zu schlagen aus der Einsamkeit des Ichs zur sinnlichen und übersinnlichen Außenwelt. Die Wissenschaft sucht Gesetze, sie geht den Weg der Begriffe und Vorstellungen, in unseren Volkssagen aber ist eine andere urtümlichere, künstlerische Weltbetrachtung lebendig, die das Wesen der Welt in Bildern und Symbolen, in Gleichnissen und Erlebnissen begreift und am „farbigen Abglanz" das Leben packt. So ist die Sage Weltdeutung und sie ist in diesem Sinne trotz der Formelhaftigkeit ihrer Bilder, die sie eben weitergibt, wie die Wissenschaft ihre Begriffe, subjektivste Dichtung.

Auch für die sog. „historische" Sage ist diese innere Bindung vorhanden, wenngleich vielleicht in abgeschwächterem Maße. Die Geschichten, die da etwa von alten Burgen und Schlössern und von den merkwürdigen Schicksalen derer, die einst dort lebten, erzählen, sind wohl in unseren Reiseführern zu Kuriosa und Museumsstücken geworden. Als lebendige Volkserzählungen aber wurzeln

---

[6]) G. Gesemann, Soziologische und psychologische Zusammenhänge in der Sagenforschung, Ztschft. f. Völkerpsychologie IV, 1928, S. 19—43.

[7]) a. a. O. S. 21.

sie wie die mythischen Sagen im Leben des Erzählers. Sie werden erzählt mit Mitleid, mit Liebe, mit Haß oder mit Stolz, jedenfalls mit innerster Anteilnahme, und sie tragen immer auch den Keim zu einer gewissen Verallgemeinerung in sich. Ihr Grundton ist der Hinweis auf die Vergänglichkeit allen Lebens oder der Stolz auf die Größe der Ahnen oder etwas Ähnliches, wenn nicht gar die Sage, wie etwa die Frevelsage, schon offensichtlich als Beweis für ein sittliches Ideal erzählt wird.

So haben wir den beherrschenden Mittelpunkt gewonnen, von dem aus wir das Reich der Sage überblicken können. Nicht von der Form, die wir der Vielfältigkeit der Sage vergeblich aufzupressen versuchen, nicht von ihrem Inhalt ist ihr Wesen bestimmt, sondern allein von der besonderen Art der Beziehung Mensch—Sage.

Aus dem Gesagten erhellt aber auch die Schwierigkeit des Sagensammelns überhaupt und jeder wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Sage. Wer nicht in der Gemeinschaft selbst lebt, braucht viel Geduld und Geschick dazu und die Fähigkeit mit dem Volk zu denken und sein Vertrauen zu gewinnen. Es geht dem Sammler auch dann noch wie dem Botaniker, der sich eine Sammelbüchse voll Blumen zusammenträgt; doch wenn er sie auspackt, sind sie welk und dürr und haben den schönsten Schmelz ihrer Farben verloren, weil sie als organische Wesen aus ihrem Wurzelreich gerissen wurden. Die neueste Forschung trägt dieser Erkenntnis weitgehendst Rechnung. Sie fordert nicht nur Aufzeichnung in Mundart mit möglichst genauem Wortlaut, sie will auch Auskunft über die Person des Erzählers, den Erzählerkreis und seine Einstellung zu den Erzählungen[8]). Noch ein anderes sei hier herausgestellt. Man hat mit Recht erkannt und betont, daß in den meisten Fällen die Sage aus einem Erlebnis erwachsen ist. Der „Bericht über ein außerordentliches und wunderbares Erlebnis, das geglaubt und für wahr gehalten wird"[9]), allein aber ist noch keine Sage. In Neunkirchen am Potzberg erzählte mir zum Beispiel ein Mann weitausholend folgende Geschichte: Er hatte den Auftrag übernommen Pferde über Land zu führen und sich dabei verspätet. „No war's Uhre eens, halb zwä, wie ich vun Matzebach eruff sin. Un wie ich zum Wald eraus kumm sin, uff emol stehn ich do im Feier. No wollt ich noch e Schritt zwä dun un sin nimmi fort kumm. No guck ich geje Himmel, awer de Himmel war ganz klar. Das war nor e kurzer Moment. No han ich mei Hund bei mer gehat und wie das voriwwer war, is

---

[8]) Hingewiesen sei hier auf die Arbeiten von Brinkmann, Grudde, G. Henßen, Merkelbach-Pink, Niederlöhner und Zender, besonders aber auch auf die Arbeit der Lehr- und Forschungsstätte für Volkserzählung, Märchen- und Sagenkunde im „Ahnenerbe e. V.", Berlin. Durch die Arbeit zahlreicher Sammler wird dort ein Archiv des lebendigen deutschen Erzählgutes aufgebaut, das in mundartlicher Aufzeichnung und in der Beantwortung ergänzender Fragen den genannten Forderungen entspricht. Das ganz irrationale, dem aufgliedernden Wort nie faßbare Leben der Erzählung sucht man dort einzufangen durch Sprechaufnahmen mit Hilfe eines Magnetophonapparates. Bei der Schwierigkeit einer solchen Aufnahme ohne Wissen des Erzählers ist natürlich auch dieses Verfahren gerade der Sage gegenüber nur bedingt tauglich.

[9]) Vgl. Fr. v. d. Leyen, Volkstum und Dichtung, Jena 1933, S. 9.

de Hund bei mich kumm un is mer nimmi unnich de Bä raus." Auf Befragen erklärte der Mann weiter, daß das Feuer in einem Umkreis von wenigen Metern um ihn herum gewesen sei. Gebrannt habe es ihn aber nicht. Nach etwa zwei Sekunden sei alles wieder verschwunden gewesen. Er habe vergeblich darüber nachgedacht, was diese Erscheinung habe bedeuten können. Aber er habe zunächst mit niemanden darüber gesprochen, weil er fürchtete ausgelacht zu werden. Erst eine Woche später habe der Lehrer davon angefangen, wer das und das gesehen habe und dann habe er erfahren, daß das Feuer an drei anderen Orten ebenfalls gesehen worden sei. Mein Gewährsmann gab also weder von selbst noch auf Befragen eine Deutung seines Erlebnisses, sondern enthielt sich jeder Äußerung, die über den nackten Tatsachenbericht hinausging. Er verwahrte sich lediglich durch die Mitteilung von der Angst seines Hundes gegen den Vorwurf der Sinnestäuschung.

Man wird diesen Erlebnisbericht trotz seines „sonderbaren" Gegenstandes kaum als Sage bezeichnen können. Was ihm fehlt, ist die Verwurzelung in der Vorstellungswelt einer Gemeinschaft. Zur Sage wird die Geschichte erst, wenn sie von einer Gemeinschaft aufgenommen und weitergegeben wird und dabei tiefere, beispielhafte Bedeutung erhält. Bei Meiche heißt es[10]: „Ein Bericht wird erst dann zur Sage, wenn er sich nicht mit der Wiedergabe der einfachen Tatsache begnügt, sondern auch erklärt und dazu Anschauungen benutzt, die im Volk allgemein umlaufen und auf jeden ähnlichen Fall angewandt werden können."

Zu entscheiden, wann diese Tatsache gegeben ist, ist natürlich nicht immer leicht. Ich hörte in Neunkirchen, als ich die erwähnte Geschichte weitererzählte, von einem Mann, der ein ähnliches Erlebnis gehabt habe. Lange ließ sich dieser bitten, mir zu erzählen; dann berichtete er: „Ich bin emol owends Wisse wässere. Wie ich uffem Hämweg war, han ich an de Föckelberger Stroß plötzlich vor mir e ganz feiriger Reiter gesi. Mer hat den Gaul ganz nadirlich schä gesi. Un de Mann druff. Ich will e schlechter Kerl sin, wenn's net ewohr es. Dreimol is er ehinner und vor geritt bis an de Bierebäm. No bin ich dorchgebrennt. Des war so um 81 rum; ich war domols 12 oder 13 Johr alt." Der Erzähler war sonst zu keiner weiteren Geschichte mehr zu bringen. Er glaube sonst nicht an solche Dinge, die so erzählt würden, aber das habe er selbst erlebt und das lasse er sich nicht ausreden. Aber was das war, darauf sei er trotz vielen Nachdenkens noch nicht gekommen.

Ob hier bereits die Vorstellung des feurigen Reiters in der Phantasie des Jungen bewußt oder unbewußt vorhanden war und tragendes Element für das Erlebnis wurde, ob so das Erlebnis also bereits aus der Vorstellungswelt einer Gemeinschaft herauswuchs oder ob es erst später im Weitererzählen in diese eingeordnet wurde, in beiden Fällen tun wir einen Blick in jenes Entwicklungsstadium, in dem ein Erlebnisbericht zur Sage wird, in dem das Erlebnis eines bestimmten Menschen aus der Vereinzelung zur Allgemeingültigkeit kommt und eintaucht in die Glaubenswelt und die sittliche Ordnung

---

[10]) Meiche, Sagenbuch des Königreichs Sachsen, Leipzig 1903, S. 12.

einer Gemeinschaft; denn das ist das Wesen einer Sage, daß sie mit doppeltem Wurzelwerk erwachsen ist aus dem Erlebnis des Einzelnen oder aus einem einmaligen Ereignis und aus den überkommenen, festgeprägten Vorstellungen einer Gemeinschaft.

Es ist klar, daß der Legende, wenigstens soweit sie als Volkslegende gelten kann, bei einer psychologischen Betrachtung kein Eigenrecht zuzusprechen ist, da sie, psychologisch gesehen, denselben Wurzeln entspringt wie die Volkssage. Auch in ihr drückt sich die Auseinandersetzung des Menschen mit dem Übersinnlichen in seinem Leben aus, auch sie strebt vom Einzelfall zum Allgemeinen und ist, wie die Volkssage, in vielen Fällen Beispielsage zum Beleg der Heiligkeit etwa ihres Trägers, sie erscheint andrerseits aber auch ebenso oft als Zaubergeschichte wie die Volkssage in ihrer heutigen Gestalt. Wenn man die Legende als Sage auf dem Boden der christlichen Vorstellungswelt bezeichnet hat[11]), oder noch etwas weiter als Sage auf dem Gebiet monotheistischer, dogmatischer Religionen[12]), so ist das lediglich eine äußere Unterscheidung, die einer Betrachtung von innen her nicht mehr standhält. Auch Ranke betont diese grundsätzliche Wesensgleichheit von Volkslegende und Volkssage[13]) und bezeichnet die Legenden als eine Untergruppe der Volkssagen, „zusammengehalten durch ihren Inhalt, der irgendwie dem christlichen Vorstellungsbereich zugehört" (vgl. auch die englische und französische Bezeichnung der Volkssagen als „legends" und „légendes populaires"). Sollte man aber weitergehen wollen und mit dieser Trennung eine Scheidung in religiös und profan verbinden wollen, wie es z. B. noch Rumpf[14]) tut, wenn er die Legende als „fromme Sage" bezeichnet, so kann dem nicht scharf genug entgegengetreten werden. Es ist Zeit, daß die Wissenschaft hier klare Fronten schafft. Religiös ist nicht unbesehen alles aus christlicher Vorstellungswelt Geborene. Die Benediktion des Priesters ist ebenso Zauberei wie die Manipulationen des Zauberers. Niemand wird den tiefen religiösen Gehalt des Christentums leugnen. Das darf aber nicht heißen, daß der christliche Anstrich das Kennzeichen des Religiösen ist. Das hieße das Dogma einer Glaubenslehre zum Ausgangspunkt wissenschaftlicher Forschung machen. Nicht die äußere Form, sondern die innere Haltung des Menschen muß in dieser Hinsicht für die Wertung echter Wissenschaft maßgebend sein. Kennzeichen wahrer Religiosität aber ist immer und nur die Ehrfurcht. Sie offenbart sich in jenem tiefen Erahnen der Urverbundenheit des Ich mit allem Leben und Wesen, mit der Natur, mit Gott. Sie ist jener heilige Schauer, in dem der Mensch die Grenzen seiner Welt und seiner Möglichkeit erkennt, da der Stolz zur Demut wird im Erahnen des Ewigen, Unendlichen, und die Demut wieder zum Stolz im Wissen um die Größe und Herrlichkeit allen Lebens, auch des menschlichen. Religion ist innige Verbundenheit mit dem göttlichen Wesen, das sich uns offenbart in seiner Schöpfung. Sie lebt daher im Menschen als eine Grundhaltung, die all sein Denken und Wissen durch-

11) G. Günter, Die christliche Legende des Abendlandes, Heidelberg 1910, S. 10.
12) Wehrhan, Die Sage 1. Kap.
13) Fr. Ranke, Sage, in J. Meier, Deutsche Volkskunde, Berlin 1926, S. 195.
14) Rumpf, Religöse Volkskunde, 1933, S. 141 ff.

dringt oder sie lebt überhaupt nicht. Wir finden das Religiöse daher aber auch ebensogut in der weltlichen Sage wie in der kirchlichen Legende. Wer in diesem Sinne ohne Voreingenommenheit durch ein christliches Glaubensbekenntnis einen Trennungsstrich zwischen profaner und religiöser Sage ziehen wollte, der würde daher vor nahezu unüberwindlichen Schwierigkeiten stehen; denn gerade das Religiöse in seiner einfachsten Form, der Schauer vor dem Unbegreiflichen in der Welt, und das Gefühl der innigen Abhängigkeit des Menschen vom Naturgeschehen, das ja gerade der naturverbundene Mensch tief empfinden muß, ist das erhaltende, sinngebende Element der Volkssage.

Aber auch eine Scheidung in weltliche und christliche Sage in dem Sinne, daß die christliche Sage alles aus christlichen Glaubensvorstellungen entsprungene Gedankengut enthalten solle, läßt sich nicht wohl durchführen, da die Scheidung eine höchst äußerliche bleiben müßte. Das Christentum fand bei seinem Eindringen in Deutschland nicht etwa eine innere Haltlosigkeit und Leere bei den germanischen Völkern vor, wie man das so oft und so gerne dargestellt hat, sondern mußte in tausendjährigem Kampf sich mit den erdgewachsenen und blutgebundenen Vorstellungen auseinandersetzen. Diese Auseinandersetzung mit germanischem Wesen führte aber zu einer wechselseitigen Durchdringung, deren einzelne Bestandteile voneinander zu lösen heute außerordentlich schwierig ist. Die Sage aber gibt ein treues Spiegelbild dieses Kampfes. Nicht nur, daß sich zahlreiche historische Erinnerungen in ihr erhalten haben, die oft fast ganz verwischt, für den Kenner doch sehr aufschlußreich sein können. Mehr noch sind christliche und germanische Vorstellungen oft untrennbar ineinander übergegangen, haben aber bei diesem Verschmelzungsprozeß nicht selten ihre Wurzeln im lebenspendenden Erdreich verloren und sind zu einer starren, aus dem organischen Lebenszusammenhang herausgerissenen Formel geworden. Weiter aber zeigt oft die weltliche Sage mehr noch den Einfluß christlicher Denkart als die Legende. So hat z. B. die von der antiken Kultur und vom Christentum ins Germanentum hereingetragene Scheidung von Leib und Seele altgermanische Seelenvorstellung nahezu vollständig verdeckt und auch zu neuen Gebilden geführt. Noch deutlicher aber hat auch der Sündenbegriff der weltlichen Sage christliches Gepräge gegeben. — Wenn sich schon die Meinung der Brüder Grimm, die mythische Sage sei eine späte Erinnerung an die altgermanische Mythologie als falsch erweisen mußte, weil sich herausstellte, daß ihre mythischen Bestandteile als Bewußtseinsinhalte älter sind als jene Mythologien, so machen ähnliche Gründe eine Scheidung von Legende und Sage unmöglich; denn auch die Legende enthält Vorstellungen, die älter sind als das Christentum, während Vorstellungen der Sage mit diesem oder durch dieses gebildet sind. Auch der Einwand, daß die Legenden großenteils im Sinne Naumanns als „gesunkenes Kulturgut" anzusehen seien, d. h. daß sie aus Heiligenviten und Predigten ins Volk gedrungen sind, läßt sich nicht aufrechterhalten zur Begründung einer grundsätzlichen Scheidung von Legenden und Sage; denn dann sind die meisten Teufelsgeschichten und vieles andere mehr von vornherein als gesunkenes Kulturgut zu betrachten und es wäre weiterhin aufschlußreich zu wissen, wieviele Frevelsagen und ähnliches als

Predigtmärlein über die Kanzel gegangen sind und als Gleichnisse von Seelsorgern verbreitet wurden. Nicht die Herkunft einer Geschichte, so wichtig sie in anderer Hinsicht ist, ist kennzeichnend für die Erzählgattung Sage, sondern eben nur die besondere Art der Beziehung Mensch—Sage. Das muß festgehalten werden. Als Belegerzählung für den Volksglauben unterscheidet sich die volkstümliche „Legende" aber in nichts von der „Sage".

Aber noch nach einer anderen Richtung müssen wir unsere Stellung rechtfertigen. Es gibt im Volke wohl mehr Sagensplitter, Sagenkeime und Sagenreste als ausgebildete Sagen. Wo liegt die Grenze unserer Betrachtung? Gesemann sagt[15]): „Eine Sage liegt erst dann vor, wenn wirklich etwas gesagt, d. h. erzählt wird, also erst dann, wenn wir aus dem Gebiete des Volksglaubens aufsteigen zu einer literarischen Gestaltung dieses Volksglaubens. Wenn also das Volk glaubt und berichtet, daß in einem Berg ein Kaiser schlafe, so ist das noch keine Sage, sondern ein sagenhafter Glaube. Erst wenn dieser sagenhafte Glaube, diese primitive Geschichts- und Volksschicksalsdeutung sich in einer Erzählung gestaltet, liegt eine sog. Sage vor." Das ist sicher richtig, wenn man künstlerische oder literarische Maßstäbe anlegen will. Wir aber betrachten vom Standpunkt der Volkskunde, die Leben und Wesen des Menschen erkennen will, die in diesem Fall auch nicht die Sage sehen will von ihrer formalen Seite, sondern in ihrer inneren Verknüpfung mit der Vorstellungswelt des Volkes. Dieser Erkenntnis aber kann auch das Kleinste von Wichtigkeit sein. Wenn irgendwo die Sage raunt von einer verfallenen Burg, einem versunkenen Dorf, oder einem unheimlichen Umgänger, so mag das allein schon für die Beurteilung der wertenden Volksseele wertvoll sein. Darüber hinaus aber wissen wir, daß reiche Sagen auch nicht plötzlich da waren, sondern oft nur aus solchen kleinsten Anfängen erwachsen sind, während anderswo nur noch eine flüchtige, trübe Kunde von einst reicherem Wissen des Volkes kündet. Die ewige Dreiheit alles Lebens, das Entstehen, Vergehen und Neuwerden gilt auch für die Volkssage und unser Wissen darum soll uns bewahren vor einseitiger Wertung. Wir erinnern uns an die feinen Worte in der Einführung zu den Grimmschen deutschen Sagen: „... diese Armut, weil sie schuldfrei, hat in der Besonderheit fast jedes Mal ihre Vergütung und wird eine Armutseligkeit. Sehen wir die Sprache an, so stuft sie sich ewig und unendlich in unermeßlichen Folgen und Reihen ab, indem sie uns ausgegangene neben fortblühende Wurzeln, zusammengesetzte und vereinfachte Wörter und solche, die sich neu bestimmen oder irgend einem verwandten Sinn gemäß weiter ausweiten, zeigt; ja es kann diese Beweglichkeit bis in den Ton und Fall der Silben und der einzelnen Laute verfolgt werden. Welches unter den verschiedenen nun das Bessere sei und mehr zur Sache gehöre, das ist kaum zu sagen, wenn nicht ganz unmöglich und sündlich, sofern wir nicht vergessen wollen, daß der Grund, woraus sie alle zusammen entsprungen, die göttliche Quelle, an Maß unerhört, an Ausstrahlung unendlich, selber war."

Wir halten noch einmal das oben gewonnene Ergebnis fest. Die Sage knüpft äußerlich oft an das Erlebnis eines Einzelnen an,

[15]) a. a. O. S. 19.

als Sage gestaltet wird dieser Erlebnisbericht aber erst durch die Aufnahme und Einordnung in den Glauben, die Weltanschauung, die Sehnsucht, die sittliche und soziale Forderung und das Schicksalserlebnis einer Gemeinschaft. Diese Vorstellungswelt einer Gemeinschaft ist nun aber nicht die Summe der Erkenntnisse und Erfahrungen einzelner, sondern ein in der Gemeinschaft verankertes und mit wechselseitiger Beziehung und Verknüpfung erwachsenes Ganzes, sie ist Ausdruck der Volksseele.

2. Volkssagenforschung als Volksseelenforschung.

Volkssagenforschung ist also letztlich Volksseelenforschung. Daraus ergibt sich aber auch Zweck und Art unserer Fragestellung. Wenn Fr. v. d. Leyen feststellt[16]), daß die bisherige Betrachtung eine Betrachtung von oben und von außen gewesen sei, daß man zu sehr vom vergleichenden Standpunkt und zu wenig von der Sage selbst aus und um ihrer selbst willen gearbeitet habe, und wenn er dann fordert: diese Betrachtung verlangt dringend eine Ergänzung, eine Betrachtung von unten her und von innen heraus, auch eine Betrachtung des Zusammenhanges von deutscher Sage und deutschem Volk, so macht diese Forderung an eben die Richtung wieder Zugeständnisse, die sie mit ihrer Kritik beseitigen will. Nein, wir beschäftigen uns nicht mit der Sage um ihrer selbst willen, unsere Aufgabe ist nicht auch eine Betrachtung ihrer Beziehungen zum deutschen Volk, sondern sie erwächst ja gerade aus dieser Fragestellung. Wir sehen in der Sage einen wertvollen Stoff zur Erkenntnis der Volksseele. Indem wir den gestaltenden und erhaltenden Kräften der Volkssage nachspüren, treiben wir Seelenforschung.

Mit zwei Hauptfragen treten wir also an die Volkssage heran. 1. In welchem Verhältnis steht das Volk heute zur Sage? 2. Welches sind die Urerlebnisse, aus denen die Vorstellungen, Gestalten und Motive der Volkssage entstanden sind? Beide Male suchen wir hinter Wort und Bild die gestaltende Seele. Die Beantwortung beider Fragen in der Zusammenschau läßt uns die seelischen Artgesetze unseres Volkes erkennen, aber auch seine seelische und geistige Entwicklung.

a) Die Lebensbedingungen der Volkssage.

Eine Untersuchung über das Verhältnis des Volkes zur Sage, bzw. über die Lebensbedingungen der Sage hat sehr vieles zu berücksichtigen. Es liegt im Wesen der Sage, daß sie mehr als das Märchen Allgemeingut sein kann und muß, d. h. daß das Sagenerzählen weniger eine persönliche Begabung voraussetzt als eine bestimmte Entwicklungsstufe und ein lebendiges Gemeinschaftsleben. Die Feststellung der Verbreitung und der Beliebtheit der Sagen im Volke, mehr

---

[16]) Volkssagen, in Spamer, Deutsche Volkskunde, 1935.

noch der einzelnen Sagengruppen ist außerordentlich aufschlußreich für die Beurteilung des Volkscharakters und seiner Entwicklung, besonders wenn ein Vergleich mit der gleichzeitigen Verbreitung anderen Volkserzählgutes möglich ist. Die Sage gehört mit ihren meisten Stoffen, zwar in verschiedener Abstufung, einer Bewußtseinshaltung an, über die die seelisch-geistige Entwicklung im Zusammenhang auch mit den sozialen Veränderungen zumindest in einzelnen Stämmen unseres Volkes hinauszuführen scheint. Es mag sein, daß dann die schönsten und einprägsamsten Sagenstoffe zu Märchen werden, wie ja auch unsere Märchen zu einem großen Teil in enger Verwandtschaft zu den Mythen stehen. Das langsame Aussterben der Sage läßt sich gerade in der Pfalz deutlich beobachten. Wohl kann man sagen, daß hier vielerorts schon seit längerer Zeit ein lebendiges und geschlossenes Dorfgemeinschaftsleben fehlt, das für die Sage ebenso tragender Boden ist wie für das Brauchtum. Niemand aber wird glauben, daß die neu sich aufbauenden politischen Gemeinschaften diese Entwicklung wieder rückgängig machen könnten, also auch für die Sage Nährboden werden könnten, wie sie es für Erhaltung und Neuschaffung des Brauchtums sind. Das beweist doch, daß ein gestörtes Gemeinschaftsleben nicht allein die Schuld am Untergang der Sage trägt.

Ich habe mich einige Zeit in Neunkirchen am Potzberg und den benachbarten Dörfern aufgehalten und hier bemerkenswerte Beobachtungen machen können. Erzählt wird hier wohl auch bei guter Gelegenheit, aber das sind dann Späßchen und Anekdoten und ähnliches. Von wirklich lebendigen Volkssagen aber kann man kaum mehr sprechen. Das heißt nun nicht, daß nicht gelegentlich noch von einzelnen Leuten etwas zu erfahren wäre. Aber es ist doch wohl ein bedeutender Gradunterschied zwischen dem Wissen um solche Dinge und dem Weitergeben und Besprechen. Diese Leute wissen noch davon aus der Zeit, da diese Geschichten Gerede waren im Dorf, da sie zum Gesprächsstoff gehörten, ihre Kinder werden vielleicht auch noch manches von ihnen erfahren, aber sie werden es nicht mehr weitertragen, weil schon jetzt die Bereitschaft dazu nicht mehr vorhanden ist.

Diese Bereitschaft verschwindet aber mit dem Glauben daran. Ich habe immer wieder hören müssen auf meine Fragen „Ach jo, des dumm Zeich“, oder „Jo, des is jo blos e Merche“, was natürlich nur soviel sagen sollte, daß es sich um eine unglaubwürdige Sache handle. Freilich gehen solche Redensarten zur Hälfte auf Rechnung der Abwehr gegen einen Fremden, demgegenüber man sich unsicher fühlt, vielleicht sich dieser Dinge schämt. Man wird aber dann leicht herausfinden, wie der Erzähler wirklich zu seiner Geschichte steht. An sich kann auch Zweifel, ja Nichtglaube ein Glauben sein. Es handelt sich darum, ob überhaupt die Wahrheitsfrage gestellt wird. Von der Verneinung dieser Frage zu ihrer Unterlassung ist dann allerdings nicht mehr sehr weit. Dann geht aber eine solche Geschichte infolge des mangelnden Interesses unter oder sie wird von neuen Kräften der reinen Phantasie und Erzählfreude weitergetragen, sie wird Märchen, Schwank, Anekdote.

Eine bemerkenswerte Übergangsstufe der allmählichen Loslösung von der Sage läßt auch der oben erwähnte Bericht vom feurigen Reiter erkennen. Wohl

gehört es zum Wesen der mythischen Sage, daß genaue Angaben über Ort und Zeit und Gewährsmann gemacht werden, die aber doch von dem Hörer nicht mehr zu überprüfen sind und deshalb nur psychologische Bedeutung haben. Die Bereitschaft zum Fürwahrhalten wird auch ohne dies vorausgesetzt. Es ist deshalb schon ein bedeutender Grad der Loslösung aus dem Denken der Gemeinschaft, wenn jemand, wie obiger Erzähler, erklärt, er glaube nur, was er selbst erlebt habe und sich weigert, andere Geschichten zu erzählen, von denen er wohl wissen konnte.

Nächst der Frage nach der Verbreitung und Beliebtheit der Sagen im Volke und der Stärke ihrer Verwurzelung im Glauben ist natürlich eine Berücksichtigung der Sagenstoffe von außerordentlicher Wichtigkeit. Die geschichtliche Sage z. B. wird im wesentlichen genährt durch die Anteilnahme des Menschen an der Geschichte und dem Schicksal ihrer Heimat, ihres Volkes. Ihr Fehlen braucht jedoch nicht auf mangelndes Interesse zu weisen. Es handelt sich hier nicht nur um Art-, sondern auch um Gradunterschiede. So habe ich in Neunkirchen keine Spur von historischen Sagen mehr finden und doch ein außerordentlich waches Heimatgefühl und historisches Interesse feststellen können. Man begnügt sich eben nicht mit dem Wissen von Hörensagen aus alter grauer Zeit, sondern bemüht sich geradezu mit wissenschaftlichem Ernst um die Kenntnis der wahren Vorgänge und Verhältnisse, ein Streben, dem Schule, Zeitung und Rundfunk natürlich weitgehend entgegenkommen. — Noch bedeutsamer sind die Unterschiede in den Stoffgruppen innerhalb der mythischen Sagen, die tiefer in weltanschauliche Untergründe reichen. Mit der Feststellung, daß in einem Dorf noch Sagen erzählt werden, ist wenig ausgesagt. Es ist ein großer Unterschied, ob man noch Naturmythen erzählt, von Riesen und Zwergen und weißen Frauen weiß oder ob man zittert vor Gespenstern und dem Teufel. Hier äußern sich zwei verschiedene Weltanschauungen, meist auch andersartige Menschen. Man wird dies umso leichter erkennen, wenn man auch die Gefühlsbetonung und die ethische Forderung beachtet, mit der die Geschichten erzählt werden. Es lohnt sich dann sehr, einmal sein Augenmerk auf rassische Unterschiede in der Bevölkerung zu richten, auf konfessionelle und soziologische Verhältnisse, auf die historische Entwicklung und auf den Landschaftscharakter; ja man kann hier sogar in einem und demselben Ort entsprechende Studien machen.

In Neunkirchen, einem Ort mit konfessionell gemischter Bevölkerung, in dem wie fast überall in der Pfalz ein großer Teil der Familien sich von ihrem Landbesitz nicht mehr ernähren kann und in Steinbrüchen oder sonstwo zur Arbeit geht, konnte ich folgende Feststellung machen: Wie die historische Sage ist auch die naturmythische gänzlich ausgestorben. Es ist auch dies nur ein normaler Entwicklungsgang. Dagegen scheint noch bis in die vorletzte Generation ein starker Gespensterglaube verbreitet gewesen zu sein, an den sich noch heute viele Leute erinnern können. Aber es ist nicht mehr als dieses Sicherinnernkönnen; man wundert sich, daß jemand nach diesem „dummen Zeug" fragt, mit dem sich die Alten narren ließen und das es ja nie gegeben habe. Und man erzählt dann wohl auch eine lustige Geschichte, wie der oder jener, der

gar zu ängstlich war, von den Dorfburschen ins Bockshorn gejagt wurde. Einige wenige gibt es freilich, die wissen nicht nur mehr, sondern sie sind auch von der Wahrheit ihrer Geschichten überzeugt und sind glücklich, daß es heute so etwas nicht mehr gibt und ihnen die Angst erspart bleibt. Man kann eine ganze Menge von Gespenstergeschichten aus ihnen herausfragen, wollte man diese aber als Beweismaterial für den wahren Volksglauben, ihre Träger als seine Zeugen hinstellen, würde man in diesem Falle das Absonderliche zum Typischen machen, denn diese Leute, die keine Bauern sind, gehören nicht zu den wertvollsten Gliedern der Dorfgemeinschaft, sondern zu den belächelten und nicht ernst genommenen. Ihr Hauswesen ist zerrüttet, unordentlich und schmutzig, aber sie sind eifrigste katholische Kirchgänger. Die Frau, die mir am meisten zu erzählen wußte, ist als Betschwester im Ort verschrien, weil sie alltäglich eine Stunde über Land zur Kirche geht. Sie selbst, so meinte die Erzählerin am Schluß ihrer Gespenstergeschichten, habe ja nie so etwas erlebt; denn sie habe sich immer so gefürchtet, daß sie abends nie hinausgekommen sei. Heute höre man ja nichts mehr von Geistern. Doch der Herr Pfarrer habe gesagt, früher habe es viel gute und böse Geister gegeben; aber der Papst in Rom habe so fest gebetet, daß sie alle verschwunden seien. — In diesem Satz liegt eine volkskundlich unendlich wichtige Feststellung. Der Herr Pfarrer hat gesagt, deshalb ist es wahr. Der Herr Pfarrer würde aber heute Gefahr laufen, von seinen besseren Gemeindekindern belächelt zu werden, wenn er es noch sagen würde, und deshalb ist es höchste Zeit, die Gespenster, die er selbst beschworen, zu bannen und siehe, die Kirche hat wieder die Glorie.

Diese Verknüpfungen mögen vielleicht nicht überall so deutlich in Erscheinung treten wie bei diesem Beispiel; ich habe sie aber in größerem Rahmen bestätigt gefunden in der Südpfalz und im Saarland. Näher auf diese Fragen der Lebensbedingungen der heute noch gültigen Volkssage einzugehen, muß sich die vorliegende Arbeit vorenthalten, da sie sich ja im wesentlichen auf Stoffe aus dem Schrifttum stützen muß, das nur gelegentlich direkt oder indirekt Anhaltspunkte für eine derartige Beurteilung gibt.

b) Entstehung und Überlieferung der Volkssagen.

Für uns tritt daher jene zweite Frage in den Vordergrund: Welches sind die Urerlebnisse, aus denen die Vorstellungen, Gestalten und Motive der Volkssage entstanden sind? Sind diese und wie sind sie umgestaltet worden in Form und Sinn? Welchen Anlässen verdanken die Sagen im einzelnen ihre Entstehung? Hier gilt es zunächst zu scheiden; denn der Volkssagenschatz bildet kein gleichartiges Ganzes, er liegt vielmehr vor uns wie ein schillernder Teppich in den buntesten Farben. Echtes und Unechtes, Geringfügiges und Bedeutendes, Sinnvolles und Zufälliges, Lebendiges und Totes sind bunt ineinander gewirkt. — Sichten ist also unsere erste Aufgabe!

Für die meisten Sagen läßt sich irgendeine historische oder örtliche Gegebenheit feststellen, um die sich die einzelne Sagenerzählung rankt. Ihr gilt unsere erste Aufmerksamkeit. Es muß dabei allerdings hier auf kritische

Einzeluntersuchungen verzichtet werden, die nur mit genauester Kenntnis des Ortes und der Lokalgeschichte möglich wären und dann noch sehr oft nur dem Zufall neue Ergebnisse verdanken. Die Arbeit muß sich also in dieser Hinsicht auf bereits vorhandene Untersuchungsergebnisse stützen.

Die Fragen nach Überlieferung, nach Alter und Echtheit sind eng miteinander verknüpft. Allgemeine Voraussetzungen über das mögliche Alter des tatsächlichen beziehungsweise historischen Kerns einer Sagenerzählung, d. h. also über die Kraft und Stärke des Erinnerungsvermögens im Volke lasse sich dabei nicht aufstellen. Manche Forscher glaubten dem Volke jede größere Erinnerungskraft absprechen zu müssen. Vereinzelte Beispiele scheinen das zu beweisen. Wie beschämt müssen wir dann aber unsern Irrtum verbessern, angesichts z. B. der späten Bestätigung einer 3000 Jahre alten Überlieferung im Volke. In der Mark Brandenburg bei Seddin raunte die Sage von dem Grab eines Königs, der in dreifachem Sarg mit Schwert und Armreif und schweren Schätzen begraben sei. Einige Jahre vor dem Kriege grub man nach und fand die Sage wunderbar bestätigt: In einem dreifachen Sarg, einer Steinkammer, einer Tonurne und einer Urne aus Bronze ruhte die Asche des Königs. Schwert und Armreif befanden sich daneben[17]). — Ähnliche Fälle finden sich auch in der Pfalz. Vorweggenommen sei als Beispiel nur die Entdeckung eines unterirdischen Ganges bei Ausgrabungen an der Barbarossaburg in Kaiserslautern 1934[18]), der seit 1574 verschüttet sein muß, von dem aber die Sage nachweisbar mindestens bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts wußte[19]). Es kann also kein Zweifel bestehen, daß sich in der Volkssage neben Erinnerungen aus jüngster Vergangenheit auch ältestes historisches Wissen bewahrt hat.

Die Frage nach dem Ursprung der Sage wird sehr oft auch zu einer anderen Feststellung führen, nämlich der, daß die Sage gar nicht an ein tatsächlich geschehenes Ereignis anknüpft, sondern von irgend jemand erfunden wurde zu einem bestimmten Zweck, um dann erst nachträglich im Volke aufgenommen und möglicherweise weitergebildet zu werden. Es handelt sich dann um unechte Sagen, die für unsere Betrachtung nur dann in Frage kommen, wenn sie wirklich Erzählgut des Volkes geworden sind.

Die romantischen Bestrebungen des 19. Jahrhunderts und auch die Geschäftstüchtigkeit des 20. Jahrhunderts haben eine ganze Anzahl solcher Sagen auch für die Pfalz geliefert. Weit bedeutender aber in ihrem Einfluß ist die bereits erwähnte Gruppe, die über die Kanzel oder als Predigtliteratur ins Volk gekommen ist. O. Maußer hat auf die große volkskundliche Bedeutung der Predigtliteratur hingewiesen[20]), die bis heute noch fast ganz unzugänglich ist. Besonders das 15. Jahrhundert war eine Blütezeit der Predigtmärlein abgeschmacktester Art. Die Benützung kritik- und geschmackloser Legenden, Bei-

[17]) H. Strobel, Brauchtum und Sitte des deutschen Volkes, Langensalza 1936, S. 10 ff.

[18]) Hermann Moos, Kunkelstube, 16. 2. 1935.

[19]) Fr. Weiß, Die malerische und romantische Pfalz, 1840, S. 147.

[20]) O. Maußer, Prolegomena zu Seelhammer, Abh. zur Literaturgesch. Festgabe zum 60. Geb. von Muncker, München 1915.

spiele, Anekdoten und Schwänke in der Predigt gaben Erasmus und anderen Humanisten Anlaß zu beißender Kritik. Dazu waren zahllose populäre Sammlungen, Magazine und Exempelbücher dieser Art im Umlauf[21]. Zum Teil wurden diese Geschichten wohl auch aus dem Volk aufgenommen, dann unterschob man ihnen aber irgendeine dogmatische oder pädagogische Belehrung. So hat z. B. Abraham a Sancta Clara die heute weit verbreitete Sage vom Jungfernsprung in der Gegend von Graz aufgenommen. Ein gottloser Geselle verfolgt eine Jungfrau, diese rettet sich durch den Sprung über einen Felsen und kommt durch ein Wunder wohlbehalten auf den Talgrund. Die Sage ist in die christliche Dogmatik hineingestellt als Beweis, daß Gott die Jungfrauschaft lieb und kostbar sei[22]. Der echte Erinnerungskern der Sage aber, der sich aus einem weitgespannten Vergleich erschließen läßt, ist ganz anderer Art und führt zurück in germanisches Rechts- und Kultleben[23].

Zweifellos sind aber der weitaus größere Teil solcher Wundergeschichten, Dämonengeschichten und Frevelsagen geschickte Erfindungen christlicher Prediger, Gleichnisse, die in ihrer Plastik im Volke größere Wirkung taten, als abstrakte Glaubenssätze und Sittenlehren und eben deshalb auch von ihm aufgenommen und weitergetragen wurden.

Als eine dritte Periode besonders starker Durchdringung des volkstümlichen Erzählgutes mit fremden Motiven und Stoffen darf man das Hochmittelalter betrachten. Die Achtung des germanischen Sängers, der in Königshallen und an Fürstenhöfen seine Helden- und Preislieder vortrug, und als Schöpfer und Überlieferer der Mythen und Heldensagen des Volkes gelten konnte, der somit aber der Repräsentant jener urgewaltigen, erhabenen Seelenkultur der Völkerwanderungszeit war, hatte nur halbe Wirkung getan. Der Skop als Charakterbildner und Erzieher des germanischen Adels hatte dem Priester zwar weichen müssen, der Spielmann des Mittelalters aber trug in gewisser Hinsicht sein Werk weiter. Freilich ist er nicht nur dem Namen nach Jokulator geworden, sondern hat auch die Überlieferungen jener Spaßmacher der faulen Spätkultur der Antike übernommen. Er gehört zum „ehrlosen" Volk und ist der Verachtetsten einer im Lande, ein „Meßner des Teufels". So sagen die Stimmen der Kirche[24]. Aber gerade die heftige Bekämpfung läßt erkennen, welchen Einfluß er beim Volke hatte. Wir gehen aber kaum fehl, wenn wir im Spielmann nicht nur den Träger alten volkstümlichen Erzählgutes sehen, sondern zugleich den Schöpfer zahlloser Abenteurergeschichten und Phantastereien, die das Volk in gesundem Sichaufbäumen gegen die von Cluny ausstrahlende Weltverneinung und Sündenangst und die chiliastische Todesfurcht verlangt, wie auch den Mittler all der Stoffe antiker, orientalischer, ja selbst mongolischer Herkunft, die dann im Gefolge der Kreuzzüge Europa überschwemmten. Die trotz aller Achtung wachsende Bedeutung des Spiel-

---

[21]) Einen kl. Begriff v. d. Bedeutung solcher Geschichten in der Predigtliteratur gibt M. Michel, Die Volkssage bei A. a Sancta Clara, Leipzig 1933.

[22]) M. Michel a. a. O. S. 48.

[23]) Vgl. dazu: W. Mai, Die Jungfernsprungsage, in Germanien Heft 9, 1939.

[24]) Vgl. O. Huth, Die Fällung des Lebensbaumes, Berlin 1936, S. 30 ff.

mannes im 12. Jahrhundert mag mit den Anstoß gegeben haben zu jenen geistlichen Dichtungen und Liedern, die oft in bewußter Annäherung an die Spielmannspoesie die Geschichten des Alten Testamentes wie die Wunder der Heiligen nun in deutscher Sprache ins Volk zu tragen suchten als Ersatz für die Helden- und Abenteurergeschichten der Spielleute. Die Bedeutung der Beeinflussung des volkstümlichen Erzählgutes durch die geistliche Dichtung und Spielmannspoesie läßt sich kaum in ihrem ganzen Umfang erkennen. Nur vereinzelte Beispiele konnten bisher philologisch auf solche und ähnliche Quellen zurückgeführt werden. Die Flut all der Erzählstoffe und Vorstellungen, die so von außen her an das Volk herangetragen wurden, haben aber nicht nur das Erzählgut stark umgestaltet, sondern auch selbst teilweise das Volk umgebildet. So sind viele derartige Stoffe nicht immer Fremdgut geblieben, vielmehr hat das Volk jene vertiefte Beziehung zu ihnen gefunden, die sie für uns in das Reich der Sage stellt. Es wurde ein Teil jenes durch die Jahrhunderte weitergetragenen Saggutes, das bald hier, bald dort sich örtlich bindet.

Unter Saggut verstehen wir zunächst jene immer wiederkehrenden Motiv- und Gestaltengruppen, die nicht an Örtlichkeiten oder Ereignisse gebunden sind, sondern Gemeinschaftsgut eines Stammes, eines Volkstums, einer Rasse, in manchen Fällen auch allgemeines Menschheitsgut sind. Sie decken sich nur zum Teil mit denen des Märchens und der Mythologie, sind aber wie diese den Glaubensvorstellungen der Gemeinschaft, der sie angehören, entsprungen, sind der Ausdruck einer bestimmten Weltanschauung. Vieles hat dabei freilich während einer langen Überlieferungszeit seinen ursprünglichen Sinn verloren, weil das Weltbild ein anderes, vielleicht auch die Menschen andere geworden sind. Vieles, was einst Urerlebnis und so lebendige Wirklichkeit war, verdankt sein späteres, mehr oder minder unverstandenes Fortleben nur dem Beharrungsvermögen der bäuerlichen Seele, oder ist mit ganz anderem Sinn erfüllt worden. Anderes, was bei der Berührung mit anderen Kulturen und Rassen hereingetragen wurde, hat erst nach langer Auseinandersetzung Fuß fassen können, ist halb dem Eigenen angeglichen worden, halb hat es die Menschen selbst in ihrem Denken umgeformt. So ist unsere Sagenwelt gleichsam ein verlassenes Schlachtfeld mit Überresten und Erinnerungen der weltanschaulichen, kulturellen und politischen Kämpfe aller Zeiten, oder besser, sie ist einem Flußbett vergleichbar, durch das der Strom des Lebens hinweggebraust ist und in dem jede Zeit ihre Sedimente hinterlassen hat. In ihr Gesicht hat das Schicksal unseres Volkes seine unvergänglichen Spuren eingegraben.

Die Frage nach dem Ursprung dieses Saggutes, nach seinen gestaltenden Kräften führt also notwendig zu einer Scheidung zwischen Arteigenem und Artfremdem, zwischen organisch Gewachsenem und Anerzogenem in den Glaubensvorstellungen[25]). Aber wiederum suchen wir hinter Wort und Bild die gestaltende Seele. Wir fragen nach ihrem Artgesetz und fragen nach ihrer Entwicklung; denn die Erlebnisfähigkeit der Seele ist nicht nur Ausdruck rassischer Bestimmung, sie ist auch Folge einer Erziehung, die bildet oder ver-

---

25) Vgl. auch Strobel, Brauchtum.

bildet, die steigert oder unterdrückt. Sie ist daher aber auch je nach der rassischen Zusammensetzung unseres Volkes in verschiedenen Zeiten und Gegenden unterschiedlich, sie ändert sich je nach dem, ob die Seelen- und Geistesbildung eines Volkes organisch wächst aus eigenem Werden und an eigenen Vorbildern, oder ob sie systematisch von außen her durch fremdes Gedankengut bearbeitet wird. — Die rassische Mischung ist in der Pfalz besonders schwierig. Schon aus vorgermanischer Zeit scheinen nicht unbedeutende Volksreste ostischer Rasse hiergeblieben zu sein. Seit Beginn der Geschichte aber war das Land immer wieder Durchzugsgebiet fremder Völker, Besatzungsgebiet oder auch Zufluchtsstätte für Emigranten (Hugenotten usw.). Nach dem Dreißigjährigen Krieg mußten weite Gebiete überhaupt neu besiedelt werden. So strömte ein recht verschiedenrassisches Blut, Geistes- und Seelengut hier zusammen und es überlagern sich früh schon Schöpfungen aus der Erlebniskraft verschiedener Rassenseelen. Der Kampf fremder Kulturmächte aber um die Seele des Volkes tobte in dem früh aufgeschlossenen Land heftiger und länger als irgendwo anders. Es ist gerade deshalb umso erstaunlicher, wie stark alte Glaubensmächte noch lebendig sind, trotz Achtung und Verfolgung oder Verfälschung und Umdeutung. Wir finden mit Glück in vielem, was fremden Mantel trägt, ein Urerlebnis der deutschen Menschen verkapselt, jene Lebensgläubigkeit, geboren aus Ehrfurcht und Stolz zugleich, und wir müssen die größte Achtung haben vor der Kraft und Erlebnistiefe des alten Glaubensgutes.

Auch die Romantik glaubte einst ähnliche Erkenntnisse zu fördern. Aber sie blieb allzusehr am Stofflichen hängen. Die Gleichung: Mythologie der Volkssage ist gleich gesunkene germanische Religion wurde durch die völkerkundliche Erweiterung des Gesichtskreises wie durch historisch-philologische Kritik längst ad absurdum geführt. Das heißt aber nicht, daß sich nicht zahlreiche Reste altgermanischer oder indogermanischer Mythen noch in der Volkssage finden, vor allem aber, daß nicht dieselben seelischen Kräfte noch wirksam sind wie damals. Vieles aber erweist sich unverkennbar als Schöpfung fremder Rassenseele. Ein anderes Artgesetz drückt sich darin aus und kennzeichnet es als fremd, wenn auch der philologische Nachweis im einzelnen sich nicht erbringen läßt.

Wohl fehlt uns heute noch der Schlüssel zu vielem. Die Erkenntnisse der Rassenseelenkunde sind noch tastend. Aber sie sind klar genug, um von vorne herein eine völkerkundliche Betrachtungsweise unmöglich zu machen. Mögen äußerlich auch noch so ähnliche Erscheinungen sich bei allen Völkern finden, in ihrem Bedeutungsgehalt, in ihrer Beziehung zum Menschen müssen sie verschieden sein, so verschieden als Gestalt, Denken und Gebärde der Rassen es sind. Wohl können wir vergleichend Schlüsse ziehen, wie man immer ja das Eigene, Gewohnte erst am Andersartigen so recht verstehen lernt; nie aber dürfen wir gleichsetzen. Wo die Volkskunde an eigenem Stoff nicht Klarheit gewinnen kann, wo die deutsche Frühgeschichte zu schwache Hilfestellung leistet, wird man zum Verständnis eher die Höchstleistungen unserer Kultur zu Rate ziehen dürfen als negroide Primitivität. Denn jene wurzeln in dem gleichen seelischen Urgrund, dem unsere Volkskultur entstammt.

Indem wir so das Saggut aus seinem Ursprung, aus dem Erlebnis verschiedener Rassenseelen zu deuten versuchen, öffnet sich der Blick auf das Feld eines gewaltigen Kampfes germanischen Wesens gegen alles Fremde, eines Kampfes, der in ungestümem Ausbruch nur gelegentlich an die Oberfläche des Kulturlebens hervorgebrochen ist, der aber in der Tiefe des Volkslebens unaufhörlich geführt wurde seit zwei Jahrtausenden, an dem Jahrhunderte, an dem auch die bisherige Volkskunde fast achtlos vorübergingen.

c) Die zwei Erlebniskreise der Volkssage.

Zu zwei großen Erlebniskreisen lassen sich alle Sagen in Beziehung bringen. Das Wunder des Lebens offenbart sich dem Menschen im Erlebnis des Welt- und Naturgeschehens, aber auch im Drängen der eigenen Brust und den Rätseln von Geburt und Tod. Aus diesem Erleben formt er sich sein Weltbild und schafft sich im Schauen oder Denken eine Vorstellung von übernatürlichen Mächten, von Gott. Wir fassen zusammen unter dem Titel „Religiöses Erlebnis". Ein zweiter Erlebniskreis ist bestimmt durch das Erlebnis der menschlichen Gemeinschaft. Die Sagen knüpfen an geschichtliche Ereignisse an oder raunen um Gedenkstätten von vergangenen Geschlechtern oder sie erzählen mehr schwankhaft von allerlei Freud und Leid des Alltags. Sie sind Zeugen der Verbundenheit des Menschen mit der Gemeinschaft und der durch ihr Schicksal geheiligten Erde, der Heimat.

I. Erinnerungen aus kosmischem Erlebnis.

Meist nur noch in erstarrten Formeln, in wenigen Fällen aber in mythenhaften Erinnerungen klingt kosmisches Erleben in unserer Sagenwelt an. Der Rhythmus des Jahreslaufs aber durchdringt unsere Sagen als lebendige Kraft, wie er das Brauchtum gestaltet hat. Das rätselhafte Geschehen am Tages- und Nachthimmel, der strahlende und befruchtende Lauf der Sonne, ihr täglicher und jährlicher Untergang und ihre Wiedergeburt sind Erlebnisse, die alle Völker der Erde als ein gewaltiges Wunder umfangen. Die Art aber der Auffassung dieses Geschehens und das Maß seiner Weltanschauung bildenden Bedeutung sind Kennzeichen der Rassenseele. Wir wissen, daß dieses Erlebnis die nordische Seele am meisten beeindruckt hat, daß es ihr Weltbild formte, mehr noch, intuitiv in seiner tiefen Bedeutung begriffen und in Werte der Lebensführung umgestaltet wurde. Der ewige Kreislauf des Lebens, das ewige Stirb und Werde, hier ist es gewaltige Wirklichkeit; der Kampf des Lichtes gegen die Finsternis, der hellen gegen die dunkeln Mächte, hier ist sein Urbild; der großartige, starke Schicksalsglaube, an diesem Urbild konnte er wachsen. Was an Mythen sich unmittelbar um den Sonnen- und Mondlauf spannt, ist im einzelnen heute nicht immer mit Sicherheit festzustellen. Noch schwieriger ist es, ihre Reflexe im heutigen Volksglauben und im Saggut anzugeben. Sicher aber ist, daß vieles an Motiven und Gestalten in unserm Erzählgut diesem Erlebniskreis entsprungen ist, wenn auch oft der Schlüssel zur rechten Deutung uns noch fehlt.

Das Erlebnis des Sonnenlaufs finden wir in zwei Gruppen von Sagenstoffen: 1. in Resten alter Sonnenmythen. 2. in einer allgemeinen Durchdringung der ganzen Welt der Volkssage und des Volksglaubens, mit Motiven, die dem Jahreslauferlebnis entstammen. Beide Gruppen sind uns Beweis dafür, daß das mythische Erlebnis des lebenerweckenden und segenspendenden Sonnenlaufs zutiefst verankert war und daß seelische Grundhaltung und Erlebnis des Kosmos hier fruchtbarste Vereinigung eingingen.

1. Reste von Sonnenmythen.

Vor dem Hintergrund des kosmischen Geschehens erwuchsen aus dem Kampfethos der Germanen die großen Mythen. Ihre letzten Reflexe sind die verschiedenen Sagenformen und -reste, die von Siegfried bis in unsre Zeit in der Pfalz erzählen. Diese Sagen sind ausschließlich Drachenkampfsagen und sind mit dem Drachenfels oder Drachenstein bei Bad Dürckheim verknüpft. Siegfried ist ein adliger Held aus Niederlanden, der bei einem Waffenschmied

im Dürckheimer Tal sich den Ruf übernatürlicher Kraft erwarb und den Neid seines Meisters offenbar dazu; denn der schickte ihn heimtückisch in die Nähe der Drachenhöhle zum Holzhauen. Nach andern kam Siegfried von Worms. Den Drachenkampf besteht der Held entweder allein oder mit Hilfe des Zwergenkönigs Egwald und seinem Zwergenheer. Das Drachenbild selbst trägt zwei verschiedene Züge. Einerseits erscheint der Drache als ein verwunschener Mensch, der eine Königstochter gefangen hält. Deutlich weisen aber auch andere Merkmale auf den Ursprung aus dem Naturmythus hin. So wird erzählt, daß der Drache zwei Wohnungen gehabt habe, die Drachenhöhle für den Sommer, die mehr geschützte Drachenkammer für den Winter. In hellen Sommernächten sah man deutlich das Glühen seiner Augen. Wenn er im Frühjahr oder Spätjahr seine Wohnung wechselte, erzitterte der ganze Berg. Es krachte ordentlich, so oft sich das Untier niederließ. Wir vergleichen mit dem Drachen jenes anderen pfälzischen Drachenfelsens bei Dahn. Der Felsen ist eine jener fantastischen, durch Erosion entstandenen Felsbildungen des Südpfälzischen Stufenlandes. Als ein kahler Kamm wird er vom Bergrücken getragen, frei den Stürmen nach allen Seiten ausgesetzt. In den Naturfels sind die Kammern einer Burg eingehauen. Die Sage weiß, daß einmal ein Drache mit solcher Gewalt gegen den Felsen fuhr, daß er erzitterte. Da ließ die Obrigkeit ein Loch durchbrechen, durch welches alsdann der Drache flog, so daß die Öffnung heute noch das Drachenloch heißt. Von dem Drachen, der am Drachenbrunnen bei Klingenmünster einst niedersank, sind uns keine näheren Merkmale bekannt.

Andere Züge des Siegfrieddrachens lassen sich vielleicht in Zusammenhang bringen mit dem Kampf des Christentums gegen das Heidentum. Das Christentum liebte den Teufel und das Böse, so auch das Heidnische in Gestalt eines scheußlichen Drachen darzustellen. Wohl möglich, daß ein keltischer Druidensitz oder eine heilige Stätte der Germanen auf dem Drachenfels Veranlassung zu der Lokalisierung der Sage in christlichem Sinn gegeben hat. Aufsteigender Rauch als „Qualm" aus dem Rachen eines feuerschnaubenden Drachen, getötete Herden, gefangene Mädchen könnten damit in Zusammenhang gebracht werden.

In welchem ursächlichen Zusammenhang die pfälzischen Siegfriedsagen zur Heldendichtung stehen, kann in diesem engen Rahmen natürlich nicht entschieden werden [1]). Zu beachten aber sind vor allem die zahlreichen Vergleichspunkte zu dem „Lied vom Hürninnen Sifrit", das in seiner erhaltenen Form dem 16. Jh. angehört, aber wohl schon eine lange Entwicklung hinter sich hat und selbst sicher vieles aus lebendiger Volkssage aufgenommen hat [2]). Übrigens ist auch in Böhmen die Drachenkampfsage Siegfrieds lokalisiert [3]).

---

[1]) Die phantasiereichen Ausführungen von Mehlis (Im Nibelungenlande, Mythologische Wanderungen, Stuttg. 1877) lassen wissenschaftliche Zuverlässigkeit stark vermissen. Vgl. Mehlis, Der Drachenfels bei Dürkheim a. d. H. (I. Gymn.-programm Neustadt a. d. H. 1894 II). Ebenda 1897.

[2]) Vgl. Panzer, Studien zur germ. Sagengesch. II, Sigfrid, München 1912. Scheidweiler, Die Entstehung und sagengeschichtliche Bedeutung des Seifridliedes, Neuwied 1914.

[3]) Panzer, Beitrag ... I S. 110.

Sicher ist jedenfalls, daß die Stoffe seit sehr langer Zeit in unserer Gegend lebendig sein müssen. Das beweisen auch sehr alte Namen[4]), wenn auch andererseits ebenso sicher einige Züge aus romantischen Dichtungen entlehnt, durch Schule und Kalender ins Volk gedrungen sind. Nicht unwichtig dürfte für die Frage der Ausbildung und Lokalisierung der Sage aber auch die Nähe der berühmtesten germanischen Kultstätte mit Sonnensymbolen auf deutschem Boden sein, des Brunholdisstuhles bei Bad Dürckheim.

Als letzte Andeutung eines ganz anders gearteten Sonnenerlebnisses, zugleich als ein erstes Beispiel des großen Kulturkampfes der Rassenseelen stehe folgender Bericht: Vom Mithrasdenkmal bei Schwarzerden wußte das Volk noch im 16. Jahrhundert[5]): Es stand dort ein heidnischer Tempel, in welchem Noe in einem eisernen Sarg begraben lag. „Diesen Noe haben sie zur Zeit der Pest angebetet und ihm geopfert, welcher sie auch erhöret und sie also bewahret, daß, wenngleich dieselbe Seuche im ganzen Lande sehr gewütet, hat sie doch ihnen nicht schaden können und sei aus ihrem Dorf niemand gestorben. Seit der Tempel zerbrochen und sie den Noe nicht mehr anbeteten, haben sie gleich den andern, ja wohl eher herhalten müssen.“ Es kann kein Zweifel sein, daß Noe hier bloße christliche Hypostase für Mithras ist. Noesagen finden sich besonders in Verbindung mit Flutsagen, wohl aber auch meist später erst hypostasiert, mehrere in Deutschland, so auch am Ölberg an der Bergstraße[6]). In unserer Sage dürfte außer dem Namen höchstens noch das Sargmotiv biblisch-christlicher Herkunft sein, alles andere zeigt schon durch das Kennwort „heidnischer Tempel“ einen anderen Ursprung. Schon die Zahl der nachgewiesenen Verehrungsstätten des Mithras in der Pfalz — A. Becker nennt sieben[7]) — beweisen die weite Verbreitung, die die Soldatenreligion der spätrömischen Kaiserzeit auch in unserem Gebiet erreicht hat. Der persische Licht- und Sonnengott hatte in der hellenistischen Welt und vor allem in dem Rassenwirrwarr des alten Rom alle möglichen Philosophien, Mysterien und Zauberglauben in seinen Kult aufnehmen müssen und war als Sol invictus Mithras eine Zeitlang der stärkste Konkurrent, vielleicht aber auch gerade im Westen und an den Reichsgrenzen, wo er herrschte, der Wegbereiter des Christentums geworden. Mit der Überschwemmung unseres Gebietes durch Soldaten und Händler aller Nationalitäten verseuchte auch eine nach außen blendende, überlegene Zivilisation den germanischen Kulturboden und hat alte Werte ins Wanken gebracht, lange bevor das Chirstentum erschien. So mag vielleicht gerade der Mithraskult als Sonnen- und Lichtmythus trotz aller seiner Umwandlungen noch manche, wenn auch äußerliche Beziehung zu Werten germanischer Weltanschauung gefunden haben und im Lauf von zwei bis drei Jahr-

---

4) Vgl. a. Becker, Ztschft. f. rhein.-westf. Volkskunde 1926 S. 136. Th. Zink, Pfälz. Heimat (Pf. Rundschau) 1926 S. 13.

5) Nach der Lichtenberger Amtsbeschreibung von 1578.

6) Vgl. Sartori, „Noah“, Hdwb. d. dt. Abergl. Ferner Dähnhardt, Natursagen I 257 ff.; 299 ff.; ders., Beiträge zur vergleichenden Sagenforschung, Ztschft. f. Volkskunde 1906 S. 393; Usener, Sintflutsagen, Bonn 1889, Anm. 3.

7) A. Becker, Pfälz. Volkskunde, 1925, S. 21.

hunderten seinen Einfluß weit über die Kreise römischer Soldaten und Händler hinaus ausgedehnt haben. Daß er zutiefst Wurzel schlug, beweist unsere Sage, die nicht nur die Erinnerung an ihn bewahrt hat, sondern die erkennen läßt, daß er unter dem Christentum weiterlebte, offenbar bis in die Zeit des großen Sterbens zu Ausgang des Mittelalters. Was aber allein die Mithrasreligion an Zauberunwesen und Dämonischem in unser Vaterland mitgebracht haben mag, läßt sich kaum in seiner Gesamtheit erkennen. Daß sie aber alles in sich aufnahm, was damals in dem Rassenchaos von Rom vorhanden war, wissen wir und wir ahnen an dem einen bedeutsamen Beispiele, welch ein „Segen" römische Kultur für die Entwicklung der deutschen Volksseele geworden ist und wir erkennen, wo wir, wenn auch im einzelnen nicht mehr nachweisbar, die Wurzeln solcher Elemente im deutschen Volksglauben suchen müssen, die so garnicht in deutsches Wesen passen wollen.

2. Sonnenerlebnis im Jahreslauf.

Sonnenerlebnis im Jahreslauf! Wir finden die Sage als Beispielsage für den Volksglauben, als Erinnerung auch an altes Brauchtum, vielleicht sogar kultische Handlungen. Im Volksglauben ist Germanisches mit Christlichem eine Verschmelzung eingegangen. Germanische Festzeiten, die in erster Linie bestimmt waren durch Winter- und Sommersonnenwende, sind vom Christentum zum Teil aufgenommen und umgedeutet worden, ihr Brauchtum und ihre Vorstellungen aber leben weiter, nur manchmal zeitlich verschoben, ja sie haben den schönsten christlichen Festen erst ihr inniges Gepräge gegeben. Die Weihnacht, die Heilige Nacht, das Fest der Geburt der neuen Sonne war ein Lichtfest, ein Freudenfest, wie kein anderes geeignet den Geburtstag des christlichen Heilandes zu übernehmen und mit neuem, lebendigem Sinn zu füllen. Vergessen wir nicht, daß das, was uns als das innigste, deutscheste im Christentum erscheint, die heilige Weihnacht, ja auch gar nichts anderes ist als Urdeutsches, daß das Geburtsfest Christi, im Urchristentum kaum gefeiert, erst nach der äußerlichen Verknüpfung und Durchdringung mit dem nordischen Julfest (seit dem Jahre 354) zum Weihnachtsfest geworden ist. Die schicksalsschweren Winternächte, da die alte Sonne zur Neige geht, da in dunklen, schaurigen Stürmen alles Lebendige zu erstarren und zu verwesen scheint, da aber im Schoß der Erde Tod und Leben miteinander ringen, da die Menschheit voll Sehnsucht wartet auf das neue Licht, die Wiedergeburt des Lebens, den Sieg über den Tod, jene Nächte, in denen die Wende eintritt zum Aufstieg und mit der langsam wiederkehrenden Sonne das Leben im Schoß der Erde sich zu sammeln und zu keimen beginnt! Fühlen wir nicht heute noch, da wir Stadtkinder, Großstadtkinder geworden sind, das geheimnisvolle Weben in der Natur in jenen Zeiten? Wie viel offener aber mußte der Sinn unserer Ahnen gewesen sein für den Pulsschlag der Natur, da sie doch selbst noch ganz Kinder der hegenden Mutter waren. Sie brauchten keine Mythen, sie empfanden in ursprünglichem Erleben die ganze Tiefe und Weite der „gnadenbringenden Weihnachtszeit". Wir erkennen, daß es kein Aberglaube, kein Glaube, sondern ein

Wissen war, daß die Natur in diesen Nächten dem offenen Herzen mehr von ihren Geheimnissen offenbarte als zu anderen Zeiten, und daß sie in wunderbarer Weise zu ihnen redete; wir verstehen aber auch, daß dann die Seelen der Toten den Lebenden besonders nahe waren; denn das Julfest war als Fest der Zeitenwende, nach vorwärts und nach rückwärts gerichtet zugleich, ein Fest der Hoffnung, der Wiedergeburt, der Auferstehung und ein Fest der Erinnerung und Besinnung auf den Urstrom des Lebens, ein Fest der Toten und Ahnen. Dieses bis zur Weltanschauung verdichtete Naturerlebnis der Mittwinternächte finden wir auch heute noch in dem Volksglauben, der sich um diese Zeit rankt, als gestaltende Grundkraft. Im einzelnen freilich hat ein anderer Geist Gestalten und Erlebnisse geschaffen, die Wundersucht des Christentums und der Dämonen- und Gespensterglaube, das Kind einer rassisch minderwertiger gewordenen Menschheit, der die Seelenangst römisch-christlicher Kultur und Weltanschauung das Rückgrat eines freien, stolzen, selbstsicheren Menschentums gebrochen hat. Aus dem weiten Gebiet des Advent- und Weihnachtsvolksglaubens sei nur das angeführt, was sagenhafte Züge trägt oder unmittelbar in Verbindung mit unserem Sagengut steht[8]).

Die Adventszeit ist die Zeit, da die Geister ganz besonders umgehen und ihrer Erlösung harren. Wer in dieser Zeit oder gar an einem Adventssonntag geboren ist, der sieht, wie die Geister jeden Morgen und Abend umgehen, nackt und frierend, im Nebel hinschweben durch Täler und an den Gewässern entlang; er hört sie ächzen und seufzen, hört, wie an Samstagabenden die Spinnräder schnurren, ganz besonders auch am Heiligen Abend, obwohl es doch den Hausfrauen untersagt ist zu spinnen. Manch einer der Verbannten fährt in den Adventsnächten als wilder Jäger durch den Wald oder er wandelt nachts als ein Lichtchen seinen einsamen Weg. Der Gattenmörder und Beichtfrevler vom Altdahner Schloß muß jedes Jahr in der St. Thomasnacht seine grausame Tat wieder tun. Geisterhaft steigen die Toten aus ihrem Grab, um Schlag eins wieder zu verschwinden. In Hans Trapp, dem bösen Raubritter vom Berwartstein, hat ein solcher verdammter Geist Gestalt von Fleisch und Blut angenommen und besucht als Begleiter des Christkindchens, einer schönen, weißverschleierten Frau, einer Nachfahrin germanischer Huldinnen, die Kinder in der Vorweihnachtszeit[9]).

Das Erlösungsmotiv, das in den meisten dieser Sagen anklingt, ist ein Zeugnis echten Naturerlebens; wir spüren das Achzen und Stöhnen der belebten und unbelebten Natur, das Sehnen von Mensch und Tier nach Licht, nach Erlösung von den drückenden Mächten der Verwesung. So erscheint die weiße

---

[8]) Näheres zu Weihnachtsglauben und -brauch bei Grünenwald, Reste ... Pfälz. Museum 1889 S. 67 f. Ders., Mitteilungen des hist. Vereins der Pfalz XX S. 194 ff. Fr. Heeger, Volksglauben und Brauch an Weihnachten, zumal in der Pfalz; Pfälz. Land (Landauer Anz.) 1923 Nr. 44 und Bei uns daheim 1925 Bl. 14. A. Becker, Pfälz. Volkskunde 1925 S. 286 ff. Ders., Bei uns daheim 1927 Bl. 24. Th. Zink, Pfälz. Weihnacht, Bei uns daheim 1928 Bl. 29.

[9]) Über weitere Begleiter des Christkindes: Pelznickel, Niklas, Stampes, Wullewux, Makolwes s. Alb. Becker a. a. O.

Frau von Guttenberg alle 100 Jahre um die Zeit von St. Thomas 3—4 Tage und wartet auf ihre Erlösung. — Bis in die Häuser der Menschen treibt es die leidenden Geister. Wer da im Bett in der Christnacht angetroffen wird, dem wird es übel ergehen; manch einer kann in der Heiligen Nacht erlöst werden, wenn seine Zeit um ist; andere freilich müssen immer gehen und werden dazu noch gequält. Man kann sich in der Christnacht aber auch selbst von Geistern befreien. Der irrende Geist des Wucherers Binano von Münchweiler a. d. Alsenz wurde von einem in einem Sack gefangen und auf dem Buckel aus dem Dorf in den Wald getragen, wo er seitdem umgeht.

Manche Geister zeigen sich nur in der Adventszeit oder in der Heiligen Nacht, besonders die in Tiergestalt, die Dorftiere. So geht in Ramberg ein großes, geisterhaftes Kalb mit glühenden Augen nachts um den Brunnen und verschwindet plötzlich wieder oder ein dreibeiniger Hase durchläuft das Dorf. Zwischen Ramberg und Dernbach zeigt sich nur in der Heiligen Nacht ein geisterhaftes Reh. In Klingenmünster geht dann der „Bollhammel". Nur in der Adventszeit fährt auch die geschlossene geisterhafte „Chaise" manchmal um Mitternacht geräuschlos durchs Dorf. Als Schreckgestalt, von christlichen Priestern erfunden, kommt auch der Teufel in der Christnacht zu besonderer Wirksamkeit. Die Sagen vom Teufel beim Kartenspiel spielen alle in der Christnacht (Erlenbach, Dernbach, Waldhambach). Die besondere Erregtheit der Zeit äußert sich auch in der Empfänglichkeit der Menschen für Visionen und Auditionen. Wer um die Mitternachtsstunde des 1. Advent an der Grotte bei Offenbach am Glan vorbeigeht, die einst der Wohltäterin der Gegend, der Freifrau Anna v. Offenbach als Einsiedlerwohnung gedient haben soll, und wer den rechten Glauben hat, sieht in der Höhle ein blinkendes Lichtchen. Auf dem Hinterberg aber liegt dann vor ihm die ganze Herrlichkeit des Tales, wie es vor Jahrhunderten aussah. Es läuten die Glocken des untergegangenen Klosters Hirschau und die Chöre der Benediktinermönche und die Psalmen der Freifrau klingen herauf. Wer aber all dies gesehen hat, verlernt das fröhliche Lachen und stirbt zuletzt an sehnsüchtigem Heimweh, gleich als hätte er in den Himmel geschaut. Auch das versunkene Glöcklein von Eschringen erklingt in der Adventszeit aus weiter, verlorener Ferne. Zwei Simter Mädchen aber sahen in der Adventszeit, als sie abends von Pirmasens nach Hause gingen, plötzlich kerzentragende Engel, die wie im Kranz um eine Krippe schwebten, in der das Jesuskind lag. Diese Sagen sind deutliche Schöpfungen religiöser Verzückung.

Die besondere Bedeutung der Zeit für Geisterumgang bleibt auch auf den Menschen selbst nicht ohne Einfluß. Man sagt: Wer im Advent geboren ist, der „geht mit de Holle" (den Holden), d. h. er erhält dieselben Fähigkeiten wie diese, ist mit einem höheren Seelenleben ausgestattet und in einem schlafähnlichen Zustand den physischen Gesetzen nicht unterworfen. Zu diesen Leuten gehören in erster Linie alle Nachtwandler und Mondsüchtige. Man erzählt von einem Fischbacher, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte, Wunderdinge. Er sei zur Zeit des Vollmondes durch verschlossene Türen gegangen, ohne sie zu öffnen, sei an senkrechten, glatten Wänden emporgestiegen und sei über den First des Daches und über das Gebälk der Scheuer meist im Hemd oder

mit umgeworfenem Leinentuch geschritten. In neuerer Zeit hält man Adventskinder für besondere Glücks- und Weisheitskinder. Sie haben die Gabe des sechsten Sinnes und nehmen vieles wahr, was dem gewöhnlichen Sterblichen vorenthalten ist.

Der Charakter der Weihnacht als Losnacht zeigt sich in einer Reihe von Sagen. In der Vorderpfalz hört man im Dorfkelterhaus das Keltermännchen in Bütten und Zubern bisweilen stark rumoren und herumklopfen. Es zeigt dann jedesmal ein gutes Weinjahr an. In Klingenmünster blüht in der Heiligen Nacht um die 12. Stunde die Weinrose, die vom Jordanstrand gekommen ist, auf und kündet das kommende Weinjahr. Wunder geschehen über Wunder. Aus dem Brunnen fließt reiner Wein (Dernbach). Aber nur gläubige Herzen können ihn verkosten. Auch in Erlenbach geschah das Wunder. Eine Magd aber wollte nicht an das Christwunder glauben, kostete und rief: „Wees Gott, s'isch Wei(n)!" Da war aber schon der Teufel hinter sie getreten, flüsterte ihr ins Ohr: „und du bisch mei(n)!", packte sie an den Schultern und fuhr mit ihr zur Hölle. Seit jener Zeit geschieht das Wunder nicht mehr.

Uraltes Glaubensgut und christlicher Wunderglauben zugleich leben in den Geschichten von den redenden Tieren, die weit verbreitet sind. Ja selbst die Steine sollen in der Weihnacht, wenn auch nur alle hundert Jahre einmal, Sprache bekommen, so in der Nordpfalz. Ein Mann von Dernbach, der nicht glauben wollte, daß die Haustiere in der heiligen Nacht Sprache und Weissagegabe erhalten, legte sich während der Christmette heimlich in den Stall unter die Krippe. Da hörte er, wie die Ochsen sich erzählten, sie würden übermorgen ihren Herrn auf den Kirchhof fahren. Vor Schreck starb er. Da Pferde fehlten, wurden die Ochsen vor den Leichenwagen gespannt und die Weissagung ging so in Erfüllung. Ein ähnliches Motiv ist auch von Erlenbach bekannt, nur daß hier die Erzählung zeitlich nicht genauer bestimmt ist. Auch in Kandel sprechen die Tiere in der Christnacht miteinander.

Gegenüber der Wintersonnwende tritt die Sommersonnwende an Bedeutung stark zurück. Aber auch die Erinnerung an diese Feier ist im Johannes- oder „Kanz"tagsbrauchtum und -glauben in der Pfalz lebendig. Man sagt, daß am Kanztag einer plötzlich sterbe, sich totfalle, ertrinken könne oder auf irgendeine andere Weise umkommen müsse. Wem das bestimmt ist, der kann dem Geschick nicht entgehen. Der Tag, da die Sonne ihren höchsten Stand, die Natur ihren größten Glanz erreicht hat, um nun langsam zur Rüste zu gehen, trägt für den Menschen die Vorahnung kommenden Leides. — Eine fast schwankhafte Sage bestätigt den Volksglauben. Ein Mann wurde von schweren Träumen gequält, daß er auf Johanni verunglücken müsse. Er legte sich zu Bett, um die Ahnung unwahr zu machen. Aber als er nach einer Fliege trat, die ihn sehr quälte, brach er das Bein (Dernbach).

An die Stelle altgermanischer Frühlings- und Sonnenfeste ist auch das Osterfest getreten. Vom Orensfelsen kann man am Ostermorgen das Osterlämmchen sehen, wie es im Augenblick des Sonnenaufganges drei Sprünge in der Sonne macht (Dernbach). Es liegt dieser Sage eine uralte, weitverbreitete Vorstellung von der tanzenden Sonne zugrunde, die Lucian schon von den

Indern bezeugt[10]). In Luxemburg macht die Sonne am Johannistag drei Sprünge[11]). Das Osterlämmchen ist natürlich eine christliche Zutat. Die Verknüpfung der Sage mit dem Orensberg und dem Felsen, den die Umwohner nur mit einer gewissen Scheu betreten, sowie merkwürdige, festliche Ausflüge der Dörfler, lassen vermuten, daß dem Berg einmal besondere kultische Bedeutung zukam. Aus der Nähe, vom Ringelsberg bei Gleisweiler, berichtet übrigens eine andere mündliche Überlieferung von Spielen der Alten, die in Steinwerfen bestanden haben. So sei dort das Frühlingsfest abgehalten worden, wobei der „steinige Mann" errichtet und wieder zerstört wurde. Sicher eine etwas ungewöhnliche Art der symbolischen Wintervernichtung, die sonst gewöhnlich durch das Verbrennen einer Strohpuppe dargestellt wird.

Dem Erlebnis des Jahreszeitenlaufes mit seinen Witterungserscheinungen entspringt auch der Glaube, daß die Fastenzeit und die Novembernächte besondere Geisterzeiten seien. Vorfrühlings- und Winterstürme und Novembernebel sind in ihrem Einfluß auf Volksglauben und Sagengestaltung zu erkennen. Darüber wird an anderer Stelle zu reden sein, ebenso über die Walpurgisnacht vom 30. April zum 1. Mai.

Von christlichen Festtagen haben Karfreitag und Dreifaltigkeitssonntag besondere Bedeutung. Die Heiligkeit beider Tage ist sicher rein kirchlicher Herkunft, wenn auch manches von Frühlingsanfangsglauben in sie aufgenommen wurde. Am Karfreitag sind allerlei reine und unreine Geister am Werk. Die unterirdischen Schätze am Pauliner Schlößchen bei Weißenburg sind nur am Karfreitag zugängig. Der Punker von Rohrbach hat sich seine Kunst als Zauberschütze durch seine frevelhafte Tat während des Hochamtes am Karfreitag erworben. Eine Haselgerte, am Karfreitag vor Sonnenaufgang mit nach Osten gewandtem Gesicht und mit drei Schnitten geschnitten, ist geeignet zum Verprügeln eines Abwesenden (Münster am Stein). Vom Karfreitagsfasten erzählt eine Sage: Einem Mann, der keinen Bissen genoß, bis der erste Stern des Abends erschien, fiel dieses Fasten manchmal so schwer, daß er sehnsüchtig auf den Wiesen umherging und nach dem ersten Stern spähte. Dann aber verzehrte er ein ganzes Zicklein auf einmal (Dernbach). Ob dieser Sage besondere historische Bedeutung zukommt, ist mir unerfindlich. Das Fasten bis zum Sternenaufgang wird auch aus Tirol berichtet[12]).

Das Gebot der Sonntagsheiligung und die Strafe für Sonntagsfrevler ist in der pfälzischen Sage weit verbreitet. Ein besonderes Gewicht kommt dabei dem Dreifaltigkeitssonntag zu (Heltersberg, Forst, Neuleiningen). Von einer merkwürdigen Wallfahrt zu einer angeblichen ehemaligen, im Schwedenkrieg vernichteten Klosterkapelle am Dreifaltigkeitssonntag weiß eine Sage aus der Umgebung von Neuhäusel an der Kaiserstraße.

---

[10]) Lucian, de saltatione cap. 17.

[11]) Weitere Beispiele über Sommersonnwendglauben im indogermanischen Raum vgl. O. Maußer, Sonnwend und sonstiges Johannisbrauchtum, in „Volk und Heimat" 1936 H. 7 und 8.

[12]) Zingerle, Tirol S. 148 (1273).

3. Der Mond in der Sage.

Auch der Mond hat im Volksglauben noch heute eine große Bedeutung. Es sind dabei aber Vorstellungen der verschiedensten Rassen, Kulturkreise und Schichten gemischt [13]). In der Sage spiegeln sich diese Vorstellungen nur zum geringen Teil wider, insofern als die Mondnacht dem Erscheinen von Geistern und Toten als besonders günstig gilt. Der gespensterhafte Schein und seine störende Einwirkung beim Schlaf mögen dabei eine entscheidende Rolle spielen. Indirekt hat der Mond für die Entstehung von Sagen eine nicht geringe Bedeutung. Ein merkwürdiges Spiel von Licht und Schatten in der Mondnacht haben bei entsprechend apperzeptiv gerichteten Gemütern oft den Anlaß zu einer Geistergeschichte gegeben. Doch darüber soll an anderer Stelle gehandelt werden.

Schließlich haben auch in der Pfalz wie anderswo die Mondflecken Anlaß gegeben zu Sagenbildung. Nach einer Fassung aus Grethen bei Dürckheim wurde ein Mann, der am Sonntag Schlehdörner geschnitten hatte, nach seinem Tode am Himmelstor gefragt, ob er lieber frieren oder brennen wolle und auf seinen Wunsch mit der Dornwelle auf dem Rücken in den Mond versetzt. In der Gegend von Landau zeigt man den Kindern, damit sie nicht in die Weinberge gehen und Trauben naschen, den Mann mit „Rebenhäsel" (Rebenzweige) unter dem Arm, die er gestohlen hat, weshalb er zur Strafe in den Mond verbannt wurde. Mondfleckensagen in den verschiedensten Varianten sind über die ganze Erde verbreitet und sicher in erster Linie ätiologischen Ursprungs. Auch die Fassungen, die die Entführung eines Menschen nach dem Mond in irgendeiner Form enthalten, sind nicht etwa rassisch beschränkt. Sie finden sich bei Indianern und Chinesen sowohl wie bei den europäischen Völkern [14]). Teils erscheint dabei der Mensch als Raub des Mondmannes (Nordeuropa), teils ist eine Versetzung eine Strafe für ein Verbrechen (neugriech., chinesisch, deutsch). Jak. Grimm [15]) hält die besonders in Deutschland verbreitete Fassung vom Holzdieb für eine „christliche Modifikation" des kinderstehlenden Mondmannes, wobei die Idee des Diebstahles beibehalten wurde; die Sonntagsschändung, die dann beherrschend in den Vordergrund trat, soll damit verbunden worden sein durch Unterschiebung der Geschichte von 4. Moses 15, 32—36, nach der die Juden auf Moses' Befehl einen Mann steinigten, weil er am Sonntag Holz las. Vom Mond ist dabei nicht die Rede. Grimm kommt zu dieser Meinung wohl auf Grund der beiden ältesten Überlieferungen bei Fischart [16]): „sah im mon ein männlein, das holz gestohlen hett" und bei Prätorius [17]): „die abergläubigen Leute geben vor, die schwarzen Flecken im Mondlicht seien der Mann, der am Sabbat Holz gelesen und darüber gesteinigt worden." Das scheint aber doch nur

---

13) Stegemann, Art. „Mond", Hdwb. des dt. Abergl.
14) Rühle, Art. „Mond" in Rel. in Gesch. und Gegenw. Wolf, Der Mond im deutschen Volksglauben, Bausteine zur Volksk. und Religionsw. Heft 2, Bühl 1929.
15) J. Grimm, Dt. Mythol. 1876 4) II S. 597 ff.
16) Fischart, Gargantua 130 b.
17) Prätorius, Weltbeschreibung I 447.

eine späte Parallelisierung mit der biblischen Geschichte zu sein, vielleicht durch Prätorius selbst. Auch das Sonntagsschändungsmotiv dürfte älter sein, wie auch die zahlreichen Varianten in Deutschland beweisen, die statt eines Holzmannes eine Spinnerin, eine Butterfrau usw. kennen und so jede Beziehung zur biblischen Geschichte vermissen lassen. —

Möglich wäre, daß in den Entrückungssagen Erinnerungen enthalten sind an einen alten Glauben, der den Mond als Sitz der Toten kannte. Nach pythagoräischem Glauben galt z. B. der Mond als die Insel der Seligen. Aber es ist überhaupt von jedem Glauben, der den Himmel als Totenreich kennt, nur ein kleiner Schritt dazu auch den Mond als Sitz der Abgeschiedenen zu betrachten.

Alle diese Versuche gehen aber m. E. am Wesentlichen vorbei: Die Menschen wollen das Unerklärliche, das sie sehen, deuten. So deuten sie auch die verschwommenen Mondflecken, die ja doch an jedem Fleck der Erde wieder anders erscheinen, da der Mond nur immer vom gleichen Standpunkt aus betrachtet das gleiche Gesicht zeigt, nach den Bildern ihres täglichen Lebens: Als holzschleppenden Mann, als Spinnerin, als Wasserschöpfer usw. Es ist nicht möglich und nicht nötig, alle diese Ausdeutungen auf eine Formel zu bringen, so wertvoll und aufschlußreich andrerseits auch ein Vergleich ist; mag dort der wasserschöpfende Mann z. B. auf Grund der Erfahrung vom Mondeinfluß auf Ebbe und Flut, vielleicht auf Grund eines tieferen meteorologischen Wissens, das um die größere Niederschlagsneigung bei Vollmond wußte[18]), aus einem mythischen, wasserausgießenden Riesen entstanden sein, so ist die Entwicklung unserer Sagenform einen andern Weg gegangen. Angenommen, das Volk deutete die Gestalt ursprünglich als Holzträger, so war das für den urverbundenen Menschen bereits Wirklichkeit; die bildhafte Vorstellung allein genügte, um in ihm das Erlebnis zur Wahrheit werden zu lassen. Die Frage nach weiteren Gedankenverbindungen oder gar nach wirklichen Mondeinflüssen, die das Entrückungsmotiv begründen, ist dabei höchst zweitrangig; denn wie das Kind nicht die Dinge auf ihre Realität untersucht, so fließen auch für den urverbundenen Menschen Bild und Wirklichkeit ineinander zu einer erlebten Wahrheit. Gerade der Vergleich mit dem Kinde dürfte hier besonders angebracht sein; denn die Sage lebt heute restlos im Kinderglauben und es ist zweifelhaft, ob sie sich in unsrer vorliegenden Form jemals darüber erhoben hat.

Den Ursprung des Strafmotivs aber drängt unsere Grethener Fassung von selbst auf. Mußte nicht die Gestalt da oben im kalten Mond entsetzlich frieren, mußte es nicht ein Verbannter, ein Bestrafter sein, der da ewig bei seiner Tätigkeit zu sehen war? Wofür aber Strafe? Holzlesen war doch nur strafbar, wenn es verbotenerweise geschah, also wenn von fremdem Eigentum gestohlen oder nach dem jüdisch-christlichen Glauben, wenn es am Sonntag eingeholt wurde. Es ist möglich, daß auf diese Weise das Motiv der Sonntagsschändung in den Vordergrund rückte; denn fast alle die Tätigkeiten, die uns sonst in der deutschen Mondsage begegnen, sind ja nicht im Sinne der christ-

[18]) Vgl. Hanns Fischer, Aberglauben oder Volksweisheit, 1936, S. 12 ff.

lichen, noch weniger der germanischen Auffassung an sich irgendwie strafbare Handlungen. Noch eine andere Erklärung aber ist möglich, die der Sage ein wesentlich höheres Alter geben würde. Ganz in Erscheinung tritt die Mondfigur nur bei Vollmond. Nun aber war die Urwoche wohl bei allen naturnahen Völkern (auch bei uns sagt es ja das Wort „Woche" selbst noch) ein Wechsel des Mondes, also die Frist von Neumond zu Vollmond bzw. von Vollmond zu Neumond. Auch am Anfang dieser Urwochen, also zur Zeit des Neumondes und Vollmondes lag ein Feiertag. So sind z. B. die Kalenden und Iden der Römer nichts anderes als solche Ursonntage. Für uns heißt das aber, daß die Mondfigur nur an einem Ursonntag ganz zu sehen war. Was liegt also näher als der Rückschluß, daß der Büßer da droben für eine Tat büßte, die an diesem Tag auch geschehen war. Die naturfremde spätere Zeitrechnung hat dann den Begriff ohne seinen Sinn übernommen und mit der jüdischen Gesetzesmoral verknüpft. Dabei mag sich freilich auch im Lauf der Zeiten die Gestaltdeutung und damit auch die Art der Strafe geändert und lokal weiter variiert haben. —.

4. Reste aus ältestem Sag- und Glaubensgut.

Ob man dem Mond als Zeitordner die Bedeutung beimessen darf, wie es zuletzt K. v. Spieß getan hat[19]), vor allem, ob man die Mondphasen ursächlich mit der heiligen Dreizahl in Verbindung bringen darf, ja in ihnen den kosmischen Hintergrund jenes alten indogermanischen Saggutes von den drei Schicksalsgestalten erkennen darf, erscheint doch sehr zweifelhaft.

Die pfälzischen Belege des Sagentyps seien gleichwohl hier angeführt: Die drei Frauen erscheinen als fromme, christliche Jungfrauen, Kirchen-, Kloster- oder Glockenstifterinnen. Drei Schwestern stifteten das Frauenkloster in Seebach bei Dürckheim, ebenso das Nonnenkloster Marienthal am Donnersberg. Drei Schwestern gründeten die Kirche in Jettenbach. Die Glocken der Kirchen von Lichtenberg, Remigiusberg und Ohmbach sind ebenfalls Stiftungen von drei Schwestern. Schließlich gründeten drei ledige Schwestern die Kirchen in Pfeffelbach, Oberkirchen und Niederkirchen und beschenkten jede mit drei Glocken. Im letzteren Fall mag die äußere Ähnlichkeit der Kirchen Anlaß zur Lokalisierung der Sage gegeben haben. Sonst fehlen äußere Angaben. Lediglich von der Stifterin der Niederkirchner Kirche weiß die Sage etwas mehr. Sie soll nach einer Variante ein Ritterfräulein Margarete gewesen sein, das nach vergeblichem Warten auf ihren in die Fremde gezogenen Geliebten der Welt und ihren Freuden entsagte und ein Gotteshaus stiftete. Die Sage knüpft offenbar an den alten Namen des Dorfes, Margaretenostern, an. Die Beziehungen zum Dreischwesterntyp fehlen jedoch bei dieser Wendung, wie seine Kenntnis. A. Becker[20]) glaubte in den drei Schwestern christianisierte Nach-

---

[19]) K. v. Spieß, Deutsche Volkskunde als Erschließerin deutscher Kultur, Berlin 1934.

[20]) A. Becker, Pfälz. Volkskunde, Bonn 1925, S. 19 f., 129. W. Heiligendorff, Der keltische Matronenkultus und seine Fortentwicklung im deutschen Mythos, Leipzig

fahren der keltischen Matronen zu erkennen, die als mütterliche, fruchtbarkeitspendende Erdgottheiten gerade auch bei den keltogermanischen Mediomatrikern für die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung mit Sicherheit nachgewiesen sind. Ob wir wirklich im Dreimütterkult oder im germanischen Nornenglauben das Urbild unserer Dreischwestern- oder Dreijungfrauensage zu suchen haben oder ob wir alle drei Formen nur als verwandt und einer früheren, gemeinsamen Quelle entsprungen betrachten müssen, entzieht sich für den Einzelfall unsrer Forschung, auch da, wo die Sage sich noch lebendig und reich ausgestaltet erhalten hat, und ihre Entstehung sich bis ins frühe Mittelalter verfolgen läßt (z. B. Kunigundis, Mechtundis, Wibrandis von Eichseln am Oberrhein[21])). Sicher aber ist, daß das Urbild einmal in irgendeiner Form als lebendige Gestalt in den Glaubensvorstellungen unserer Ahnen vorhanden war, sodaß die Kirche Veranlassung fand, es zu bekämpfen. Als drei Heilige oder drei Marien rückten die mythischen Gestalten in den christlichen Himmel ein. Ein später Abklatsch sind unsere drei Wohltäterinnen der Kirche. Sie leben aber auch noch, gewissermaßen von der Kirche gebannt, als Gespenster weiter.

So hat das Volk auf dem Drachenfels bei Dahn schon oft drei Schwestern in weißen Gewändern gesehen und einem Bauern von Ensheim am Siedelwald erschienen vor Tagesanbruch auf einer Wiese drei Jungfrauen in langen weißen Gewändern und führten einen wunderseltsamen Tanz auf. Die eine der Tänzerinnen trug einen silbernen Halbmond auf der Stirn. — Dem Wärter auf der Burgruine Landstuhl erschienen vor über hundert Jahren am hellichten Tage drei Ritter und drei Ritterfrauen; die letzteren trugen Kuchen bei sich, den sie dem Alten anboten. Er nahm nichts, war aber sehr erschrocken und starb einige Tage darauf. Sein Nachfolger will die gleiche Erscheinung gehabt haben, ohne jedoch Schaden dabei zu nehmen. Auch diese Sage enthält wohl noch eine leise Erinnerung an unsern Dreischwesterntyp.

Ein schönes Beispiel aber lebt noch in Erfweiler und Ehlingen in der Südwestpfalz: Vor vielen hundert Jahren kamen drei Jungfrauen in diese Gegend und wohnten an verborgener Stelle im Wald. Nur des Sonntags kamen sie in feinstem Schmuck zur Kirche, sprachen aber mit niemand. Auch wußten alle im Dorf, daß man sie nicht anreden dürfe. Als es doch einer wagte, sie nach ihrem Herkommen zu fragen, verschwanden sie für immer. Diese Sage ist für die Entwicklungsgeschichte unseres Typs sehr kennzeichnend. Die alten mythischen Gestalten sind Waldgeister geworden, gleichzeitig aber hat sie sich auch bereits der kirchliche Geist untergeordnet. Halb Büßerinnen, halb stolze Verbannte sind sie Zeugen des Kampfes um die Seelen unseres Volkes.

1934, weist den engen Zusammenhang zwischen Matronen- und Dreijungfrauenkultus nach, während sich die Fülle der elbischen Frauengestalten, die in der deutschen Sage in der Dreizahl auftreten, nicht ohne weiteres in diesen Zusammenhang einordnen lassen. Dazu auch: Rudolf Drinkuth, Die drei Frauen in Deutschland in Sage, Märchen und christlichem Kult, Diss. Marburg 1934, und H. Chr. Schöll, Die drei Ewigen, Jena 1936.

[21]) Künzig in Oberdt. Zschft. f. Volkskunde 1930 S. 102 ff.

Eine dritte Form der Überlieferung ist die Sage von den drei Ritterfräulein, deren Geliebte der Vater erschlägt und die dann vor Gram in den Tod gehen (Madenburg). Die Echtheit oder zumindest die Zuständigkeit der Sage für pfälzisches Gebiet ist jedoch zweifelhaft [22]).

Verwandt und ebenso in uraltem Saggut wurzelnd sind auch die drei Verwandlungsformen einer Frauengestalt. Die verzauberte Jungfrau von der Wegelnburg erscheint ihrem Erlöser in drei verschiedenen Gestalten. Er muß sie küssen als Schlange, so groß wie ein Wiesbaum, als Krott (Kröte) so groß wie ein Backofen und schließlich in ihrer natürlichen Gestalt. Nach andern erscheint sie als schöne Jungfrau zuerst. Ähnlich auch das weiße Fräulein, das den beiden Handwerksburschen an der dicken Eiche bei Fischbach-Matzenberg erscheint und sie um ihre Erlösung bittet. Sie kommt zuerst als große feurige Kröte, dann als schwarzer Pudel mit feurigen Augen, zuletzt als weißes Fräulein.

Männliche Gestalten in der Dreizahl finden sich selten und nur in Verbindung mit Schatzsagen (Drei Schatzhüter; Miesenbach).

Eine Schatzgräbersage aus Dahn zeigt sehr viel Ähnlichkeit mit dem Dreibrüdermärchentyp. Der Held, der das Glück unter der Ruine Altdahn findet, ist der jüngste von drei Brüdern und offenbar der, dem man am wenigsten zutraut, ja, der mißachtet und verspottet ist. Hier hat sich zweifellos weit verbreitetes und ältestes Erzählgut in verhältnismäßig reiner Form mit der örtlichen Sage von Schätzen und altem Wein in verfallenen Burgruinen verknüpft. — Ein gewisses Gegenstück dazu ist ebenfalls eine Schatzsage aus Börsborn bei Glanmünchweiler. Drei Juden hatten auf der Heidenburg bei Oberstaufenbach schon fast einen Schatz gehoben. Da wird der Jüngste zum Unglücksstifter, da er durch Übertretung des Schweigegebotes die fast gelungene Schatzhebung vereitelt.

Verblaßter lebt das Motiv auch in der derb-komischen Sage aus Fockenberg-Limbach: Als ein Bauer seinen drei Stiefsöhnen sein Geld hinterziehen wollte, vergrub er es in der Scheune unter einer eisernen Platte und setzte sich darauf mit den Worten: „Hier Teufel, hast du das Geld! Gib es nicht wieder heraus, bis mit demselben Schlüssel geöffnet wird, mit dem ich auch zugeschlossen habe.“ Einer der drei Söhne hatte das sonderbare Gebaren gesehen, und als alles Bemühen, das Geld zu heben, nichts fruchtete, wußte er den Rat: Man setzte den Vater nach seinem Tode auf die Platte und sie tat sich auf.— Auffällig ist hier die Dreizahl besonders deshalb, da die andern beiden Brüder ja überhaupt nicht handelnd in Erscheinung treten.

---

[22]) Die pfälz. Überlieferungen gehen alle auf Uhlands Gedicht „Drei Fräulein“ (1806) zurück, das von Bader-Moris der Madenburg zugeschrieben wurde (1846). Ich konnte jedoch keinerlei Anhaltspunkte dafür finden, daß Uhland in seinem Gedicht einen auf der Madenburg lokalisierten Stoff verwendet habe. Doch mag immerhin die Kenntnis einer fast verschollenen Sage von drei Fräulein Bader-Moris die Veranlassung gegeben haben, das rührselige, gesucht volksliedhafte Gedicht aus Uhlands Jugendromantik mit der Madenburg zu verknüpfen.

Im übrigen finden sich auch im pfälzischen Sagenschatz wie im Volksglauben überhaupt zahlreiche Beispiele für die große mythisch-magische Bedeutung der Zahl drei, die bis in Belangloses und Alltägliches hineinreicht. Geisterbeschwörungen und Gotteslästerungen, heilige Handlungen und Schatzhebungsversuche erhalten durch dreimalige Wiederholung besonderen Nachdruck. Auch die übernatürlichen Mächte selbst geben ihren Wunsch und Willen gerne dreimal kund. Als Frist, in der sich das Wirken von Geistern oder überirdischen Mächten zeigt, werden ebenfalls gerne drei Tage oder drei Jahre angenommen.

Besondere Aufgaben müssen dreimal vollbracht werden. So verlangte das stolze Fräulein von der Wegelnburg von ihrem Verehrer als Preis für ihre Hand, daß er dreimal in drei Stunden mit einem 50 Pfund schweren Beutel voll Gold von der Burg hinab zum Sauerbach und von dort wieder zur Burg eile, und jene ergötzliche Geschichte von Jochen, dem Meisterdieb (Reiskircher Mühle bei Homburg), weiß ebenfalls von drei Aufgaben mit wachsenden Schwierigkeiten zu berichten. Wenn der weiße Peter von Wachenheim auf der Schatzsuche von einem grauen Männlein drei Schlüssel zu drei Toren erhielt, einem eisernen, einem silbernen und einem goldenen, durch die er hindurchgehen mußte, um zu dem Schatz zu gelangen, so waren möglicherweise damit ursprünglich auch besondere Aufgaben oder Fährlichkeiten verbunden, die in der vorliegenden Fassung nur noch für das letzte vorhanden sind.

Soll der Glaubwürdigkeit einer Erzählung besonderer Nachdruck verliehen werden, dann werden gern drei Erlebnisträger angeführt, so bei der Erscheinung der schönen Frau im Roßbacher Wald, bei den Untaten der Miesenbacher Hexe, bei der Speyerer Mönchsüberfahrt[23]).

Noch weiteres Vorkommen der Dreizahl wäre zu nennen. So erscheint Lindenschmidt mit Sohn und Reiterjungen in der Dreizahl (Löwenstein), der ewige Fuhrmann fährt mit einem Gespann von drei Geisböcken (Landau). Sonst steht die Dreizahl an belangloser Stelle.

Nächst der Drei besitzt die Sieben im Volksglauben und in der Sage eine magische Bedeutung. Für ihre Verbreitung im Volke mag die mystisch-symbolische und allegorische Bibelausdeutung des Mittelalters, die auch einer mystischen Zahlenspielerei weiten Raum gab, von nicht geringer Bedeutung gewesen sein (vgl. das Gedicht „Von der Siebenzahl zum Lob des heiligen Geistes" von dem Priester Arnold. 12. Jh.). Die Herkunft aus der Zeitrechnung ist in der pfälzischen Volkssage noch deutlich bemerkbar; die Zahl erscheint fast ausschließlich als Fristzahl, und zwar meistens in Verbindung mit Geistersagen aller Art.

---

[23]) Nach dem Ver. i. d. Zwickauer Ratsbibl. abgedr. bei A. Tschirner, „Trifels" 1933 Nr. 11.

II. Das Erlebnis der Natur.

Uraltes Welterlebnis fanden wir fortleben in den Sagenzügen des vorigen Abschnittes. Es war ein Erlebnis der Zeit, der Bewegung, der kosmischen Urverbundenheit des Menschen. Seine Erfahrungen werden immer wieder von neuem geboren und lebendig, wenn auch nicht mehr in der Unmittelbarkeit und Unbedingtheit des Naturmenschen. Der deutsche Mensch der Gegenwart als Träger volkskundlicher Erscheinungen, der bäuerliche Mensch, besitzt nicht mehr jene Urverbundenheit mit dem Kosmos, die mit Selbstverständlichkeit alles zu allem in Beziehung setzte und ursächlich verknüpfte, die im kosmischen Geschehen ein Spiegelbild, ein Gleichnis des eigenen Icherlebens fand und so in ahnendem Schauen sich ein großes Weltbild schuf. Die Ausbildung eines mehr verstandesmäßigen Denkens in allen Schichten unseres Volkes ist die natürliche Folge einer höheren sozialen Entwicklung und Aufgliederung[1]), mit der vielleicht auch eine Rückbildung anderer Seelenkräfte Hand in Hand ging; das Naturschauen ist mehr und mehr zur Naturbeobachtung geworden. So mögen dann aber auch im Bewußtsein des Volkes alte Mythen ihren inneren Wahrheitsgehalt verloren haben und mögen allmählich zu Wortglauben fordernden Heldensagen geworden sein. Tiefstes Urwissen wurde beharrlich weiter getragen durch Jahrhunderte und Jahrtausende, aber es erstarb unterdessen zur Formel, weil es nicht mehr in dem Erlebnisgrund wurzelte, aus dem es gewachsen war, oder es lebte im Bewußtsein der Menschen als bedeutsam und heilig fort, jedoch ohne die gleichzeitige Kenntnis seiner tatsächlichen Verwurzelung und wurde so zum Zauberwort, gleichwertig dem aus fremden Erlebnis geborenen. Diese Entwicklung läßt sich besonders deutlich in der Zahlenmystik verfolgen. Sinn und Gehalt traten zurück hinter der dürren Wahrheit des Wortes. Daß bei dieser Entwicklung die Überfremdung der germanischen Seele durch römisch-christliche Geisteskultur eine entscheidende Rolle gespielt hat, steht außer allem Zweifel. Damit, daß das Christentum versuchte den germanischen Menschen aus der religiös erlebten Offenbarungswelt der Natur zu lösen, riß es an den Wurzeln seines Lebens. Indem es eine bis zu einem gewissen Grade naturgegebene, allmähliche Entwicklung mit Gewalt durchbrach bzw. vorwärts trieb, schuf es einen Bruch im Leben der germanischen Welt, der sich einwandfrei bald in einem völligen Zusammenbruch aller Werte äußerte, unter anderem auch zu einer Dämonisierung des deutschen Naturerlebens führte. Doch darüber wird im einzelnen noch zu handeln sein.

[1]) Vgl. Harmjanz, Volk, Mensch und Ding, 1936.

Zunächst haben wir als Ergebnis festzustellen: Das kosmische Erlebnis, in frühester Zeit, wie wir aus zahlreichen Überresten schließen können, zweifellos von großer Bedeutung, tritt zurück, der Mensch löste sich mehr und mehr aus der kosmischen Bindung. Wir finden die Erinnerungen an jene Zeit in der pfälzischen Sage vereinzelt und versteckt bzw. formelhaft durchgehend durch alle möglichen Sagenbereiche. Die Erlebnisse, die die Hauptkomplexe der pfälzischen Sage bestimmen, sind jedenfalls anderer Art. Wir kommen ihnen näher, wenn wir mit den Sagen vom wilden Jäger beginnen.

1. Der Sagenkreis der wilden Jagd.

Die zahlreichen Beispiele dieser Sagen im pfälzischen Sagenschatz und ihre örtliche Verbreitung lassen auf eine durchgehende Kenntnis des Stoffes im ganzen Gebiet schließen, was eine systematische Bestandsaufnahme sicher bestätigen wird. Doch sind die einzelnen Varianten sehr verschieden. Als allgemeine Bezeichnungen finden sich „wilde Jagd", „wildes Heer", „wütendes Heer", worunter dann teils ein reines Sturmerlebnis verstanden wird, aus dem keine persönliche Gestalten hervortreten, teils meint man ein führerloses wildes Heer von Geistern, die lärmend durch die Luft brausen. Schließlich aber tritt auch an die Spitze dieser Horde als Anführer eine besonders herausgehobene Gestalt, der wilde Jäger. Eine Weiterbildung der Sage löst das Geisterheer von seinem Anführer und läßt diesen allein sein lärmendes, schauderhaftes Treiben vollführen, meist nur begleitet von einer Meute von Hunden. Er tritt dann auf als „wilder Jäger" oder „ewiger Jäger" oder auch als „ewiger Fuhrmann", der mit einem rasselnden Fuhrwerk durch die Luft oder durch den Wald braust. Er erscheint in weiteren Sproßformen als „unheimlicher Jäger", als „wilder Hans" oder „wilder Matz" oder in Beziehung gebracht zu historischen Gestalten, die zum Teil dann auch persönliche Namen tragen. Das mythenbildende Grunderlebnis all dieser Sagen ist der Sturm, der durch die Wälder heult und braust, daß die Stämme krachen und die Äste bersten, der um die Felsen und Häuser heult und an Toren und Läden rüttelt. Wir lassen die Sage selbst sprechen:

Vom Donnersberg: Einst war ein wütender Sturm; wahrscheinlich war es das wilde Heer, das man nicht selten durch die Schluchten des Donnersberges rasen hört. Aus dem Teufelsloch am Teufelsberg bei der Rietburg, das als Wetterloch verschrien ist, stürmt das wütende Heer und ein entsetzliches Geheul und Gejohle erschallt. Nach einer anderen Fassung heißt es von demselben einsamen Waldtal am Haardtrand, daß man in stürmischen Nächten den Zug des wilden Jägers daher brausen hört, daß einem Hören und Sehen vergeht. Die Erlenbacher Bauern, die früher von Lauterschwan nach Schönau fuhren, hörten bei Dunkelheit am Narreneck die wilde Jagd als ein Sausen und Brausen in der Luft, ein Tosen und Geschrei. Die Kindsbacher hörten plötzlich einen unheimlichen Lärm. Der Wind brauste, daß die Gipfel der Bäume zusammenschlugen, Hundegebell erscholl; deutlich und überlaut war

der Ruf: hoioho! hoioho! und es erhob sich ein Sausen, wie wenn sieben Teufel losgelassen wären.

So spricht die Sage fast überall selbst vom Sturm, der den Zug des wilden Jägers begleitet oder ankündigt. (Vgl. ferner Sagen aus Pirmasens, Miesenbach, Göcklingen, Bottenbach, Winzeln, Wolfstein, Kandel.)

Es sind die November- und Adventsnächte und die Fastenzeit, die Zeit der Vorfrühlingsstürme, in der er besonders sein Wesen treibt. Es sind fast nur Waldgebiete, ragende freie Gipfel, um die er tobt. Bemerkenswert ist, daß viele Sagen ein besonderes Revier des wilden Jägers kennen, dessen Grenzen ziemlich genau festgelegt sind und oft mit Waldgrenzen zusammenfallen, und in dem sich die wilde Jagd immer wieder vernehmen läßt. (So ausdrücklich in Sagen von der Rietburg, von Erfweiler, Bottenbach, Kindsbach, Bierbach, Bliesdalheim.) V. Kuhn[2]) hat für den recht ansehnlichen Kindsbacher Sagenschatz eine interessante Untersuchung angestellt und dabei die Feststellung machen können, daß die einzelnen Sagengestalten (wilder Jäger, Hexen, Irrlichter usw.) ihr ganz bestimmtes Wirkungsgebiet haben, an dem der Volksmund instinktiv, aber unter allen Umständen festhält. Fragen etwa, warum der wilde Jäger nicht auch dort oder dort hausen könne, erhielten jedesmal die Antwort: „Das ist gar nicht möglich." „Warum denn?" „Das weiß ich nicht." — Das beweist doch jedenfalls soviel, daß unsere Volkssagen bei aller Flüchtigkeit der Stoffe und Gestalten, für jeden einzelnen Fall in wirklichen, natürlichen Bedingungen ihre Entstehungsursache haben. In unserem Fall aber heißt das, daß der wilde Jäger, mag man auch anderswo um sein Treiben wissen, doch nur dort wirklich erlebt wird, wo die Beschaffenheit des Geländes die nötigen Voraussetzungen für besonders verheerende Sturmwirkungen bietet, die das betreffende Gebiet in dieser Hinsicht aus seiner Umgebung herausheben. Wir werden ähnliche Beziehungen bei anderen Sagen feststellen, zumindest vermuten können.

Schließlich ist es immer die Nacht, die das Toben der entfesselten Elemente zum starken Erlebnis steigert. Wir begreifen das bange Lauschen des einsamen Menschen, wir begreifen, daß die geängstete Phatasie in dem Achzen der Stämme, im Heulen und Pfeifen des Windes, im Brausen der Wipfel, im klatschenden Regen Hundegekläff, Knallen, Schreien, Heulen, menschliche Rufe vernimmt und wir sehen so aus dem Erlebnis einer tosenden Natur das mythische Erlebnis der wilden Jagd erwachsen. Wir fühlen mit, wie aus den Naturgeräuschen in tieferregter Phantasie Laute menschenähnlicher Wesen werden und wir erleben mit, wie das Geisterheer in den Lüften zur mythischen Wahrheit wird. So war es vor Jahrtausenden, als die wilde Jagd durch die Wälder Germaniens brauste und die germanische Seele im Stürmen und Drängen der Natur ein Gleichnis ihrer selbst erlebte und ihr Erlebnis verdichtete zum Wesen des größten germanischen Gottes, jenes Wuotan, dessen Name selbst das Tiefste germanischer Art widerspiegelt: Kampfeswille, Sturm, Unruhe,

---

[2]) V. Kuhn, Pfälz. Tagblatt vom 29. 3. 1933 und 13. 4. 1933.

Vorwärtsdrang, Bewegung und Kraft, mit einem Wort Dynamik[3]). Wir nennen ihn Gott, denken aber dabei schon in fremden Begriffen. Er ist kein Gott, den ein grübelnder Geist zum Herrn der Menschen und zum Moralrichter geschaffen hat, kein Dämon, vor dessen Launen Menschen erzittern und vor hilfloser Angst klein und bettelnd werden müssen, er ist nichts Starres, nichts Geformtes, nicht Dogma, er ist ein zum Sinnbild gewordenes Stück der göttlichen Allmacht, geboren und geschaffen im schauenden Erlebnis einer schöpferischen Gemeinschaftsseele. Sinnbild war alles an ihm, was mit Sinnen wahrnehmbar ist, sein Gehaben, seine Kleidung, seine Ausrüstung, seine Begleitung; Ausdruck war es der Gottheit in deutscher Seele. Weil Wodan aber so war, weil er als „Gott" nie geboren war, deshalb konnte er auch nicht sterben, deshalb lebt er noch heute, nachdem sein Name längst tot ist. Er lebt dort, wo deutsche Menschen ihn in der Tat erleben und in heiliger Unruhe und im Drängen der Brust. Man kann ihn auch noch draußen erleben im Wald; denn er braust noch wie damals über die Wipfel dahin. Und wer so stark ist in der Seele wie unsere Ahnen, der wird ihn so stark und gewaltig erleben; wer aber kleiner ist, der wird ihn auch als Sinnbild seiner selbst erleben: als ängstigenden, bösartigen Dämon. Er ist ein Prüfstein für die Seele unseres Volkes.

In der wilden Jagd hat zugleich auch das geheimnisvolle Leben des Waldes Gestalt gewonnen, das die Menschen mit heiliger Scheu erfüllt. In traulichen Stunden raunen sich die Menschen zu, was sie da gesehen haben. Was erzählen die Weiber von Miesenbach? Anfangs ist es wie ein weit entferntes Gewitter. Wenn es aber näher kommt, so kann man alles deutlich verstehen: Das Pfeifen und Kugelsausen und Schießen, man hört die Hunde bellen, das geschossene Wild schreien und die Jäger rufen: „Tyras brings her!" Auch Hurra-Rufe gellen dazwischen. Aber man kann es gar nicht erzählen, was alles da oben in den Lüften geschieht, so meinen sie alle. Es ist ein grausiges Geschehen. Ein Bauersmann von Bottenbach erzählte sein Zusammentreffen mit der wilden Jagd: Es war so gewaltig, daß er sich zu Boden werfen und an einen Baum anklammern mußte, um nicht fortgerissen zu werden. Es ist sehr bemerkenswert, daß es gerade Waldfrevel oder Störung der Waldesruhe in nächtlicher Stunde ist, was einen der Gewalt des wilden Jägers ausliefert. Wer da nicht ein ganz reines Gewissen hat, der sucht besser gleich das Weite wie jener Waldfrevler von Altheim. Auch die Kindsbacher machten sich gleich aus dem Staub, als sie die wilde Jagd beim verbotenen nächtlichen Sträußelholen überraschte wie die Miesenbacher Weiber oder die Bierbacher, die ihr Holz sogar im Mimbacher Wald holen wollten, gar nicht zu reden von dem Kindsbacher Steinbrecher, der sich gern ein paar dürre Stämmchen so nebenbei heimgeholt hätte. Eine Donnersbergsage erzählt, daß eine alte Frau öfter im Kübelberg, dem Revier des wilden Jägers, Holz holte, worüber er sich sehr ärgerte. Als er sie eines Tages wieder sah, geriet er so in Zorn, daß er sie nahm und bis an die „obere Wiß" (Wiese) schleifte.

---

[3]) Vgl. dazu die Namensherleitung von Wodan-Odin bei M. Ninck, Wodan und germ. Schicksalsglaube, Jena 1935, S. 30 ff.

Im übrigen kennt der pfälzische Sagenkreis kein Beispiel dafür, daß einem von der vorbeirauschenden, wilden Jagd wirklich ein Leids geschah. Nur von dem ewigen Jäger bei Bliesbolchen erzählt das Volk, daß jeder, der ihm spottend nachrief, von unsichtbaren Gestalten heftig geschlagen und gestoßen wurde. Dieses Motiv bildet jedoch keine Besonderheit des wilden Jägers, sondern fällt in das Gebiet des Anredeverbotes der Geister überhaupt und kann in diesem besonderen Fall sehr wohl ebenfalls einem mythisch apperzipierten Sturmerlebnis entsprungen sein. In Würzweiler ist der wilde Jäger zum Kinderschreck geworden. Man schüchtert die Kinder ein mit den Worten: „Hörch de wild Jäger un sei Hunnche gauze!"

Wenn wir so in dem Erlebnis des Sturmes die anstoßende Kraft fanden, an der sich das stürmische, schweifende, kämpferische Lebensgefühl des Germanen entzündete zur Gestaltung eines sinnbildhaften Mythus, so sind damit freilich lange nicht alle Erscheinungsformen dieses Sagenkreises erklärt. Es ist kaum möglich, alle die Ströme, die im Sagenkomplex der wilden Jagd zusammenflossen, bis an ihren Ursprung zurück zu verfolgen. Mit Recht hat man auf die Zusammenhänge mit altgermanischen Kulthandlungen hingewiesen, wie sie sich heute noch zum Teil in fortlebenden Fest- und Kultgebräuchen des Volkes widerspiegeln [4]). Ein solches Motiv scheint der Durchzug der wilden Jagd durch zwei Tore zu sein, den Otto Huth [5]) in Zusammenhang mit anderen Durchgangs- und Durchkriechritten gestellt und unter die Erneuerungs- und Wiedergeburtskulte der Wintersonnwende gewiesen hat. Nach einer pfälzischen Überlieferung (Würzweiler) soll der wilde Jäger allnächtlich vom Donnersberg zum Melibokus im Odenwald reiten. Jenseits des Rheines kommt er durch einen Hof, der ein vorderes und ein hinteres Tor hat. Ist das erste verschlossen, so schlägt er mit aller Kraft dagegen, um es zu zertrümmern. Auch in Würzweiler muß er jede Nacht durch einen Hof mit zwei Toren. — Kultischer Herkunft ist vielleicht auch der Wagen, der in der wilden Jagd oft mitgeführt wird.

Mit einem gewissen Recht hat man ferner manche Sagen als die Krankheitserlebnisse von Epileptikern nachweisen können. Man darf aber die gestaltende Kraft beider Elemente nicht überschätzen. Im pfälzischen Sagenkreis von der wilden Jagd nehmen jedenfalls weder kultische Erinnerungen eine beherrschende Stellung ein, noch besitzt dieser Beispiele, die unmittelbar als Entrückungsgesichte zu erklären wären.

Aufs innigste durchdrungen ist der ganze Sagenkreis der wilden Jagd mit Motiven aus einem zweiten Elementarerlebnis des Menschen, das sich zum Seelen- und Totenglauben verdichtete. Es sind nicht Naturgeister, die durch die Luft jagen, sondern Totengeister; das Volk kennt viele von ihnen ganz genau und weiß von ihren Freveltaten, für die sie im Grabe keine Ruhe finden und

[4]) Neuerdings bes. K. Meuli im Art. „Maske, Maskereien", Hdwb. V, 1744—1852 und O. Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen Bd. I, 1934.

[5]) O. Huth, Janus, Bonn 1932, S. 68 ff. O. Huth, Der Durchzug des wilden Heeres, Archiv f. Religionsw. XXXII, 1935. Vgl. auch J. O. Plaßmann, Wintersonnenwende in der Symbolik des Kivik-Grabes, Germanien 1939 H. 1.

nun ewig oder bis zu ihrer Erlösung jagend büßen müssen. Wenn z. B. aus dem Teufelsloch bei der Rietburg das wütende Heer zieht, so könnte man auch den frevelhaften Rietburger unter den Geistern erkennen, wenn sich jemand hinwagen würde. Auch der Einaug von Scharfeneck treibt sein Wesen manchmal als wilder Jäger. Vom ewigen Jäger von Bliesbolchen weiß das Volk auch noch gut, daß er im Leben ein wüster Geselle war, der sich wenig um Gott und die Welt kümmerte und gerade an Sonntagen die schlimmsten Jagden hielt. An einem Feiertag jagte er lange vergebens einem Hasen nach. Endlich schrie er voller Zorn: „Dich Teufel muß ich haben und muß ich dir ewig nachjagen!" Seit der Zeit rast er über Stock und Stein, hoch in den Lüften und tief am Boden durch das Tal der Blies. Der ehemalige Förster vom versunkenen Forsthaus im Jägerpfuhl bei Erfweiler führt sein böses Treiben zur Buße für einen ähnlichen Fluch bei der Jagd. Meist ist es Jagdfrevel wie hier, der den armen Seelen zur Last liegt. Man geht dann aber auch nicht fehl, wenn man für alle diese Fälle einen historischen Kern annimmt und sie zumeist als mit alten, im Volksbewußtsein vorhandenen Motiven der wilden Jagd verknüpfte Erinnerungen an jene Zeit des schrankenlosen Absolutismus betrachtet, da jagdtolle Herrscher und ihre Forstmeister rücksichtslos die Felder ihrer Untertanen verwüsten konnten, da diese selbst ihrer Haut nicht sicher sein konnten vor der wilden Meute und dem Übermut der Jagdgäste und sich der Empörung keine andre Rache bot als die Hoffnung auf eine ausgleichende Gerechtigkeit nach dem Tode. So leben die wilden Parforcejagden der Zweibrücker Herren in Sagen von Quirnbach, von Altheim und Bierbach. Man spricht sogar im Volke selbst noch von der „Proforschen Jagd" oder „Parforschtjagd" statt der wilden Jagd, oder nennt sie „Proforstjagd"((Windsberg). Vor allem Herzog Karl August von Zweibrücken (1777—1778) soll sich besonders hervorgetan haben durch Grausamkeiten und Unsittlichkeiten, wenn er mit tausend Hunden seine Jagden abhielt. Eine wesentlich ältere Erinnerung an den Grafen Walram von Sponheim hat die bereits erwähnte Bürgersche Ballade zum Vorwurf. Auch dem Volkslied vom Lindenschmidt, den die Volkssage nach seinem Tode das wilde Heer führen ließ, dürfte eine historische Erinnerung an die Raubritterzeit nicht abzusprechen sein. Von einer in St. Ingbert und darüber hinaus ins Saarbrücker Land hin bekannten Sagengestalt, dem Maldix, den das Volk in Scheu vor seinem Namen lieber nur den wilden Jäger nennt, dürfte das Urbild bekannt sein. Jungk konnte einen Herrn von Malditz feststellen, der 1760 als Oberforstmeister in Saarbrücken starb. Sonst ist historisch nichts nachgewiesen, doch weiß das Volk, daß er besonders hart und streng gewesen sei und den Sonntag schändete. Ein furchtbares Strafgericht habe ihn deshalb ereilt. Eine Wildsau unterlief ihn so, daß er rittlings auf ihren Rücken zu sitzen kam, und verschwand mit ihm, der vergeblich von dem schrecklichen Untier loszukommen suchte. Zum letzten Male sei er vor dem Krieg 1866 gesehen worden. Das gleiche Motiv findet sich auch im Teufelsritt von Großbundenbach ohne Erinnerung an die wilde Jagd. Dort unterlief der Teufel in Gestalt einer Wildsau einen bußfertigen Bauern an der Kirchentür und raste mit ihm 13 mal um die Kirche, bis er am Mauerpfeiler sich den Schädel einrannte. Diese Umkehr

es Jagdmotivs, die Ablösung des zu ewigem Jagen Gezwungenen durch den Gehetzten, kann man wohl als eine weitere Absprossung betrachten. So erzählt man vom Grafen von Sponheim auch[6]), daß er zur Strafe für die Ängstigung einer Bauern jede Nacht zwischen 12 Uhr und 1 Uhr von höllischen Geistern gehetzt werde. Von dem ursprünglichen Sinngehalt der wilden Jagd ist in diesen Sagen trotz äußerer Ähnlichkeit wenig mehr erhalten. Soweit überhaupt noch ein Erlebnis zugrunde liegt, ist es ganz anderer Art. Der Erlebende steht nicht mehr mit freiem Mut dem Toben der Elemente gegenüber, wie wir ihn immerhin durch ein gewisses Grauen hindurch noch spüren in der Erzählung des Bottenbacher Bauern; für ihn ist das Naturgeschehen ein Spiel der Hölle, von unsauberen, teuflischen Geistern erfüllt. Er erlebt es mit zitternder Angst oder pharisäischem Behagen hinter seinem Ofen.

Fragen wir nach dem Grund dieser Verknüpfung von Totenglauben und wilder Jagd, so genügt es nicht, eine späte Verflechtung des Wilde-Jagdmotivs mit selbständig entwickelten Frevelsagen von gemäß ihrem Verbrechen büßenden Frevlern anzunehmen. Das mag für Einzelfälle zutreffen, eine Verallgemeinerung aber verbietet schon die Tatsache, daß es nicht nur Jäger sind, die in der wilden Jagd büßen, daß weiter auch der wilde Jäger die Gestalt anderer Totengespenster annehmen kann.

Die aufgeworfene Frage führt uns vielmehr zurück in die germanische Glaubenswelt. Der Glaube an das im Sturme ziehende Totenheer ist zwar nicht germanischer Eigenbesitz, er findet sich bei allen indogermanischen Völkern; ja darüber hinaus lassen sich ähnliche Erscheinungen auch bei vielen primitiven Völkern nachweisen[7]). Doch hat er im germanischen Kreis durch seine Verbindung mit dem Wodansmythus eine besondere Kraft und Lebensfähigkeit erhalten. Wir stellten fest, daß dasselbe Erlebnis, das die Sagen von der wilden Jagd nährt, auch der Sinnbildgestalt Wodans Ausdruck verlieh. Wodan aber war nicht nur Herr des stürmenden Lebens, er war auch Führer der Toten und Herrscher im Totenreich. Ninck[8]) erklärt diesen scheinbaren Widerspruch aus dem Wesen des Gottes als den Gott der Entrückung; denn die Entrückung führe stets ins Reich des Gewesenen, sie ist Vermischung mit anderen Entrückten, also mit den Toten und Ahnenseelen. Aber es ist ja überhaupt der Kern germanischer Weltanschauung, daß sie den Widerspruch Tod und Leben nicht kennt, sondern daß sie weiß um den ewigen Kreislauf des Lebens, daß für sie Tod nicht Erstarrung ist und Nichtleben, sondern nur Anderssein. Diese Zweipoligkeit findet ihren Ausdruck ebenso sehr in der höchsten Feier des germanischen Festjahres, der Wintersonnwende, wie in der Gestalt Wodans. „In ihm ist beides, Tod und Leben, Todesschrecken und -entzücken, grimme Verfolgung und tiefste Minne, er ist Nacht und Licht, Schadenstifter und Heilbringer, eisgraues Alter und Jugendfülle, abstoßend sein Äußeres im wirren Haar und verschleierten Blick, bezaubernd im Strahlenschein seiner flammenden Augen und Schönheit.

[6]) Nach Fassung bei Trog, Rheinl. Wunderhorn VIII S. 12 ff.

[7]) H. Plischke, Die Sage vom wilden Heer im deutschen Volke, Leipzig 1914, S. 20.

[8]) Ninck a. a. O. S. 132 ff.

Er ist Tweggi, der Zwiefache.“[9]) So bleibt Wodan, der Herr im Kampfe, auch der Führer der Gefallenen, er ist Herr in Walhall und wenn er durch die Lande stürmt, so folgt ihm das Heer seiner Mannen.

In den Sagen von Geisterschlachten in der Luft oder auch auf dem Boden hat sich ein Reflex des alten Glaubens erhalten. Sie sind weit verbreitet, waren auch schon im klassischen Altertum bekannt. Die Erinnerung an Schlachten oder auch ereignisschwere Turniere ist verschmolzen mit der Vorstellung des ziehenden Totenheeres und hat den Boden bereitet zur mythischen Apperzeption eines Lärmerlebnisses oder von Nebelgesichtern und ähnlichem. Auch Auditionen und Visionen mögen im einzelnen Anstoß gegeben haben.

Die bekannteste pfälzische Sage ist die von der Neuleininger Geisterschlacht, die an die Schlacht bei Göllheim 1298 anknüpft, in der Adolf von Nassau im Kampf mit Albrecht von Österreich Krone und Leben verlor. Aus einem Berg kam in gewissen Nächten eine bewaffnete Geisterschar hervor, um auf der nahen Ebene eine große Schlacht zu schlagen. Sie schienen zu Fuß und zu Roß mit großem Getöse zu streiten. Deutlich zu hören war das Klirren der Waffen, das Schnauben und Stampfen der Rosse, das Stöhnen und Wehklagen der Verwundeten. Eine ähnliche Schilderung ist bekannt aus Grünstadt. Ein Mann hörte da in einer Novembernacht in der Sausenheimer Gemarkung ein fürchterliches Brausen, Waffenklirren, Rossestampfen, Schreien in der Luft. Er konnte plötzlich keinen Schritt mehr weitermachen. Da sah er einen furchtbaren nächtlichen Kampf. Ritter sprengten gegeneinander, hoben sich mit Lanzen gegenseitig aus den Sätteln, hieben mit riesigen Schwertern um sich. Schlag eins war der Bann gebrochen und die Erscheinung verschwunden. Eine Magd von Leimersheim berichtete von einem ähnlichen Gesicht, das sie auf dem Niederhorst gehabt hatte an der Stelle, wo die Vorhut der ersten französischen Koalitionsarmee einst auf die Konventstruppen gestoßen war.

Ähnlich diesen Geisterschlachten kennt das Volk übrigens auch Sagen von Einzelkämpfen; so die Sage vom gläsernen Kreuz bei Mannweiler: An der Stelle, da einst zwei Ritter um die Hand des Burgfräuleins im Zweikampf gestanden hatten, hörten die Mannweilerer jedesmal, wenn sie mit gefreveltem Holz vorbeikamen, in der Luft ein gewaltiges Brausen. Zwei Ritter sprengten im Sturm daher. In ihrer Angst warfen die Frevler das Holz weg und liefen davon.

Die Beziehungen zum Kampfheer Wodans sind in den ersterwähnten Sagen offensichtlich. Bedeutsam ist nun aber die Auslegung, die die Kirche den Glaubensvorstellungen gab, die sie aus dem Bewußtsein des Volkes nicht auszurotten vermochte. Die Neuleininger Sage erzählt weiter: Einer näherte sich mit dem Kreuz und beschwor eine der Personen, ihm die Erscheinung zu erklären. Er erhielt die Antwort: „Wir sind nicht, wie ihr glaubt, Gespenster, auch nicht, wie wir euch scheinen, eine Schar von Soldaten, sondern die Seelen getöteter Soldaten. Waffen und Kleidung und Pferde sind für uns jetzt Gegenstand der Pein, weil sie uns früher Werkzeug der Sünde waren und es ist in

[9]) Rinck a. a. O. S. 144.

Wirklichkeit alles brennend in uns, obwohl ihr das mit leiblichen Augen nicht unterscheiden könnt." Nach anderer Überlieferung bezeichnen sie sich als die armen Seelen derer, die im Kampfe gegen ihren rechtmäßigen Fürsten gefallen und unbegraben an diesem Berge liegen geblieben sind. Es ist unschwer, in dieser Umdeutung des Wodansheeres eine Wurzel des Armeseelenglaubens zu erkennen. Aus den Ahnen- und Heldenseelen, die den Germanen im Brausen des Sturmes, in der Einsamkeit der Natur besonders nahe waren, werden arme, ruhelose Sünder, Gespenster, Umgänger; die gottgeschaffene Natur wird zur Hölle, die innere Freiheit und Sicherheit des Menschen im Erleben der Naturgewalten wird zur Angst.

Einige weitere Beispiele, die aber wohl ohne Beziehung zum Wodansheer dem reinen Armeseelenglauben angehören: Ein Wirt von Roßbach hörte einmal nachts wildes Getümmel, Gerauf und Getobe auf der Straße. Er sah nichts trotz mondheller Nacht. Laut gellte es: Hau zu! Hau zu! — Das waren die ruhelosen Seelen derer, welche im Dreißigjährigen Kriege die Bewohner von Allweiler, einem untergegangenen Dorf, hingemordet haben. Ganz „vergellstert" sah ein anderer auf der Gemarkung Volloch zwischen Waldrohrbach und Völkersweiler plötzlich eine Prozession vor sich herziehen mit Pfarrer, Meßner und Gefolge. Es hatte dort einst ein Gewitter ein Dorf vernichtet, während die Bewohner tanzten und Spott trieben. Zwischen Dürkheim und Ungstein kann man in der Geisterstunde einem Leichenzug begegnen. Schließlich gehört auch jenes nächtliche Gelage der in ungeweihter Erde bestatteten Toten am „Sempter Eck" beim kurpfälzisch-zweibrückischen Grenzstein bei Dittweiler hierher. Aber es ist ein weiter Weg vom Wodansheer zu diesem Friedhofsspuk, wenn auch die Zusammenhänge nicht zu verkennen sind.

Wir kennen aber noch deutlichere Erinnerungen an das Wodansheer. In Kaiserslautern soll sich am Sterbetag Barbarossas (10. Juni) seine untergegangene Burg im alten Glanz erheben. Aus dem Berg steigen dann Ritter und Knappen und ziehen in stummer Trauer mit des Kaisers Haupt an der Spitze durch alle Straßen der Stadt bis zur Hahnenkrähe. Drinnen aber im Berg sitzt der Kaiser in goldenem Sessel, umgeben von seinen Rittern und Knappen. Raben fliegen um den Berg.

Der Totenberg ist der vorherrschende Ausdruck des germanischen Volksglaubens vom Fortleben der Toten, Raben sind die Vögel der Walstatt, die Vögel Wodans. Kein Zweifel, daß hier eine alte, germanische Glaubensvorstellung das tragende Element der Kaisermystik wurde, daß der bergentrückte Heldenkönig in vielem an die Stelle Wodans getreten ist. Wir finden auch sonst noch den Totenberg in der pfälzischen Sage. Im alten Schloßberg bei Rodalben sind Ritter eingeschlossen. Vor Zeiten hat ein Mann durch die Felslöcher hineingeschaut und ganz deutlich Bewaffnete in der Tiefe sitzen sehen. Unter der Wachtenburg bei Wachenheim sitzen viele Ritter schlaftrunken an Tischen im Berg. Am untrüglichsten erinnert an das Wodansheer die Sage von Kaiser Karl im Donnersberg. Gelegentlich zieht er des Nachts unter Trommel- und Trompetenschall mit all seinen Soldaten aus. Das bedeutet dann immer unruhige Zeit. Diese Unglücksbedeutung des Auszuges fällt auf, da doch sonst das

Volk vom Erwachen und Auszug des schlafenden, entrückten Heldenkaisers das Heil erwartet. Weitere Vergleiche: Auch wenn der Lindenschmidt ausrückt, glaubt das Volk, gibt's Krieg und böse Zeit (Löwenstein). Und wehe dem, der dem wilden Jagdzug des Maldix begegnete! Der war in wenigen Tagen tot (St. Ingbert). Ja sogar auf den Liebling der Pfälzer, den Franz von Sickingen, hat sich diese Schicksalsbedeutung übertragen. Krieg bedeutet's, wenn man ihn ausziehen hört mit Wagengerassel und Schlachtgesang von seinem Schloß bei Landstuhl. In diesem Glauben lebt ganz der alte Wodansglaube: Notzeit ist, wenn er ausreitet mit seinen Schlachttoten und Walküren, Stunde der Entscheidung; sie kommen aus den Tiefen der Erde, vom Quell des Lebens, als Träger des Schicksals, das bald zerstörend, bald schenkend sich zeigt.

In der wilden Jagd zieht oft auch ein Wagen mit, ja der wilde Jäger erscheint oft als Fuhrmann mit einem rasselnden, polternden Gefährt. So hörte der alte Hepp aus Roßbach ein lautes, kreischendes Hüh-Hott-Hahr, Räderknarren und Pferdewiehern und Stampfen und Peitschenknallen. Dann war plötzlich Ruhe. Der alte Hepp glaubte, es wäre der Müllersknecht und er wäre stecken geblieben; aber er fand keine Spur. Es war das wilde Heer, das er toben und lärmen gehört hatte. Man könnte an eine Windhose denken, die hier den Alten narrte. Ein ganz ähnliches Erlebnis hatte ein Mann, der in der „Biedenbach" bei Kindsbach sich ein paar dürre Stämmchen hauen wollte. Er hörte lautes Wagengerassel, das unvermittelt mit lautem Krach aufhörte. Unheimliche Totenstille folgte: Auch das war der wilde Jäger. Die Gewitterdeutung, die F. W. L. Schwartz gab, liegt nahe[10]). Ganz in der Nähe am Perlenberg erlebten drei Kohlenbrenner eine Nachtfahrt des wilden Jägers. Lautes Rauschen in der Luft machte sie aufmerksam. Da sahen sie in ziemlicher Höhe ein Gespann sehr schnell dahinfahren, von glänzendem Schein umgeben, sodaß man die Umrisse genau erkennen konnte. Lenker und Insassen waren nicht zu beobachten. Fünf lange Minuten schauten sie zu und noch lange nachher hörten sie das sonderbare Rauschen. Ein Fischbacher Schlaghüter schildert das rasch vorüberziehende Geräusch der wilden Jagd: „Als ob hundert Chaisen en carrière über ein holpriges Pflaster führen." In Edesheim erzählt man, daß er in stürmischen Adventsnächten durch das Modenbacher Tal in einem mit vier Rossen bespannten Wagen durch die Lüfte fährt.

Die Vorstellung, daß Wagen in der wilden Jagd mitgeführt werden, scheint also weit verbreitet zu sein. Sie hat dem wilden Jäger auch die Bezeichnung „ewiger Fuhrmann" eingetragen. In der Südpfalz ist er auch bekannt. In der Gegend von Erlenbach zieht er vom Blaul zum Nestelsberg. Pferdegewieher, Wagen- und Kettengerassel vernimmt man in der Luft. Zur Strafe für Übeltaten muß er ewig fahren. Im Advent im Morgengrauen vernimmt man im Sturmestosen auch heute noch den Wagenzug. Auch in einer ätiologischen Sage aus der Landauer Gegend erscheint der ewige Fuhrmann. Dort hat ein durch die Felder gehender dürrer Streifen (man vermutet

---

[10]) F. W. L. Schwartz, Prähistorisch-anthropologische Studien: Der heutige Volksgl u. d. alte Heidentum, Berlin 1884.

eine alte Römerstraße) von Wagenspurbreite den Anlaß zu folgender Sage gegeben. Allnächtlich müsse der ewige Fuhrmann zur Strafe für eine Freveltat diesen Weg nehmen, wobei er auf einem Wagen sitze, der von drei Geisböcken gezogen werde. Für immer laste der Fluch auf ihm und seinem Wege, auf dem nichts wachsen könne. In Verbindung steht diese Sage sicher mit einer Sage aus dem Dagobertsagenkreis in derselben Gegend. Von König Dagobert, einem Lieblingshelden der pfälzischen Sage, erzählen die Leute nämlich, daß er von seiner Burg Landeck mit zwei Ziegenböcken auf den Markt nach Landau gefahren sei. Ein heftiger Sturm sei ihm vorhergegangen und die Bewohner der anliegenden Dörfer und Landaus wußten dann: eben kommt Dagoberts Gefährt. Man geht wohl nicht fehl, wenn man hier in Dagobert eine Hypostase Wodans erblickt, was durch den leicht zu führenden Nachweis, daß Dagobert seine Beliebtheit beim Volke nur der Agitation der Kirche verdankt, nur noch wahrscheinlicher wird.

Der Zusammenhang der ewigen Fuhrmannsgestalt mit dem Wodansheer erhellt auch aus folgendem: Der bereits erwähnte nächtliche Trauerzug in Kaiserslautern führt nach einer älteren Variante[11]) einen feurigen Wagen mit. Angeführt wird der Zug aber durch einen Reiter, der seinen Kopf im Arme trägt. Dieser kopflose Reiter ist in anderen Erzählungen zu einem Ritter geworden, der das Haupt Barbarossas dem Zuge voranträgt, schließlich aber dann ganz vergessen worden wie der feurige Wagen. Der kopflose Reiter als Führer des Wodansheeres ist aber hier kein Einzelfall. Ninck berichtet dasselbe aus einer dänischen Sage[12]). Man darf also wohl sehr alte Überlieferung annehmen, der dann auch der Wagen angehören dürfte. Schließlich sei aber vor allem auf folgende Sage hingewiesen. Mit der Geschichte von den bei Speyer überschiffenden, geisterhaften Mönchen, die sich im Jahre 1530 während des Augsburger Reichstages ereignet haben soll, und die wegen ihrer Unglücksbedeutung damals Luther schwere Sorgen machte[13]), bringt das Volk nach der Überlieferung bei Hebel folgendes in unmittelbare Verbindung: Andern Tages begegneten dieselben Mönche einem aus Speyer ausreitenden Boten in einem rasselnden, schwarzbedeckten Wagen, der nur noch drei Räder hatte und einen langnasigen Fuhrmann. Bald erhob sich jedoch der Wagen mit prasselnden Flammen in die Lüfte. Dabei vernahm man Schwerterklingen, als ob ein Heer zusammenginge. Man schloß in der Stadt aus diesem Gesicht auf Zwietracht unter den deutschen Fürsten. Alle Merkmale deuten auf das Wodansheer: der Kampflärm, die geisterhaften Mönche, die hier an Stelle der Totenseelen getreten sind, die Unglücksbedeutung. Auch die Bedeutungsgleichung mit der Mönchsüberfahrt ist aufschlußreich; denn in der Gestalt Wodans vereinigt sich der Führer des Schlachtenheeres und der Totenfährmann. Wiederum aber steht im Mittelpunkt der flammende Wagen.

---

[11]) Fr. Weiß, Die malerische und romantische Pfalz, 1840, S. 147.
[12]) a. a. O. S. 76 f.
[13]) Vgl. E. L. Enders, Dr. Martin Luthers Briefwechsel VIII Nr. 1747 und 1751.

Betrachtet man nun freilich alle diese Erscheinungsformen des Wagens vom unsichtbaren, rasselnden, kreischenden Gefährt bis zum schwarzbedeckten, dreirädrigen Karren, der schließlich zum Feuerwagen wird und sich in die Luft erhebt, so wird man kaum so verwegen sein, all dies aus einer akustischen Täuschung heraus folgern zu wollen. Gerade die letztgenannte Geschichte scheint die Höflersche Auffassung zu bestätigen, daß der Wagen des germanischen Totenheeres aus dem Kult stamme[14]). Es ist sehr leicht möglich, daß das Urbild dieser geheimnisvollen Mönchsfahrt ein kultischer Umzug war. Ein Vergleich dieser Teufelskutsche mit einem bei geistlichen Spielen des Mittelalters mitgeführten Wagen, auf dem die Hölle dargestellt wurde und auf dem sich die Teufel und die verdammten Seelen befanden, liegt nahe. Der Teufelswagen entwickelte sich dann später zum Narrenwagen, der aber beim Nürnberger Schembartlauf noch durchwegs „Hölle" heißt.

Man geht aber doch zu weit, wenn man im Kult die einzige Wurzel des geheimnisvollen Wagens sehen wollte. Auch hier speisen mehrere Quellen einen Strom, die nicht alle mit Sicherheit zu erweisen sind, die aber sicher auch z. T. in älteste Glaubensvorstellungen zurückreichen. Ob wir freilich alle Sagen von Geisterkutschen aus dem Wodans- und Totenheerglauben bzw. der wilden Jagd ableiten dürfen, ist fraglich. Bei den noch zu nennenden Beispielen aus dem pfälzischen Sagenkreis bestehen immerhin manche Anknüpfungspunkte.

In Dernbach bei Landau fährt in der Heiligen Nacht manchmal eine geschlossene, geisterhafte „Chaise" geräuschlos um Mitternacht durch das Dorf. Sie kommt von der Ramburg. Aber niemand weiß, wohin sie verschwindet. Man weiß auch nicht recht, ob die Erscheinung Gutes oder Böses zu bedeuten habe. Der feurige Wagen mit feurigen Pferden findet sich in einer ätiologischen Sage aus Grünstadt, ähnlich der bereits erwähnten Landauer. Dort hat „auf den Steinäckern" eine verschüttete Straße, über der in heißen Sommern die Frucht auffallend gelb, frühreif und klein war, Anlaß gegeben zu dem Glauben, die Leininger Grafen führen hier des Nachts mit feurigen Wagen den Berg herab.

Eine ganz merkwürdige Geschichte aber ist bekannt vom großen Stiefel bei St. Ingbert, auf dem auch der Maltitz als wilder Jäger sein Wesen treibt[15]). Zwei St. Ingberter gewahrten beim Holzlesen auf dem Gipfel des Stiefels eine mit vier Rappen bespannte Kutsche, die in sausendem Galopp unter Hufschlag und Gerassel auf dem Wege zum Schloßplatz gleichsam dahinflog. Dort hielt sie still und die beiden Holzmacher konnten sie genau ansehen. Es folgt nun eine genaue Beschreibung der Herrschaftskutsche mit Kutscher und Lakaien. Vier Damen und vier Herren stiegen aus. Ihre Kleidung wird genauestens beschrieben. Sie verneigten sich gegenseitig, bildeten einen Kreis und begannen einen Tanz, der immer rascher wurde, bis ihre Gestalten kaum mehr zu unterscheiden

---

[14]) Höfler a. a. O. S. 84 ff.

[15]) Die Sage findet sich aufgezeichnet in einer Handschrift von 1865 aus dem Nachlaß des St. Ingberter Dichters K. A. Woll mit dem Titel: „Kurze Beiträge zu den Sagen von Geistererscheinungen auf dem Stiefel bei St. Ingbert"; dabei die Bemerkung: mitgeteilt von Vetter Keller in St. Ingbert.

waren. Nach etwa 10 Minuten nahte lautlos ein Mann in Jägerkleidung, der „unheimliche Jäger". Bei seinem Herannahen flogen die Tanzenden wie der Wind auseinander und huschten in die Kutsche. Diese raste in sausendem Galopp gleichsam wie im Fluge davon. Mit scharfem Blick sah der unheimliche Jäger dem flüchtigen Gefährt nach, bis nach wenigen Sekunden das Gerassel verhallte, worauf auch er plötzlich verschwunden war. — Bereits Hebel und Lohmeier[16]) haben auf die sonderbare Tatsache aufmerksam gemacht, daß einfache Holzsammler eine genaue Beschreibung von Personen, ihrer Tracht und Handlungen aus dem 18. Jahrhundert geben. Noch merkwürdiger aber wird die Sache dadurch, daß sie in den Farben der Herrenkleider, blaugelb, gerade die am Nassauischen Hofe des ausgehenden 18. Jahrhunderts in Saarbrücken üblichen Familienfarben angegeben haben. — Man wird trotz des irreführenden Titels in der Handschrift nicht umhin können, in der überlieferten Form eine dichterische Ausgestaltung zu sehen. Die geschliffene Sprache bestätigt dies. Trotzdem aber enthält der sicher echte Sagenkern noch Rätselhaftes genug. Vielleicht aber darf man auch hier einen schwachen Reflex des Wilde-Jagd-Motivs erkennen. Im Bewußtsein des Volkes ist die ursprüngliche Zusammengehörigkeit von Jäger und Geisterwagen verloren gegangen. Man wußte aber noch von dem geheimnisvollen Gefährt und wußte von dem Jäger, der als wilder Jäger oder auch in der Gestalt des Maltitz an derselben Stelle sein Unwesen weiter treibt. Aus diesen Resten aber einer fast vergessenen Mythe schuf das Volk in freier Phantasie eine neue Sage.

Wir haben uns noch mit der Gestalt des wilden Jägers selbst zu beschäftigen. Das Verdammungsurteil der Kirche traf vor allem Wodan selbst. Wie sein Heldenheer, so ist auch die Führergestalt zum armen Büßer oder zum Dämon geworden. Das Bewegte, Stürmische seines Wesens, einst Ausdruck der heiligen Unruhe germanischer Seele, ihrer freien, kindlichen Gläubigkeit an das ewig bewegte Leben, konnte nicht ersticken in der Starrheit des neuen Glaubens; es war zu sehr verwurzelt im Blut des Menschen, das es weitertrug durch die Jahrhunderte. Aber es war todfeind dem Geist des Stillstands und Zwanges, dem Geist des Fürwahrhaltens, weil es Seele war, todfeind dem Wort, weil es Natur war und Leben. So mußte es geächtet werden. So ward die Freiheit des Glaubens zur Sünde, so ward die Unruhe zur Unstetigkeit, so ward Wodan zum ewigen Umgänger, zum ewigen Juden. Sein Name ist verschollen. Frevler und Sünder vermischten sich als Umgänger mit seinem Schatten und gaben ihm ihre Namen. Wir haben einige bereits kennengelernt; meist aber scheut sich das Volk, überhaupt einen Namen zu nennen und spricht einfach allgemein vom wilden Jäger, ewigen Fuhrmann usw.; denn es ist gefährlich, den Namen eines Geistes zu nennen, da er dadurch selbst herbeigeholt wird.

Es lohnt sich aber, die Beschreibungen des Aussehens und Auftretens seiner Person genauer anzusehen. Die wilde Jagd wird in den weitaus meisten Fällen unseres Gebietes als akustisches Erlebnis geschildert. Sie braust dann

[16]) Lohmeier, Sagen und Legenden ... Nr. 87.

durch die Luft. Nur in einem Fall heißt es: Sie rast über Stock und Stein, hoch in den Lüften und tief am Boden; einige Fälle sind so unbestimmt, daß man beides erschließen könnte. Eine nähere Beschreibung des Aussehens des wilden Jägers fehlt in diesen Fällen natürlich fast immer. Derartige Sagen können wir wohl als jüngste und zugleich älteste Formen der Sage betrachten. Wo mit oder ohne Heer die Person des wilden Jägers erwähnt wird, lassen allgemeine Bezeichnungen seiner Bewegungsart: „rast", „stürmt", „fährt", „jagt" usw. am ersten eine Reitergestalt vermuten. Als solche wird er uns auch meist geschildert, in Sagen, in denen die Jagd als Gesicht erlebt wird, und zwar dann auch wiederum mit einer Ausnahme, die beide Möglichkeiten erwähnt (St. Ingbert), nur in der Luft dahinbrausend. In manchen Fällen ist das Bild des Jägers dem Volk bekannt, obwohl das geschilderte Erlebnis nur ein gehörtes war. Als Reiter erscheint der Lindenschmidt (Löwenstein). In der Bierbacher „Parforschjagd" will man Reiter mit roten Litzen gesehen haben, mit stieren Augen und bleichen Gesichtern. Auch der Sponheimer Graf muß mit seinen Spießgesellen bis an den jüngsten Tag weiterreiten. Bei diesen Beispielen könnte man noch an historische Erinnerungen denken.

Auffallender ist die Beschreibung aus Kindsbach. Dort weiß man, daß der wilde Jäger ganz golden aussieht, daß er einen langen Bart trägt und sehr verwegen ist und daß er auf einem feurigen Pferd daherstürmt, das manchmal weiß und manchmal schwarz ist. Der Maldix ist oft auch ohne Begleitung durch die Luft geritten und hat sich dann manchmal in der Nähe von Hülsweiler auf die Erde niedergelassen und seine Pferde in einem früher dort befindlichen Weiher getränkt. Wenn aber ein Mensch hinzukam, so sei er mit schrecklichem Fluchen wieder in die Luft gestiegen und entflohen.

Vom Roß des wilden Jägers wissen auch zwei fast gleichlautende Sagen vom Berwartstein und von Wolfstein. Zwei Mädchen bzw. eine Frau fanden im Gestrüpp, wo mit natürlichen Dingen kein Pferd hinkommen kann, frische Roßäpfel. Die Finder wunderten sich, erschraken sogar, mußten sich aber erst zu Hause von Mutter oder Mann belehren lassen, daß es Kot vom Rosse des wilden Jägers war, das sich in den Händen des Finders in Gold verwandelt hätte. Nochmaliges Suchen blieb natürlich erfolglos. Man darf in diesen Sagen doch wohl mit Recht einen mythischen Gehalt vermuten, vielleicht eine Erinnerung an die sonst ganz vergessene lichte Seite des alten Wodan. Eine Reihe weiterer Sagen sei in diesem Zusammenhange erwähnt. Das Pirmasenser wütende Heer zeigte sich außer in gewaltigem Sturm in Gestalt eines kopflosen Reiters an einem Kreuzweg. Diese merkwürdige Gleichsetzung wäre aber doch völlig unverständlich, wenn nicht im Bewußtsein des Volkes die Reitergestalt schon als mythisches Zubehör zur wilden Jagd vorhanden wäre. Es sei hier auch nochmal auf die nächtliche Totenfahrt von Kaiserslautern hingewiesen und an den Barbarossas Haupt tragenden Ritter, der als Weiterentwicklung des kopflosen Reiteranführers nachgewiesen werden konnte. Es kann kein Zweifel sein, daß wir in diesem Gespenst den verbannten und fluchbeladenen Schatten einer mythischen Gestalt erkennen müssen. So erklärt sich aber auch die auffallende Häufigkeit des kopflosen Reitergespenstes vor allem in Wald-

gebieten. Es ist als „Hartreiter" in den Wäldern der Haardt bekannt (es wird namenlos einfach als Reiter ohne Kopf bezeichnet in je zwei Sagen von Münsterappel und Rockenhausen-Marienthal). Das Volk weiß zwar in allen Fällen eine kleine Frevelgeschichte. Doch war wohl das Gespenst vor der Geschichte da. Das „fliegende Vorbeisausen" weist ebenfalls deutlich auf seine ursprüngliche Herkunft. Der für seine Untat nach dem Tode büßende Frevler mag dann nachträglich dieser allgemein gültigen Gestalt des Totengespenstes unterschoben worden sein, so auch in der Sage vom Förster Nunz von Münchweiler a. d. Alsenz und vom Bürgermeister Schanz von Mörlheim, der von einem Windstoß begleitet um Mitternacht über die Felder reitet. In Landau soll einmal ein Kasernenposten in der Nacht scharf geschossen haben, da er den Reiter ohne Kopf auf sich zureiten sah.

Weiter erscheint auch der Raubritter von Ruppertsweiler in dieser Gestalt und führt seine wilde Jagd über die Wälder. Im Grüntal bei Erlenbach geht ein Pferd ohne Kopf, bei Rentrich sind oft mehrere kopflose Pferde beisammen und versperren dem Wanderer den Weg. Als Schimmelreiter ohne Kopf jagt der letzte Raubritter von Hohenfels. In der Gegend von Hinterweidental hat man an verschiedenen Stellen schon oft einen Schimmelreiter ohne Kopf, manchmal auch nur sein Pferd allein gesehen. Auch bei der Ebernburg ist der Schimmelreiter bekannt. In einer Sage aus dem Felsalbtal schwingt sich einer auf einen herrenlos weidenden Schimmel. Kaum saß er oben, da rannte das Tier mit ihm zur Felsalb. Er kam gerade noch rechtzeitig auf den Boden. Dann war der Schimmel schon im Wasser, stellte sich auf die Hinterbeine, ließ ein schreckliches Wiehern hören; der Kopf fiel ihm vom Hals und die ganze Gestalt verschwand im Nebel. Fast dasselbe Erlebnis hatte ein Mann in der Ensheimer Gegend. Er hörte noch in dem Augenblick, als das Pferd im Wasser verschwand, den Ruf: das hat dir der Teufel getan. Eine ähnliche Sage berichtet Hünnerkopf aus dem Allgäu[17]). Dort jagte der Schimmel mit seinem Reiter über Berg und Tal davon. Hünnerkopf glaubte darin eine Erinnerung an das Totenroß zu erblicken, das den Menschen abholt.

In diesen Zusammenhang dürfte auch die Sage aus Hofstätten gehören, nach der allabendlich aus dem Schulhof ein gespenstischer Schimmelreiter hervorkommt, von dem behauptet wird, daß er ein Förster gewesen sei, während gleichzeitig vor die Tür des benachbarten Stalles ein Mann mit dem Kopf unter dem Arm tritt und begleitet von einem schwarzen Hund zum Schulhaus hinüberwandert. Nur einmal erscheint in der pfälzischen Sage ein dreibeiniges Roß. Man sieht und hört es oft vom ehemaligen Kirchhof der Wüstung Weier bei Bergzabern zur schluchtartigen „Bubenstube" und zurück traben.

Schließlich erscheint der wilde Jäger aber als Totengespenst auch in allen möglichen anderen Verwandlungen des Totenglaubens: als Mann ohne Kopf (Klingenmünster), als Katze (Pirmasens), als Flämmchen oder Irrlicht (Rietburg), als schwarzer Mann (Scharfeneck), als langer, hagerer, steinalter Förster, sogar am hellen Mittag (St. Ingbert). In mehreren Verwandlungen

---

[17]) R. Hünnerkopf, Oberdt. Ztschft. f. Volkskunde I S. 41.

begegnet der Maldix (St. Ingbert), so auch als Jäger mit Pfeil und Bogen von zwei Hunden begleitet. Aus seinen Kleidern sprühen fortwährend Feuerfunken.

Dem Totenglauben entspringt auch jene Forderung, die der wilde Jäger vom Donnersberg rufen soll, wenn er in Würzweiler durch einen Hof mit zwei Toren hindurchbraust:

„Ein Paar bleierne Schuh' hab ich schon,
ein Paar bleierne Schuh' krieg ich noch."

Nach dem Hdwb. d. dt. Abergl.[18]) hat sich aus der Vorstellung, daß die Totenschuhe fest und dauerhaft sein müssen, das häufige Sagenmotiv entwickelt, daß ruhelose Geister Schuhe aus Eisen oder sonst einem unzerbrechlichen Metall oder Stoff haben. Ein Beispiel aus der Pfalz: Eine Rothselberger Frau, die nach ihrem Tod als Fuchs gehen mußte, war hörbar an ihren klappernden, blechernen Schuhen. Ohne merkliche Scheidung findet sich dieses Motiv durchgehend vom reinen Totengeist bis zum wilden Jäger. So hat auch der „wilde Hans" von Kindsbach jedes Jahr ein Paar bleierne Schuhe zugut, die ihm zu einer bestimmten Zeit unter einen Felsen niedergelegt werden mußten. In diesem Zusammenhang sei auch der Geist vom Bleifelsen bei Neustadt erwähnt, der alle 7 Jahre neue, bleierne Schuhe forderte, ebenso der umgehende böse Müller von Ramstein, dem seine Nachkommen ebenfalls alle 7 Jahre neben einer Schüssel „Knöpp" (Knödel) ein Paar Blechschuhe bereitstellen mußten. Unterblieben die Lieferungen, dann trieben die Geister allerlei bösen Schabernack, besonders rumorten sie als Poltergeister in den Häusern. In einer Kindsbacher Sage vom Förster M. wird die wilde Jagd und ein häuslicher Poltergeist unmittelbar in Beziehung gesetzt zu einem geschehenen Mord.

Besondere Beachtung aber verdient eine Gestalt, die unter dem Namen „Schlapphut als der Geist der Sickingerhöhe bekannt ist und in verschiedensten Verwandlungen erscheint, als Irrwisch, als Hase, Hund, Katze, aber auch als wilder Jäger. Die letztere Erscheinung dürfte die ursprüngliche sein, die dann alle möglichen Geistergeschichten an sich zog. Der Schlapphut wird geschildert als ein unsteter Geselle mit grünfeurigen Augen, so groß wie Zinnteller, der manchmal von einem schwarzen Hund begleitet, in stürmischen März- und Novembernächten und zur Adventszeit durch die Fluren stapfte auf einem genau bestimmten Weg. Wie ein Habichtschnabel stand ihm die Nase im Gesicht, unter der ein dunkler Vollbart wehte. Ein dreigespitzter Hut mit breiter, schlappiger Krempe bedeckte sein Haupt. An stürmischen, regnerischen Tagen fegte er die Wälder von dürren Ästen rein. Manch einem ward aber eine Last Holz auf dem Rücken dann auch recht sauer, wenn es über ihm in den Lüften hallte und schallte und knackte und krachte im Wald, wenn Pferdegetrappel und Peitschenknall erscholl und es tobte und schrie und lachte, wie wenn ein wilder Jagdzug vorüberginge. In den letzten Jahren vor dem Kriege 1870 ist der Schlapphut von einem Bundenbacher zum letzten Male, sogar am hellichten Tag um die Mittagszeit beobachtet worden. Ein starker Sturm, der

---

[18]) VIII, „Schuh", Nr. 15 S. 1338 f.

Bäume entwurzelte, bereitete ihm den Weg. Plötzlich war er unter lautem Krachen und Getöse verschwunden und ist seitdem nicht mehr gesehen worden. (1869 war bei Krähenberg ein Meteor niedergegangen.) Nach anderen war seine Gestalt bald wie feurig, bald mehr nebelhaft. Manchmal sah man ihn auch ohne Hut und barfuß. Das geschah aber nur in stürmischen Nächten; denn, wenn er seinen Hut abzog, gab es einen Sturm. Auch mit rückwärts gedrehtem Kopf erschien er oder mit einem Pferdefuß oder überhaupt ohne Beine und trieb seinen Schabernack mit den Leuetn bei der Nacht. Am Tage erschien er nur bei längerem Regenwetter. Dann soll er als Handwerksbursche barfuß von Haus zu Haus in den Ortschaften betteln gegangen sein. Die Schlapphutgestalt ist auch anderweitig bekannt, so bei Erlenbrunn, bei Hinterweidental, bei Ensheim, bei Eschringen. In Edesheim gehen schwarze Männer mit großen Schlapphüten nachts die Stiege hinauf in die Schlafstube und stellen sich vor die Betten, als wollten sie etwas sagen. In schwarzem Mantel mit breitem Kremphut geistert der Einaug von Scharfeneck (man nennt ihn hier auch den „Mantel" oder „Schlosser") und bei Neuhofen-Altrip treibt ein dem Sickinger ganz ähnlicher Neckgeist als Schlapphut sein Unwesen. Der Schlapphut aber, der mit schwarzem Umhang am Schwarz-Mannpfad bei den Hünengräbern in der Gegend von Herxheim geht, soll einst ein wenig beliebter, aber seelenguter Sonderling gewesen sein. Er war eines Tages plötzlich verschwunden; aber er ist nicht gestorben, sondern durchwandelt, wie die Sage sagt, noch immer seine Waldgebiete, Natur und Tote beschirmend. Frechen Frevlern erscheint er leibhaftig und schreckt sie, wenn sie die toten Helden oder seinen Wald schänden wollen. Ein verirrtes Büblein aber nahm er liebevoll in die Arme, trug es in seine Wohnung in den Schoß der Erde und zeigte ihm alle seine Schätze: Bronzeringe, Schwerter, Steinbeile, die ihm die toten Helden geschenkt haben. Die Mutter aber fand ihren Buben am dritten Tag ganz glücklich wieder.

Es lebt eine ganze Weltanschauung in diesem knappen, nüchternen Bericht. Trägt er nur die Zeichen Wodans, der Ahasver der Sickingerhöhe und der Rheinebene; den Schlapphut und den schwarzen, wehenden Mantel? Sollen wir in ihnen nur äußerliche Erinnerungen sehen an die Person eines Gottes, der einmal dem germanischen Götterhimmel angehörte und nun entthront durch die Lande wandern muß, und der vom Christentum zum „infernalis venator[19]), zum tiuvel[20]), zum Dämon gemacht wurde? J. Grimm erkannte die Beziehungen der Volkssagen zu den alten Mythen der Sagawelt und sah in ihnen verblaßte Mythen. Mit ihrer und der Edda Hilfe baute er eine germanische Mythologie. Seine Nachfolger, unter ihnen die bekanntesten J. W. Wolf[21]) und Simrock[22]), arbeiteten in derselben Richtung weiter, übertrieben und schufen einen germanischen Götterhimmel. Diese Götter aber waren geistige Statuen mit genau beschriebenen Eigenschaften, mit starr abgegrenztem

---

19) Caesarius von Heisterbach, Dialogus miraculorum XII 20.
20) Rolandslied (Ausg. Grimm) 204, 6.
21) J. W. Wolf, Die deutsche Götterlehre, 1852. Ders., Beiträge zur deutschen Mythologie Bd. I, 1852, Bd. II, 1857, bes. von Mannhardt.
22) Simrock, Handb. d. dt. Mythologie . . ., 1853.

Machtbereich, Mächte, von außen über den Menschen gesetzt, also genau das, was germanische Religiosität nie gekannt hat; denn die Germanen „halten es", sagt Taciuts, „der Hoheit der Himmlischen unangemessen, sie in Wände einzuschließen oder irgend in Gestalt menschlichen Antlitzes abzubilden. Haine und Gehölze weihen sie und rufen unter göttlichem Namen jenes unerforschliche Wesen an, das nur ihr ehrfurchtsvolles Gemüt erkennt" [23]).

Nicht Voraussetzung der Religion ist die Gottesvorstellung, sie erwächst aus ihr. Religion aber ist innerstes, seelisches Erleben. So aber muß Gott auch immer Spiegelbild sein der Seele des Menschen, seiner Eigenart und seiner Bestimmung. Hier scheidet sich im tiefsten germanische und jüdisch-christliche Religiosität. Jahwe schuf die Welt von außen in einmaligem Schöpfungsakt, nach eddischer Lehre ist die Welt nicht von außen geschaffen, sondern von innen gewachsen, geworden im stets sich erneuernden und weiter entfaltenden Geschehensprozeß. Dort baute grübelnder Geist, hier gestaltete schöpferische Seele; dort befahl das Gesetz, hier wirkte der innere Drang; dort entstand ein persönlicher Gott, hier erwuchsen aus dem ehrfürchtigen Erleben des Göttlichen in der Natur Sinnbilder der göttlichen Allmacht, des Schicksals, immer neu sich formend und wandelnd, ewig jung und aufquellend aus den Erlebnistiefen der Seele. So wuchs Wodan zum höchsten germanischen „Gott", weil er getragen wurde von den stärksten Kräften des germanischen Wesens [24]). Er wurde zum Mittler zwischen Mensch und Schicksal, zu einem der Werkzeuge jener „ewigen, ehernen, großen Gesetze". Er wurde der größte gestaltgewordene Ausdruck eines Schicksalsglaubens, der Herz und Seele der germanischen Religion war. Sein Wachsen und Sichwandeln ist Spiegelbild der seelischen Entwicklung unseres Volkes. Als die germanische Seele ihre Heimat in der Natur verlor, als fremder Geist sich zwischen beide stellte und das Gefühl glücklicher Einheit mit dem All und kindlicher Geborgenheit in ihm vernichtete, da wurde auch die Erlebniskraft schwächer und Wodan verblaßte. Die Menschen schöpften ihren Glauben nicht mehr aus einem Urerlebnis, sondern aus einem Bildungserlebnis, das von außen an sie herangetragen wurde und sie lernten das Edelste und Wertvollste in ihrem Herzen als sündig und bekämpfenswert betrachten: die heilige Unruhe, das Stürmende, Drängende, Suchende. So ward auch Wodan zum bösen Geist. Der Schlapphut irrt durch die Lande als unsteter Geselle mit den äußeren Zeichen Wodans, geächtete, doch ewig lebende deutsche Sehnsucht, Hüter der Natur und der Ahnen! Ein Schrecken ist er für alle Frevler am Wald und an den Gräbern der Ahnen, für alle, die als Fremde an ihm vorbeigehen. Kinder aber, die noch unverbildeter Natur sind, Menschen, die noch fähig sind zu einem Urerlebnis, nimmt er mit Liebe in seine Arme und trägt sie in die Tiefen der Erde, damit sie ihren Reichtum erkennen und an den Schöpfungen der Ahnen Weisheit, Kraft und Stolz gewinnen können. Und sie erwachen dann wieder in dieser Welt als glückliche Menschen.

---

[23]) Tac., Germania 9. Vgl. auch Caes., Bell. Gall. VI, 21: deorum numero eos solos ducunt, quos cernunt et quorum aperte opibus iuvantur, Solem et Vulcanum et Lunam, reliquos ne fama quidem acceperunt.

[24]) Vgl. M. Ninck, Wodan ...

Wir sind mit dem Erlebniskreis der wilden Jagd so mitten in die beherrschenden Elemente der Volkssagenwelt gekommen. Stets sich erneuerndes Erleben und Erinnerung an verblaßte Mythen fließen bei der Bildung der Sagen zusammen. Das Erlebnis der Natur aus verschiedener Haltung fanden wir als Erinnerung an eine Offenbarung Gottes in der Natur und ihren großen Gesetzen, aber auch als ängstliches, abergläubiges Gespenstersehen. Der Totenglaube erwies sich als zweites beherrschendes Element der Volkssage, immer neu genährt aus den zwielichtigen Fragen nach dem Rätsel des Lebens, in seinen Formen uraltem Glaubensgut entsprungen, in seiner Auffassung aber fast immer abgesunken ins Dämonische und in Arme-Sünder-glauben. Doch finden wir durchaus auch noch die Züge tiefer seelischer Verbundenheit der Lebenden mit den Ahnen in den Sagen. Man vergleiche z. B. nur jene Schauerprozessionen von büßenden Seelen bei Waldrohrbach und den äußerlich ganz ähnlichen nächtlichen Trauerzug von Kaiserslautern auf ihren Gehalt. Hier das Bewußtsein, daß die Ahnen nicht tot sind, sondern ihr Geist und ihre Seelen unter uns umgehen, eine halb unbewußte und unwissende, aber tiefe Verwurzelung in Geschichte und Vorzeit, dort in die Natur projiziertes Sündenbewußtsein und Angstgefühl. Wir hatten weiter bereits Gelegenheit auf die Beeinflussung von gegenständlichen und persönlichen Vorstellungen der Sage durch den Kult hinzuweisen und wir werden im folgenden auch öfter auf Traum- und Krankheitserlebnisse, auf Ausflüsse einer Dämmerzwangsgedanklichkeit hinweisen müssen. Alle diese Quellen aber fließen so sehr ineinander, daß wir nicht in der Lage sind einwandfreie Grenzen zu ziehen, etwa zwischen Naturmythen und Gestalten des Seelenglaubens, daß wir im Einzelnen nicht einmal immer mit Sicherheit die Herkunft einer Sagengestalt aus einer oder zwei dieser Wurzeln feststellen können. Wir haben keine festen Formen vor uns, sondern unendlich weit verflochtenes und versponnenes, stets sich wandelndes Leben. Wir können daher auch nicht zerfasernd erklären und wollen es nicht. Es genügt uns das gestaltende bzw. ordnende Prinzip zu deuten, das die einzelnen Erlebnisse in Beziehung zum Menschen setzt und sie, welcher Herkunft ihre Formen auch seien, zu den Bildern seiner Weltdeutung oder Weltanschauung macht. Dieses ordnende Prinzip entspricht der seelischen Ausrichtung, aus der die mythische Apperzeption erfolgt.

Im folgenden sollen die Fäden, die uns im Sagenkreis der wilden Jagd gegeben wurden, weiter verfolgt werden, und zwar soll zunächst das aufgezeigt werden, was vorwiegend dem Naturerlebnis seine Entstehung verdanken dürfte. Der Germane erlebte seine Gottesoffenbarung aus der Natur. Das Göttliche trat ihm entgegen als das Schicksal, als das Lebensprinzip schlechthin. So war ihm aber auch die ganze Natur beseelt; die Fantasie des einzelnen Menschen, die Gesetze nicht zu fassen vermag, schuf in Bildern, was ihr aus der Seele drängte, sie sah in Riesen und Zwergen, in Feen und Alben, in Baum-, Wasser-, Moor-, Berggeistern Zeugen eines lebendigen heiligen Wirkens und sie verehrte im Baum- und Quellkultus das lebenwirkende und segenbringende Schaffen der Natur.

2. Baum und Wald in der Sage.

Der Baum ist ein eindringliches Bild sich stets erneuernder Lebenskraft; er ist das Urbild des aus dem Schoß der Erde aufsteigenden Lebens. Mit seinen Wurzeln reicht er in die Tiefen einer Welt, in der die Mächte des Schicksals weben, in den Lebensgrund, der alles Einzelleben aus sich entläßt und wieder in sich aufnimmt. Mit seinen Ästen aber ragt er in die Zeit, in die sichtbare Welt des Tages, in die Innenwelt des menschlichen Lebens. So aber ist er in seinem Wesen zwischen den beiden Welten des germanischen Erlebens, ein Mittler zwischen Außen- und Innenwelt, er hat Anteil an dem Wissen der mütterlichen Tiefe, er ist Wissender und Künder des Schicksals.

Hier ist zweifellos die tiefste Wurzel für die Bedeutung des Baumes im Kult der Germanen, die in den Mythen um die Weltesche Yggdrasill ihre höchste Gestaltung fand. Mögen diese Dichtungen der Edda immerhin einer kulturellen Hochschicht angehören, sie wurzeln doch in einem weltanschaulich-mythischen Urgrund und in der Seelenhaltung der ganzen germanischen Völker. Das beweist auch im Kult die häufige Zusammengehörigkeit heiliger Bäume mit Quellen, denen eine ähnliche Bedeutung im Schicksalsglauben zukommt[25]). Kein Wunder, daß die christlichen Bekehrer mit besonderer Wut gegen diese Symbole germanischer Religiosität vorgingen und daß das Fällen heiliger Eichen ein Wesentliches ihrer Missionstätigkeit war. Kein Wunder aber auch, daß dem Volke gerade diese Ereignisse am tiefsten in der Seele brannten, so daß bis heute die Erinnerung an sie noch nicht vollständig erloschen ist. Wie in andern deutschen Gauen erzählt man auch im pfälzischen Volk noch von ihnen, mit leiser Wehmut, wie in der Sage von der gefällten Wodanseiche in Rodenbach, oder mit dem Triumph des siegenden Christentums in der Sage von der Pirminiustat von Hengstbach. Dort soll eine uralte, hohle Eiche gestanden haben, in der ein gallischer Druide seine Wohnung aufgeschlagen hatte, und vor der er jeweils am 6. Tag nach dem Neumond mit heidnischem Pomp den Göttern sein Opfer darbrachte.

Wir könnten diese Bedeutung des Baumes freilich nicht recht verstehen ohne die Vorstellung einer Baumseele, die wir auch sonst bei den Völkern finden und die in den Vorstellungsbereich des Animatismus bzw. des Animismus gehört. Es ist dem Menschen von Natur eingegeben, daß er nur vom Leben weiß, in seinem eigenen Lebensgang und in seiner Umwelt. Das Gefühl für das Leben als etwas Selbstverständliches war vorhanden bevor noch eine Denktätigkeit erst einsetzte. Demgegenüber erschien der Tod als etwas Unfaßbares, Unverständliches, als ein gewaltsamer Eingriff und erst beim Grübeln über die Bedingungen, unter denen sich das Leben nach dem Tod abspielt, beginnt die menschliche Denkarbeit. Wie aber der Mensch auf früher Entwicklungsstufe in sich nur das Leben kennt, so kennt er auch in seiner Umgebung nichts Starres und Totes, sondern sieht alles in derselben Weise belebt, wie er sich

---

[25]) Vgl. Rinck, ... S. 180.

belebt fühlt, auch das scheinbar Tote in Pflanzen und Bäumen, an denen er doch in geheimnisvoller Weise Wachstum und Absterben, Knospen, Blüte, Reife und Blätterfall ständig erlebte. So spürte man im Baume die gleiche Lebenskraft wirksam wie im Menschen selbst, man betrachtete ihn ganz als eine dem Menschen „gleichstehende oder übergeordnete, mit individuell bestimmtem Charakter, mit menschlichem Ethos begabte Persönlichkeit"[26]). Erst später löst sich die Vorstellung vom Standpunkt der reinen Verselbigung und kommt zur Annahme eines dem Menschen zwar ähnlichen, aber geheimnisvollen übernatürlichen Wesens, das zum Teil mit dem Baum untrennbar verbunden ist, später aber auch sich vorübergehend oder auf immer von ihm lösen kann und als Baum- oder Waldgeist sein Wesen treibt. Elemente des Seelen- und Totenglaubens haben sich damit vermischt.

Einige reizende Sagen aus der Wolfsteiner Gegend wissen noch von diesen Baumgeistern. Ein Mann sah in der „nassen Dell" ein wunderschönes Tannenbäumchen und wollte es schlagen. Da hörte er ein lautes Seufzen und dann heftiges Klagen ganz nahe beim Bäumchen. Es war aber niemand sonst im Wald und er lief erschrocken davon. Ein anderer, der ebenfalls ein Christbäumchen suchte, ging einer hellen Stimme nach und fand eine wunderschöne, schlanke Tanne. Vor der ausholenden Axt aber verwandelte sie sich in eine schöne weiße Gestalt und bat um Schonung ihres Lebens (Wolfstein). In derselben Gegend kam ein Mädchen beim Holzsammeln an eine Stelle, wo wunderschöne, hohe Kreuztannen standen und der Boden bedeckt war mit lauter glänzenden, weißen Wäckelchen. Weder vorher noch nachher konnte man jedoch dort Tannen und Steine nochmals sehen. Wieder ein anderer sah in der „nassen Dell" ein wunderschönes Fräulein in grünem Kleid und feinen Zeugschuhen, die trotz des schmutzigen Bodens blank und sauber waren. Als er es anredete, verschwand es (Wolfstein). Eine Frau sah am Waldrand regungslos eine fremde Frau stehen mit einem Henkelkörbchen am Arm. Sie war von hinreißender Schönheit; prächtiges, schwarzes Haar umrahmte ein feingeschnittenes bleiches Gesicht, aus dem zwei kohlrabenschwarze Augen seltsam leuchteten. Die gleiche Erscheinung hatte eine zweite Frau, Wochen später; eine dritte faßte sich ein Herz der schönen Gestalt entgegenzutreten; da verschwand sie plötzlich und ward nicht mehr gesehen (Roßbach).

Auch von Blumen weiß man ähnliche Dinge. So gab es im Modenbacher Tal viele schöne Blumen, von denen die Sage ging, daß man beim Ausrupfen bisweilen das Seufzen und Stöhnen von Geistern gehört habe, ja daß sogar Blutstropfen aus abgerissenen Wurzeln hervorgequollen seien. In Eschringen sollte in einem grundlosen Weiher mit herrlichen Seerosen eine Wassernixe wohnen. Des Schultheißen Sohn saß oft am Ufer. Da regte sich einmal eine Seerose und aus den Blättern des Kelches tauchte, halb Kind, halb Jungfrau, ein wundervolles Wesen empor und winkte ihm sehnsüchtig zu. Er streckte die Arme nach ihr aus und sie zog ihn zu sich hinab in die Flut. Als dann ein Ritter mit dem Schwert eine der schönsten Seerosen abhieb, da quoll Blut aus

[26]) Mannhardt, Baumkultus ... S. 9.

dem Stengel und zugleich hörte man einen übermenschlichen Schrei; die Wassernixe war tot. Die alte, weitverbreitete Vorstellung, daß die Seelen Verstorbener in Pflanzen oder Bäume übergehe, hat sicher Pate gestanden bei der Falkensteiner Blutnelkensage. Aus dem Grab beraubter und getöteter Kaufleute erblühen rote Blümchen als stete Mahner an das Verbrechen.

Gewissermaßen Weiterentwicklungen der Baumseele sind die Waldgeister. Nach Mannhardt[27]) erscheinen sie „nicht mehr als die immanenten Psychen der Baumleiber, sondern als selbständige, freiwaltende Persönlichkeiten, deren Leben an dasjenige der Bäume gebunden ist und deren Verrichtungen zum Teil aus der Vorstellung des anthropomorphisierten Baumes geflossen sind, die aber gemeinhin außerhalb der Bäume wohnen und handeln. Sie verkörpern den Eindruck, den nicht sowohl der einzelne Baum, als die Gesamtheit der Bäume mit ihren Lebensäußerungen auf die menschliche Seele ausübt."

In der Pfalz erscheinen diese Waldgeister fast ausschließlich als Wildfrauen. Sie sind bekannt von Schweinsschied bei Meißenheim, aus der Steinalb bei Ulmet, von Schwarzerden und Gersweiler. Aug. Becker[28]) hat schon auf die merkwürdige Tatsache aufmerksam gemacht, daß sich Sagen von Wildfrauen gewöhnlich an „Freisteiner" und altdeutsche Malstätten knüpfen. Die hier genannten Sagen stehen in der Tat alle in Verbindung mit einem wirklichen oder angeblichen Mithrasdenkmal. Man zeigt an den genannten Orten Höhlen, in denen die „Wildfrau" oder „wilde Frau" gehaust habe. Geschildert wird sie als scheues Wesen mit langen, herabwallenden Haaren ohne jede Kleidung. Die Wildfrauen lebten von Wurzeln und Kräutern, nahmen auch gelegentlich von Menschen ein Stück Brot an. Sie waren harmlos und freundlich, hüteten den Menschen sogar die Kinder draußen bei der Feldarbeit. Solche Kinder sollen dann später reich und glücklich geworden sein. Im Winter suchten sie auch mal Zuflucht bei den Menschen, vor allem vor den Nachstellungen des wilden Jägers, der sie vermutlich als seine Buhlen verfolgte. Deshalb machten auch die Holzbauern auf jeden stehengebliebenen Baumstrunk ein Kreuz, damit sie hier Zuflucht fänden vor dessen Nachstellungen. — Die Schweinsschieder Wildfrauen versammelten sich sogar Sonntags an der Wildkirche, um zu beten. Auffällig ist jedoch, daß trotz dieser Schilderung als harmloser, ja sogar wohltätiger Geister in Gersheim der Ruf „die wilde Frau kommt", als Kinderschreck gilt.

Von der wilden Frau von der Steinalb weiß man allerdings auch andre Dinge. Sie soll von den Hunnen nach der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern zurückgeblieben sein. Die Schilderung ihres Treibens erinnert stark an die Gestalt der Luzzel, die aber in der Pfalz nicht bekannt zu sein scheint. Die Wildfrau nährte sich von rohem Fleisch, ja selbst von kleinen Kindern, die sie nachts raubte. Sie trug rabenschwarzes, langes Haar und als Kleidung rohe Tierfelle. Ihre Augen funkelten unheimlich. Mit langem Messer und Keule kämpfte sie gegen Wölfe und Raubtiere, fing Hirsche und andres Wild. Nachts

[27]) a. a. O. S. 72.
[28]) Aug. Becker, Die Pfalz ..., 1924 (1857), S. 718.

durchstrich sie die Dörfer des Glantales, stieg über die Dächer der Häuser, raubte durch den Rauchfang Lebensmittel und Kinder. Dann gellte ihr Schreckensruf: „Hoho! Die Wildfrau ist do!" — Auch einen Mann raubte sie durch den Rauchfang, sperrte ihn in ihre Höhle ein und gebar ihm ein Kind, das sie dann selbst wieder in Wut zerriß, als ihr der Mann doch entlaufen war. Dem Gaugrafen gegenüber spielte sie sich als Rächerin des erlegten Wildes auf und als der sie niederstieß, sprach sie sterbend: „Lange genug war ich den Menschen zum Schrecken. Wären sie von meinem Volke, so hätte ich ihr Wohltäter sein können; denn wisset, es sind drei Dinge, die alles Glück des Erdenlebens in sich schließen: der Hahnenschrei, der Wachtelschlag, die weiße Lilie. Wer den Sinn dieser drei erkennt, der führt ein goldenes Schar im Pflug!" Noch heute ist der Geist der Wildfrau in der Gegend. Er zeigt sich bald als Flämmchen, bald hört man Hundegebell und rasende Jagd in den Lüften, oder wenn die Betglocke abends ertönt, einen furchtbaren Schmerzensschrei einer Stimme, die weder Mensch noch Tier ist. — In derselben Gegend kam einmal beim Vieheintrieb am Abend ein junger Stier abhanden; man entdeckte ihn morgens, wie er fortwährend auf einen Baumstamm losrannte und mit den Hörnern darin wühlte und man fand einen großen Wolf, den er überwältigt hatte. Viele meinten, bei diesem Vorfall sei auch die wilde Frau im Spiele gewesen. Auch am Potzberg in der Mühlbacher Gemarkung gibt es ein Wildfrauloch. Mehr, als daß dort einmal eine wilde Frau gehaust habe, konnte ich jedoch nicht erfahren. Im Schlangental bei St. Ingbert stand nach einem St. Ingberter Weistum von 1567 „der wilden Frawen Hauß". 1897 fand man dort bei näherer Untersuchung Glasstücke und Gefäßreste römischen Ursprungs.

Wer zur Mitternachtsstunde an den Ungeheuersee bei Weisenheim am Berg kommt, den zwingen die Geister in ihren Dienst.

Von der Waldfrau von Barbelroth bei Bergzabern erzählt man, daß sie alle nächtlichen Störenfriede im Wald verfolge. Einem Reiter sprang sie hinter den Sitz aufs Pferd und ritt ihn fast zu Tode.

Einzelzüge aus diesen Schilderungen zu erklären, ist ein recht vergebliches Unterfangen. Wohl können wir manches als vom Volk dem Walde als fühlendem Wesen angedichtete Lebensäußerungen verstehen, so z. B. das Sichwehren gegen alle Störungen und Eingriffe von außen, sei es von Menschen oder auch durch die wilde Jagd des Sturmes. Wir spüren jedenfalls in diesen Zügen eine tiefe Ehrfurcht vor der Natur. Darüber hinaus aber kommt bei der Ausmalung dieser Erzählungen der freien Fantasie sicher eine nicht geringe Bedeutung zu. Auch mögen manche Züge dunkle Erinnerungen an wirkliche, unglückliche Wesen aus Kriegszeiten enthalten. Man denke vor allem dabei an den Dreißigjährigen Krieg, der auch über die Pfalz namenloses Elend brachte und die Menschen zu halben Tieren werden ließ. Sehr auffällig ist die merkwürdige Wandlung der Steinbacher Wildfrau von der rasenden Furie zum mütterlich-gütigen Wesen oder, besser gesagt, die Befreiung ihres wahren Wesens von der dämonischen Maske im Sterben und ihre Mahnung voll tiefer, sittlicher Lebensweisheit. Der Sinn der drei Dinge, die das Glück

des Lebens in sich schließen? Die Lilie gilt allgemein als das Sinnbild der Unschuld und Reinheit. Auch beim Hahnenschrei wird man nicht lange raten müssen. Gemeint ist sicher das Frühaufstehen. Rätselhafter ist der Sinn des Wachtelschlages. Doch wird man ihm eine ähnliche Bedeutung wie dem Hahnenschrei zusprechen müssen: Frohsinn, Lebhaftigkeit, Arbeitsamkeit. In dieser Symbolik ist die Wachtel mehrfach im Volksglauben genannt[29]). Ob wir in dieser Lebensklugheit der sterbenden Wildfrau einen Überrest des alten Schicksalswissens der Baum- und Waldgeister erblicken dürfen? Oder ob in die Sage der dunkle, erschütternde Lebensgang eines Menschen verflochten ist, wer kann das lösen?

Wir kehren zum Baum zurück. Als Schutzbaum, Schicksalsbaum kennt ihn die Sage, der Volksglaube und der Brauch. Wenn erzählt wird, daß die Leininger Familie auf dem Burghof der Hardenburg bei der Geburt eines Knäbleins Linden gepflanzt habe, um aus deren Wachstum auf die Lebensdauer des Kindes zu schließen, so braucht man dabei weniger an Sage als an echte Überlieferung zu denken. Der schöne alte Brauch hat sich auch sonst weithin erhalten und erfährt gerade in unseren Tagen wieder eine Neubelebung. Mogk[30]) meint, daß der Glaube an den Schutzbaum im Glauben an den Baum als Seelensitz Abgeschiedener wurzele, der bereits seit dem 5. Jahrhundert immer wieder begegnet. — Hingewiesen sei hier nur kurz auf die Sage von Altenbaumberg, nach der zwei Lilien 200 Jahre lang alljährlich aufblühen als Zeugen für zwei unschuldig Gemordete, bis ihre Überreste von einem glücklichen Ehepaar in geweihter Erde bestattet werden und ihre Seelen Ruhe finden. — Wie die Totenseele, so könnte nach Mogk auch der Schutzgeist, jenes zweite Ich des Menschen, Wohnung im Baum nehmen. Was aber dem Baum geschieht, das geschieht dann auch dem Menschen. Wie jener sich entwickelt, so wächst dieser. — Schließlich aber verbinden doch den Menschen mit den ihn umgebenden Gegenständen, mit der Natur, mit dem All Kräfte und Beziehungen, die nicht auf die Formel eines „Geistes" zu bringen sind. Wie peinlich fühlen wir Heutigen uns oft innerlich berührt, wenn wir irgendeinen liebgewordenen Gegenstand verlieren! Sind wir nicht trotz aller Aufklärung gar zu gern bereit, ein böses Vorzeichen daraus zu entnehmen? Wieviel tiefer empfindet der Bauer den Verlust etwa einer alten Linde aus seinem Hof! Er fühlt, es ist öde geworden, wo vorher ein organisches, lebendiges Wesen war, kalt, wo vorher Wärme war, etwas, was in seinen Gedanken mit zu seinem Hof gehörte und sein Aussehen bestimmte, woran ihn vielleicht zahlreiche liebe Erinnerungen

---

29) Vgl. „die wachtlen und die lerchen gsund,
die sind so lustiklich bereit
mit gslelschaft guot und aller fröud."
Uhland, volkl. 605.

In der Altmark hört man sie des Morgens rufen: weck den Knecht, weck den Knecht. Bei Tage: bück den Rügg, bück den Rügg. Am Abend: nu gao nao hus, nu gao nao hus. Von flinken frischen Mädchen oder Kindern sagt man auch: sie sind wie Wachteln. Grimm Dt. Wb. XIII 175.

30) Hoops, Reall. I 181 f.

knüpften, ist verschwunden und ein Stück seiner Seele ist tatsächlich mit hingegangen. Der Verstand weiß vielleicht gar nichts von alledem, ja heißt es sogar gut, aber im Herzen ist doch eine Stelle leer geworden. Man denke nur an die Verstimmung Bismarcks, als Caprivi die Linden vor der Reichskanzlei wegschlagen ließ, und an sein wunderbar tiefes Wort: „Bäume sind Ahnen.“ Wieviel inniger verbunden und verwachsen mit den Bäumen um sein Haus muß der germanische Bauer gewesen sein, der mit tausend Fasern noch in der Natur wurzelte, die uns Nachgeborenen der nach Gesetzen ordnende Verstand abgeschnitten hat, der Bauer, der aus diesem Naturgefühl heraus aber auch kausale Verknüpfungen, die rein seelischer Natur waren, sah und als wirklich gegeben hinnahm.

Aus diesen Erwägungen aber scheint mir der Schutzbaum eines Einzelnen eher jünger zu sein als der Schicksalsbaum einer Hofgemeinschaft etwa, eines Geschlechtes; denn die Jahrhunderte alten Baumriesen waren die einzigen lebendigen Zeugen aus grauer Vorzeit, die einzigen lebendigen Freunde, die Urahn und Urenkel gemeinsam hatten. In ihnen lebt die Geschichte eines großen Geschlechtes, mit ihnen stirbt der letzte lebendige Zeuge.

Wunderschön die alte Sage vom Lindenmütterchen auf Lindelbronn! „Wachse und falle mit diesem edlen Haus“, so senkte das Mütterchen den Lindenzweig in die Erde und er sproßte zum mächtigen Baum. Als aber Bruderhaß den Frieden aus dem Schloß trug, stieß es die Kunkel in den Baum, daß der Saft aufspritzte und die Blätter und Äste verdorrten. Am gleichen Tag aber vernichtete ein schreckliches Gewitter Turm und Mauern. — Fast großartiger noch die Geschichte der Dagobertshecke bei Frankweiler! Die Sage erzählt, daß einst König Dagobert von seiner Burg Landeck vor einem feindlichen Überfall fliehen mußte und sich, von einem Bauern geführt, in den mächtigen Dornbusch verborgen habe, bis die zusammenströmenden Bauern die Verfolger vernichtet hatten. Zum Dank dafür versammelte der König vor seinem Tode die Bauern unter diesem Baum und schenkte ihnen in seinem Testament das ganze Waldgebiet von der Lauterburger Grenze bis zum Donnersberg als Lohn und ewigen Besitz. Die beschenkten Dörfer aber nannten sich fortan die Haingeraiden. Der Baum aber wurde ihnen zum Schicksalsbaum, zum Zeichen ihrer Einheit und Treue und ihres Rechtes (Jagdfreiheit, Freiheit zu fischen, Vögel zu fangen usw.). Der Platz um die „Königshecke“ oder „Dagobertshecke“ wurde ein geweihter Ort, an dem eidliche Gelöbnisse jeder Art abgelegt wurden. 1525 soll hier der Bundschuh beschworen worden sein. Als bei der Kirchweih in Nußdorf die Nachricht vom Aufstand der Schwaben ankam, zogen 200 junge Burschen im Mondschein unter die Königshecke und schwuren unter Schirm und Schutz König Dagoberts Freie sein zu wollen. Dann erst begann der Sturm. — Als die französische Revolutionsregierung die Jagdfreiheit aufgehoben hatte, schwuren Wilderer dort den Eid des Zusammenhaltens. — Eine Heilwirkung ging aber auch von dem Baum aus. Kranke wallfahrteten zu ihm und wurden geheilt durch den Tau seiner Blätter. 1811 wusch ein Mädchen aus Godramstein fast den ganzen Sommer über jeden Morgen beim Sonnenaufgang seine kranken Augen mit Tau und verrichtete

dort sein Gebet. Ferner wird uns von mehreren Kuren berichtet an Kindern und jungen Leuten zur Vertreibung der sog. dürren oder trockenen Flechten[31]). Dabei waren die Hilfesuchenden an keine Formalitäten gebunden; denn Dagoberts Geist war allen gleich gut, wes Glaubens sie auch waren. Pferde lahmten nicht mehr, wenn man sie dreimal um den Baum führte. Auch den Zigeunern diente der Baum zur Ausübung ihrer Sympathien. Im Volk aber galt der Spruch: Wer dem Baum einen Ast abschlägt, dem verdorrt der Arm, wer aber die Axt an den Stamm legt, der geht elendiglich zugrunde. — So überdauerte der Baum über 1 Jahrtausend und das Recht der Haingeraiden blieb aufrecht. Großer Schrecken ergriff die Bevölkerung, als 1817 ein Orkan einen der schönsten Äste herabriß. 1818 wurde die Teilung der Haingeraiden beantragt und 1822 verordnet. Die Hoffnung der Appellierenden knüpfte sich an den Baum, der ja immer noch ragte. Da spaltete 1823 ein Blitz den Stamm und 2 Jahre später wurde die Teilung der Haingeraiden von der Regierung der Pfalz vollzogen. So erfüllte sich tatsächlich der Glaube eines Jahrtausends.

Betrachten wir kurz die Einzelheiten dieser Sagen und Berichte. Wir werden in einer späteren Untersuchung die Verehrung Dagoberts in der pfälzischen Sage als von der Kirche gewollt und ins Volk gebracht aufweisen können. Es handelt sich bei der Flucht Dagoberts wohl um eine später erfundene Geschichte, die, damit ihr größere Autorität verliehen werde, mit dem Baum verknüpft wurde, der im Volke offenbar damals schon besondere Beachtung und Verehrung genoß. Daß bei der Fluchtgeschichte sich auch ein schöner Zug altgermanischer Religiosität eingeschmuggelt hat, das Schutzsuchen im Bereich des heiligen Baumes, sei nicht übersehen. Die Bedeutung des Baumes selbst ist mannigfacher Art. Als Schutzbaum der Haingeraiden wird er zum Symbol von Einheit und Recht und seine Geschichte bestätigt merkwürdigerweise den an ihn geknüpften Glauben. Schicksalsbedeutung kommt ihm auch bei in jenen Schwurszenen. Gewissermaßen der Schutz des Schicksals und die Hilfe der höchsten Mächte wird unter seinen Ästen angerufen. Die Kirche wollte ihren Heiligen Dagobert dafür setzen; aber es gelang nicht mehr als der Name; denn der gute Dagobert kümmerte sich sonst wenig um die Vorschriften der Kirche, sondern half allen, wes Glaubens er auch war und ohne Bedingungen, ein auffallender Zug von Gewissensfreiheit, der sich durch die Jahrhunderte konfessionellen Hasses rettete.

Wie die Schicksalsbedeutung, so wurzelt auch die Heilkraft des Baumes in seiner Verbindung mit der segenspendenden Mutter Erde. Mögen auch die kausalen Zusammenhänge, die das Volk in alten Zeiten knüpfte, vor unserem Wissen nicht mehr standhalten, wir spüren doch in ihnen eine tiefe Wahrheit und Weisheit, ein ehrfürchtiges und innerliches Erleben der Welt und der Lebenszusammenhänge. Noch im späten Gespensterglauben zeigt sich die heilige Scheu des Menschen vor alten Bäumen. Sie sind noch oft bei Nacht gemiedene Stätten, wo allerhand Spuk lebendig ist, so die große Eiche bei Wolfstein, die

---

[31]) Aus einem Augenzeugenbericht des Frankweilerer Bürgers Cullmann vom 9. 4. 1858 an den pfälz. Histor. J. G. Lehmann.

„Kolletſchäch" bei Föckelberg am Potzberg. An der alten Eiche bei Eulenbis ſah man oft einen grünen Jäger unbeweglich bis lange nach Mitternacht ſtehen. Als zwei Hüttenarbeiter von St. Ingbert am großen Stiefel unrechtmäßigerweiſe einen Baumſtumpf aushauen wollten, ging kein einziger Schlag ein und unter der Wurzel des Stammes bummerte und rumpelte es bei jedem Schlag und urplötzlich ſtand vor ihnen der unheimliche Jäger.

Der Kirchenglaube hat aus dem gleichen Glaubensſtoff Wunder gemacht. Der ſchickſalskündende Baum wird zum dürren Wanderſtab eines Heiligen, der ſich bei der Berührung mit dem Boden an der rechten Stelle zum grünenden Baum verwandelt und ſo ſeinem Träger zum Zeichen Gottes wird, hier ein Kloſter, eine Kapelle oder eine Klausnerhütte zu erbauen. (Gründung des Kloſters Diſſibodenberg, Stab des Klausners vom Donnersberg.) Ähnliches wird von der Göllheimer Ulme erzählt. Als Leute nach dem Ort ſuchten, wo König Adolf gefallen war, zeigte eine alte Frau mit dem Finger: „Hier fiel der mächtige Fürſt" und zum Zeichen wuchs im ſelben Augenblick ein ſtattlicher Baum in die Höhe. Man fühlt ſich an das Pauluswort erinnert (1. Kor. I, 22): „Die Juden begehren Wunder, die Griechen verlangen nach Weisheit."

Sehr beachtenswert iſt bei den genannten Sagen die Verbindung des Baumes mit einer Quelle. Auf dem Diſſibodenberg ſcharrt gleichzeitig ein weißes Reh aus dem Boden eine Quelle hervor, während das graue Männlein vom Donnersberg ſeinen Stab mitten in eine Quelle ſtößt, ein Zeichen, daß die im germaniſchen Schickſalsglauben wurzelnde Gedankenverbindung mit unverminderter Kraft auch im Chriſtentum weiterlebte, vor allem aber auch ein unzweideutiger Hinweis darauf, daß das Chriſtentum mit Vorliebe dort ſeine Kapellen errichtete, wo das Germanentum Kultſtätten verehrte. Wir werden ſpäter noch darauf zurückkommen. Ein beſonderes Beiſpiel dieſer chriſtlichen Hypoſtaſierung kultiſcher oder religiöſer Elemente iſt die Herkunft zahlreicher Heiligenbilder aus Bäumen. Der Zuſammenhang des chriſtlichen Heiligenbildes mit den alten Geiſtern im Baum iſt dabei unverkennbar. Eine beſondere Unterſuchung dieſer Frage auf Grund des in allen deutſchen Landſchaften vorhandenen zahlreichen Materials ſteht noch aus. Ein pfälziſcher Beleg wäre die Pfeilenmuttergottes von Gräfinthal, die einſt in einer Höhlung einer uralten Eiche geſtanden haben ſoll.

Auch die urſprünglich heilende und fruchtbarmachende Kraft des Baumes, wie ſie bis in unſre Zeit noch im Maienbrauchtum und vielem anderen fortlebt, iſt zum Teil zu allerlei Zauberglauben geworden. In der ergötzlichen Geſchichte vom Köhler im Wald Budenhart beſitzt die Haſelgerte, wenn man ſie am Karfreitag vor Sonnenaufgang, das Geſicht nach Oſten gewendet, mit drei Schnitten ſchneidet, die löbliche Eigenſchaft, daß man einen Abweſenden damit durchprügeln kann. Das tat auch der Köhler ganz gründlich mit dem böſen Faut vom Kloſter Diſſibodenberg, der ihn ſo unverſchämt geſchunden hatte.

In der Sage vom „Kehrebacher Knüppchen" iſt aus dem Baumgeiſt ein Kobold geworden, der ſich in Geſtalt eines Baumäſtchens von holzſammelnden Leuten aufheben läßt, dann aber im Sack ſo ſchwer wird, daß die Leute ordentlich keuchen müſſen. Keiner wirft ihn aber weg; denn wem es gelingt, ihn nach

Hause zu bringen, dem verwandelt er sich in pures Gold; aber jedesmal, wenn der Sack am schwersten ist, raschelt's und mit höhnischem Lachen springt das Knüppchen heraus und hüpft in tollen Sätzen über das Wasser „der Kehrebach" hinab.

Die Verwandlung von Pflanzen und Blumen in pures Gold ist auch sonst nicht selten. Sie ist in der Pfalz besonders bekannt vom Stiefel bei St. Ingbert, wo sie in drei einander ähnliche und sicher voneinander abhängige Sagen Eingang gefunden hat. Schlüsselblumen bzw. Rosen, zum Teil das Geschenk des geisterhaften Schloßfräuleins, verwandeln sich im Besitz eines armen Mädchens in pures Gold[32]). An Blumenlegenden scheint in der Pfalz wenig bekannt zu sein. Erwähnt sei das „Muttergotteslaub" von Blieskastel in der Nähe der Kapelle der Muttergottes von Gräfintal. Der Dornbusch soll sich in einen Rosenbusch verwandelt haben, als Maria auf ihm Kindeswäsche trocknete. Von einem ähnlichen Rosenwunder berichtet eine Sage, die sich an den Namen des Klosters Rosental bei Kerzenheim knüpft. Dort fand man beim Bau des Klosters mitten im Winter in Gesträuchen blühende Rosen. Auch das Rosenwunder von Zweibrücken sei hier erwähnt, eine Parallele zur bekannten Wartburgsage, die sicher auch von da in romantischer Zeit übertragen wurde in Anknüpfung an eine vorhandene Rosentreppe[33]). Beide Sagen gehören ganz dem christlichen Wunderglauben an.

3. Quellen und Gewässer.

Die im Schatten uralter Bäume hervorsprudelnde Quelle ist das eigentliche germanische Heiligtum[34]). Heilig war das Wasser den Germanen. Seine reinigende, erfrischende, heilende Wirkung machte es den Menschen zum Leben- und Segenspender. Symbolhaft lebt diese Bedeutung noch heute im Kinderglauben vom Kindelesbrunnen. Man erzählt, daß der Storch oder die Hebamme die kleinen Kinder aus einem Brunnen hole, wo ihre Geister auf Erlösung warten. Meist ist dieser überall verbreitete Kinderglaube nicht an einen genannten Brunnen gebunden; in manchen Orten dagegen werden ganz bestimmte Brunnen angegeben, die meist geheimnisvoll bedeckt sind, wo dann die Kinder wohl gar zwischen einem Bretterspalt oder Schilf hindurch im Zwie-

---

[32]) Das Blumenwunder ist zweifellos der echte Kern der drei Sagen, die sonst deutliche novellistische Züge tragen und sich als Kunstschöpfungen ausweisen. W. Krämer (Mttl. des hist. Ver. 1918 S. 65 ff.) lehnt zwei dieser Sagen als unecht ab. Die Untersuchungen K.'s über den in den überlieferten Formen sicher zum großen Teil unechten und ausgeschmückten Sagenschatz vom Großen Stiefel sind sehr scharfsinnig, gehen aber insofern von einer falschen Voraussetzung aus, als Krämer nach den ursprünglichen Formen sucht. Es gibt in der Volkssage keine ursprünglichen Formen. Wir können nur unterscheiden zwischen echten Sagenzügen und künstlichem Beiwerk; denn auch die echte Sage ist stets wandelbar und bildet sich selbst auch stets neu durch Absprossung oder Verknüpfung mehrerer Sagenzüge.

[33]) Vgl. A. Becker, Aus heimatlichen Gauen 1931 Nr. 19.

[34]) Ninck a. a. O. S. 204. Eine Menge noch bekannter Beispiele auch bei Heeger, Bayerland 1921 S. 49.

licht ihr eigenes Gesicht sich spiegeln sehen. So glaubt die Schuljugend von Edesheim, daß die Kinder aus dem Erlenbrunnen kommen und sie wollen sie sogar darin schreien hören. Auch der Schloßbrunnen bei Klingenmünster, der Burgbrunnen auf der Madenburg, der Schloßbrunnen auf Scharfeneck oder das Brunnenhäuschen am Fuß des Schloßberges und die Spirkelbachquelle bei dem gleichnamigen Ort sind als Kinderbrunnen bekannt. In Steinbach und Brücken aber holt die Ammebas die Sonntagskinder aus jenem Brunnen, in dem eine goldene Wiege versenkt liegt, während alle andern Kinder aus dem gewöhnlichen Kinderbrunnen kommen.

Lange Zeit hat die Kirche den germanischen Quellenkult bekämpft. Als sie sich jedoch nicht mächtig genug dazu erwies, ging sie den andern Weg: sie machte ihn sich dienstbar. So entstanden Kirchen und Klöster an den alten heiligen Plätzen. Aus Köln z. B. sind nicht weniger als drei solcher Fälle einwandfrei nachweisbar[35]). Wir machten für unser Gebiet bereits aufmerksam auf die Gründungssage des Kloster Dissibodenberg. Neues Licht fällt von hier aber auch auf jene merkwürdige Sage, daß die Stiftskirche von Klingenmünster über einen dunklen, schwarzen See erbaut sei, zu welchem man hinter der großen Orgel hinabsteigen könne[36]). — Kapellen wurden errichtet und Heiligen geweiht oder es wurden zum Dank für erfolgte Heilungen Votivkapellen gestiftet. Geschichten wurden erfunden, um die Ehrfurcht vor den heiligen Wassern mit christlichem Inhalt zu füllen und Sagen knüpfen sich an Namen und suchten sie zu erklären.

Am Pirminsborn bei Spirkelbach soll St. Pirmin an einem Tag 3000 Heiden getauft haben. Den Heiligbrunn bei Großbockenheim soll der heilige Philipp entdeckt haben. Am „Heljebrunnen" (Heiligenbrunnen) bei St. Ingbert soll der Glaubensbote Ingobertus einst gewohnt und Wunder vollbracht haben. Der Lorenzenborn bei Eschringen hatte seine wunderbare Heilkraft durch das einst darin versenkte Bild des heiligen Laurentius. Wundersame Quellerweckungen kamen vor. Der Servatius- oder Tafelsbrunnen bei Speyer wurde geweckt durch ein von dem verschmachtenden Heiligen in gläubigem Vertrauen auf den Boden gezeichnetes Kreuz und der Lorenzenbrunnen von Göllheim sprudelte hervor, als der ebenfalls fast verdurstete fromme Hirte Lorenz nach heißem Gebet zufällig seinen Stab in die Erde steckte. Derartige Quellerweckungen mit dem Stab sind in Deutschland auch sonst sehr häufig. Weinhold wollte in dem Stab einen Ersatz für den Blitz sehen, den wir in anderen Sagen als Quellerwecker finden. Viel wahrscheinlicher ist aber doch die Deutung Heegers, der Hinweise auf die Wünschelrute zu bemerken glaubt, wenn man nicht überhaupt in der Mosesgeschichte des alten Testamentes das Vorbild für diesen christlichen Sagentyp erblicken muß.

Ein beliebtes Motiv ist auch das Ausscharren einer Quelle durch Pferde oder andere Tiere (ein Reh in der Gründungssage des Klosters Dissibodenberg).

---

[35]) Rinck a. a. O. S. 204. Weitere Aufzählung bei Pfannenschmid ... S. 89 ff.

[36]) Nach der Sage stehen auch die Münster von Freiburg und Straßburg auf Rosten über unterirdischen Gewässern (Stöber-Mündel, Sagen 2, 238).

Die beiden pfälzischen Beispiele, entstammend Belagerungssagen der Lichtenburg bei Kusel und der Heidenburg bei Oberstaufenbach, zerstören dabei schon aus sich die Illusion jener krampfhaften Erklärung, die das Roß als Sinnbild der vom Wind getriebenen, besonders der furchtbar dahinjagenden Gewitterwolke verstehen wollte (Weinhold). Als die Christen die Heiden auf der Heidenburg vergeblich belagerten, scharrte ein blindes Pferd am Berghang vor Durst; da sprang ein Quell hervor. Man grub weiter, konnte der Burg so das Wasser entziehen und sie zur Übergabe zwingen. Ähnlich bei der Lichtenburg: Dort scharrte ein Pferd die messingnen Röhren der Wasserleitung auf. Hier dient als Erklärung nicht eine fantastische Mythologie, sondern ganz einfach der gute Geruchsinn eines Tieres [37]).

Eine weitere Art einer Quellerweckung ist die Sage vom Dahner Jungfernsprung. Das verfolgte Mädchen wagt den Sprung über den schwindelnden Felsen. Und siehe da, sie kommt wohlbehalten ins Tal. Nur einen Finger, nach andern eine Zehe, beschädigt sie sich. Wo sie den Boden berührte, entsprang aber eine Quelle. Weinhold wollte in dem verletzten Finger ebenfalls einen Blitzersatz sehen und hinter dem Sprungmotiv sogar das Zucken eines Blitzes erkennen, eine groteske Übertreibung der Gewittermythen. Wir gehen aber wohl kaum fehl, wenn wir in dem Aufspringen der Quelle, die mit ihrem wunderbar klaren Wasser ein sprechendes Symbol der Reinheit und Unschuld sein konnte, eine Art Gottesurteil erkennen, gleich, ob die ganze Sage ein tatsächliches Ereignis mittelalterlicher Rechtfertigung zum Hintergrund hat oder nicht. Das Volk wollte zweifellos durch das Motiv der Quellerweckung die Unschuld des Mädchens bekräftigen. Ein ähnliches Beispiel ist die Sage vom Rittergartenbrunnen bei Neustadt. Ein unschuldiges, verleumdetes Ritterfräulein wurde in einem Faß vom Kapellenberg heruntergerollt. Wo das Faß mit der Entseelten liegen blieb, entsprang eine Quelle. Auch hier ganz eindeutig das Aufspringen der Quelle zum Beweis der Unschuld.

Oft sind es wunderbare Heilungen, die von Quellen erzählt werden. Das Wasser der Kolmerbergquelle bei Dörrenbach soll durch das Gebet eines Klausners heilkräftig geworden sein. Sein Wasser ist heilsam für alle Krankheiten. Eine Kapelle wurde von einem geheilten Grafen dort erbaut. Für Augenleiden ist die St. Ottilienquelle gut, unweit des Kirchheimerhofes in der Süd-Westpfalz. Die Entdeckungssage erzählt die bekannte Geschichte von dem blind geborenen Rittertöchterlein, das die Mutter vor dem Zorn des Vaters durch zwei Klosterschwestern in Sicherheit bringen und aufziehen ließ und das nach jahrelanger Kühlung der Augen mit dem Wasser der Quelle wieder sehend wurde. Eine Untersuchung der beiden Quellen ergab keinerlei Mineralgehalt. Vom Pirminiusborn beim Ringweilerhof in der Nähe von Hornbach geht die Sage, daß einst dort Pirminius nach langen Wanderungen Heilung von einem Augenübel gefunden habe, nachdem er die Quelle, die die Heiden von bösen Geistern bewohnt glaubten, gesegnet hatte. Die ehemalige Wallfahrtskirche von Großbockenheim verdankt ihren Ursprung einem Brunnenquell, an dem

[37]) Zell, Streifzüge durch die Tierwelt S. 75.

zahlreiche Krankenheilungen vorkamen. Von dem Wasser wird berichtet, daß es nicht die geringste Unreinigkeit bei sich sitzen oder auf Grund fallen ließ, sondern sogleich alles hineingeworfene Unlautere über sich trieb und fortführte; auch habe es keine mineralischen Tugenden, so daß es also seine Heilwirkung nicht von Natur, sondern von dem Einfluß göttlichen Segens habe. Als Gesundbrunnen gelten auch der Buchborn bei Battweiler und der Fieberbrunnen bei Habkirchen, der Heilbrunnen bei Rehborn und andere[38]), ohne daß die Analyse ihres Wassers besondere Minerale aufweist. Bei Altleiningen und bei Contwig befanden sich jetzt verschüttete, eisenhaltige Brunnen. Die Entdeckungssage der Contwiger Quelle berichtet, ein Förster habe beobachtet, wie ein wundgeschossenes Wild sich mühsam zu jener Quelle schleppte und darin badete. Nach Tagen sei das todkrank gewesene Tier wieder munter davongesprungen.

Schwefelbrünnlein befanden sich bei Dürckheim an der Straße nach Ungstein und vor dem Fort von Landau. Den eigentümlichen Geruch des Schwefelwassers erklärte sich das Landauer Volk damit, daß es von den in Belagerungszeiten dahin gefallenen Bomben und begrabenen Leichen herrühre. Salzquellen sind die Augenheilquelle bei Bliesen, der Gutebrunnen bei Rockenhausen. Von einer Salzquelle bei Obereisenbach erzählt man sich, daß ihr Wasser den Katzenjammer vertreiben soll, weshalb man es beim Heimweg von der Kirchweih trinkt.

Von versunkenen und zum Teil noch gehobenen Schätzen aus Brunnen wissen viele Sagen. Silber soll im Silberbrunnen im Leininger Tal vorgekommen sein[39]). Man wird wohl an Glimmerschüppchen denken dürfen. Der Goldbrunnen bei Waldfischbach in der Nähe der Heidelsburg, einem römischen Refugium, soll seinen Namen davon haben, daß man im Mittelalter römische Münzen darin fand. — Wir haben es offenbar hier mit einer Übertragung einer alten, in Italien weit verbreiteten Sitte zu tun. Die Römer opferten nicht nur in Tempeln, sondern auch in Quellen und als heilkräftig geltenden Seen Münzen und andere Wertstücke. Eine Anzahl von Funden und darauf hindeutenden Sagen erweisen diese Sitte auch für das von Römern ehemals besetzte Deutschland, während man im freien Deutschland kaum derartige Zeugen kennt[40]). — Auch von der St. Ottilienquelle bei Breitfurt wird berichtet, daß man früher Goldstücke als Opfer ins Wasser geworfen habe, während man sie später in die Pumpe steckte. Vielleicht darf man hier auch das „Dreibatzenbrünnel" bei Eppenbrunn nennen. Das Volk knüpft dort freilich an den Namen eine merkwürdige Erklärung. Ein Bäuerlein soll dort einem Wirt drei Batzen als Entschädigung für das zertretene Gras haben zahlen müssen. In Einzelfällen mögen vielleicht auch in Kriegszeiten versenkte und später nicht mehr aufgefundene Gegenstände in der Erinnerung des Volkes haften geblieben sein, die natürlich alle bei dem Glanzleben der „guten, alten

---

38) Häberle, Pfälz. Museum 1932 S. 308.
39) Frey, Beschreibung des Rheinkreises II 375. Häberle, Mineralquellen S. 75.
40) Vgl. Weinhold a. a. O. S. 57 ff.

Zeit" von Gold und Silber sein müssen. So weiß die Sage ja z. B. auch von einem Schatz im Klosterweiher bei Zeiskam. Auf der Flucht vor den Franzosen ist dort ein Edelmann mit seinem Fuhrwerk bei Nacht in den Weiher galoppiert. Im allgemeinen hat aber wohl das Leuchten und Spiegeln des Wassers, das Gluckern und Rauschen, sowie eingefangener Widerhall, besonders in tiefen, vermauerten Brunnen, zusammen mit dem Wissen um die heilbringende Kraft zur Ausbildung solcher Sagen von versenkten Schätzen und Glocken geführt.

Bei Eppenbrunn am Klosterbrückel wurde von Stürzelbronner Mönchen in Kriegsnot ein Glöcklein versenkt. Die Mönche kehrten nicht mehr zurück. Wenn heute aber die Glocken in den Nachbardörfern ertönen, dann hört man am Klosterbrückel einen Silberklang aus dem ehemaligen Brunnen. Im Pirmansborn bei Hornbach will man die sechseckige Glocke St. Pirmans gefunden haben. In der „Tränke" zwischen Steinbach und Brücken liegt eine goldene Wiege versenkt, das Familienheiligtum eines im Dreißigjährigen Kriege untergegangenen Burggeschlechtes, und steigt alle sieben Jahre, Sonntagskindern sichtbar, an die Oberfläche.

Im Klosterbrunnen bei Pirmasens, dem einzigen Überbleibsel eines zerstörten Klosters, erscheint alle sieben Jahre eine goldene Voll, die an zwei goldenen Ketten hängt. Das Kleinod des Klosters soll in einem vermauerten Gemach gehängt haben und daher bei der Zerstörung nicht gefunden worden sein. Wer als Adventskind die Erscheinung sieht und dem gleichzeitig erscheinenden Mönch mit dem Gefäß schweigend einen Trunk Wasser reicht, den führt die Gestalt in den „Glasberg" zu herrlichen Schätzen. Soll man an die sich spiegelnde Mondsichel denken oder darf man nicht eher hier einen tieferen mythischen Urgrund vermuten? Der große Hängekessel, in dem das Fleisch gesotten wurde, war Mittelpunkt des germanischen Fest- und Totenmahles, bei dem nach dem Glauben auch die Geister der Ahnen teilnahmen und am Umtrunk mithielten[41]). Auch sonst ist der Kessel in der volkstümlichen Überlieferung noch bekannt. In Schleswig-Holstein ist die Mahlzeit mit dem Kessel als Mittelpunkt noch Gegenstand von Berichten, Teilnehmer aber sind nunmehr die Unterirdischen, das Nachtvolk oder die Hexen[42]). Es fehlen leider in der Pfalz weitere Parallelen. Beachtet man aber an unserer Sage besonders auch das auffällige Auftreten des geisterhaften Mönchs und den ihm von einem Menschen gereichten Trunk, so erscheint der Schluß doch nicht zu gewagt, daß wir es hier tatsächlich mit einer uralten Erinnerung aus vorchristlicher Zeit zu tun haben und daß in der goldenen Voll ein Sinnbild germanischen Glaubens enthalten ist, das an Bedeutung dem Kelch des Christentums gleichkommt.

In anderen Sagen sind es Schlangen, die in und bei Brunnen hausen und Glück und Reichtum bringen. Wenn man den Schlangen im Gesundbrunnen von Ulmet die Krönchen nimmt, die sie auf dem Haupt tragen, wird

---

[41]) K. v. Spieß, Dt. Volkskunde ... S. 195.

[42]) K. Müllenhoff, Sagen und Märchen aus Schlesw.-Holstein Nr. 289, 294, 295, 382, 387, 402.

man reich und hat ewigen Sonn- und Feiertag. Schlangenbrunnen befinden sich auch am Rußmühlerhof bei Rockenhausen und bei Herschweiler. Einem Mädchen von Erzhütten bei Kaiserslautern gelang es einmal ein Schlangenkrönchen zu gewinnen. Die Schlange badete im Vogelwoog und hatte ihr Krönchen auf das im Gras liegende rote Kopftuch gelegt. Als sie aber den Raub bemerkte, verfolgte sie das Mädchen bis zum Haus und sprang so heftig gegen die verschlossene Tür, daß Schlange und Tür entzweibarsten.

Einem christlichen Wunder verdankt der Klosterweiher in Niederhochstadt besondere Eigenschaften. Nonnen hatten vor dem anrückenden Feind ihr goldenes Kruzifix in den Teich geworfen. Da gefror er zu und machte es den Nonnen möglich, über den Teich sich zu retten. Noch heute aber haben die Fische des Weihers einen besonders guten Geschmack. Das Weihnachtswunder, daß Brunnenwasser sich in Wein verwandelt, ist nur einmal, aus Erlenbach, bekannt.

Erwähnt seien hier auch die Sagen vom Goldschatz im Rhein, mit dem sich seit dem Nibelungenlied[43]) die Dichter immer wieder beschäftigt haben. Simrock[44]) erklärte die Entstehung der Sage aus der Tatsache, daß man bei Selz und Germersheim einst Goldwäscherei im Rhein getrieben habe. L. Winter[45]) wendet sich gegen diese rationalistische Erklärung und will lieber im lichtfunkelnden Wasser als dem Widerschein des in der Tiefe liegenden Schatzes die Entstehungsursache suchen. Wenn man auch von kristallenen Schlössern und zauberhaften Gärten am Grunde des Rheines erzählt (Altrip), so bestätigt das nur die Ansicht Winters. Merkwürdig ist aber trotzdem, daß gerade der Rheinstrom als goldhaltig gilt, während andere Flüsse nicht in diesem Rufe stehen. Beachtenswert ist dabei wohl auch folgende Tatsache: Der Rhein war bis zu seiner Eindämmung besonders im oberrheinischen Gebiet sehr unstet und wechselte häufig sein Bett. Es kam dabei vor, daß Orte, die früher auf der rechten Rheinseite lagen, später westlich des Stromes waren (Edesheim). Vieles Menschenwerk mag dabei auch den entfesselten Wassern zum Opfer gefallen sein. Die Sage erzählt dann Geschichten von versunkenen Orten, über die heute die Fluten des Stromes hinwegbrausen. So soll das alte Römerkastell Altrip in der Tiefe des Stromes liegen.

Auch schicksalkündend können Brunnen sein. Man spricht von Hungerbrunnen und meint damit periodisch fließende Quellen, deren Fließen jedesmal Hungersnot und schwere Zeit bedeuten soll. Die Bezeichnung Hungerbrunnen sollte wohl ursprünglich auf das mangelhafte Fließen des Wassers hindeuten und hat erst später jenen vorbedeutenden Sinn erhalten. Das periodische Fließen von Quellen kann abhängig sein von Niederschlägen und Jahreszeiten. Solche lediglich als Zeitquellen zu betrachtenden Wasseraustrittsstellen sind in der Pfalz z. B. der Hungerbrunnen beim Daubenbornerhof, der Welschbrunnen im Schwobtal bei Schönau, der Hungerbrunnen bei Diemerstein und

---

43) Ausg. Lachmann, Berlin 1910, Vers 1077.

44) Malerisches und romantisches Rheinland, 4. A., Bonn 1865, S. 51 f. Hdb. d. Mythol. § 115.

45) L. Winter, Die dt. Schatzsage, Wattenscheid 1925 (Diss.), S. 21.

andere. Daneben gibt es aber auch Hungerbrunnen, deren Fließen von der zeitweisen Wasserzufuhr unabhängig erscheint, so der bereits im Jahre 1600 erwähnte Hungerborn bei Kaiserslautern. Man hat verschiedene Erklärungen für diese Naturerscheinung gegeben. Häberle[46]) hat es auf mechanische Weise versucht. Andere wollen freiwerdende Kohlensäure und Luftdruckveränderungen maßgebend machen. — Das Fließen des Werckborns bei Battweiler galt im 16. Jahrhundert bereits als unheilkündend. Auch in Miesenbach gibt es einen Hungerbrunnen, in dessen Nähe es des Nachts nicht recht geheuer ist. Einen Hungerpfuhl gab es bis ins 19. Jahrhundert bei der Spießermühle in der Nähe von St. Ingbert, ein Waldteich, dessen Spiegel zu gewissen Zeiten sank und stieg.

Eine besondere Art von Hungerbrunnen sind auch das Donnerloch bei Limbach und das Hupserbrünnchen am Großen Humberg bei Kaiserslautern, Quellen, die mit Sekundenabstand bald schwächer, bald stärker aufsprudeln. Man hat vergeblich versucht, den Namen Donnerloch aus diesem „Aufdonnern" der Quelle herzuleiten, da keinerlei Geräusche dabei zu hören sind. Zieht man aber das Dunderloch bei Straßburg und das Donnerloch bei Sulz im Unterelsaß zum Vergleich heran und die an die Quellen geknüpften Sagen von der Quellerweckung durch einen einschlagenden Blitz, so wird man vielleicht eine gleiche, heute vergessene mythische Herkunft auch für den Namen der westpfälzischen Quelle annehmen dürfen.

Von einem uralten Taufstein in der Gruftkirche des Speyerer Domes, der eine Nachbildung des heiligen Gral sein soll, geht die Sage, daß Taube, die das Ohr über den Kelch hielten, aus dessen Boden eine eiserne Röhre in die Tiefe hinablief, aus unermeßlichem Abgrund ein dumpfes Geräusch vernahmen und dann von ihrer Taubheit geheilt waren. Zweierlei ist bedeutsam an dieser Sage, die Heilkraft, die hier, wenn auch auf magische Weise aus dem Schoß der Erde, dem Wasser sich mitteilt, dann aber auch das Hinablauschen in das Rauschen einer unermeßlichen Tiefe. Etwas ähnliches findet sich in einer Sage aus Grünstadt. In der Gewanne „Kuhbrunnen" soll ein unterirdischer See sein. Wer unter einem guten Stern geboren ist, hört die geheimnisvollen Wasser rauschen. Auch in Rhodt hört man unter einem Brunnen einen unterirdischen Strom. Im Hoheberg bei Rhodt aber hört man es zur Winterszeit furchtbar brausen, worauf sich dann jedesmal das Wetter ändert. Ein Bergknappe aus dem Böhmerwald untersuchte den Berg und fand, daß er bis oben voll Wasser sei und daß die Erde nur eine dicke Kruste darüber darstelle: wenn sie einmal aufbreche, werde die ganze Gegend überschwemmt werden. All diese Sagen entwachsen offenbar der mittelalterlichen Vorstellung, daß die Erde als Kruste auf dem Wasser schwimme, daß die Berge gewissermaßen wie wassergefüllte Schwämme seien, aus deren Poren die Flüssigkeit ausgepreßt werde. Viele behaupteten auch: das Wasser war in den Bergen versteckt; da kam ein mächtiger Held und sprengte die Berge; nun rinnt das Wasser aus diesen

---

[46]) Häberle, Pfälz. Heimatkunde 1908 IV S. 103.

Spalten noch hervor[47]). Besondere Naturerscheinungen wie die der bekannten Windlöcher am vorderen Haardtrand mögen dem alten Glauben bis auf unsere Tage Lebenskraft verliehen und immer wieder neue Nahrung zugeführt haben. Die Windlöcher sind durch Verwerfung, wohl im Gefolge des Rheingrabeneinbruchs, entstandene Hohlräume im Berginnern von bedeutender vertikaler Ausdehnung mit mindestens zwei Öffnungen, einer am Fuße des Berges, einer weiter in der Höhe, so daß sich in ihnen die Luft infolge der Temperaturunterschiede von Außenluft und Innenluft in dauerndem Durchzug befindet und Geräusche verursacht[48]).

Vielfach gelten Brunnen und kleine Wasser als unermeßlich tief. Man erzählt Wunderdinge von Ausmessungen. Sieben aneinandergebundene Wiesbäume konnten dem Reiterbrunnen bei Homburg nicht auf den Grund kommen. Dabei würde meistens eine wenige Meter lange Leine mit einem Stein genügen, den Grund zu erreichen. Man erzählt von spurlos versunkenen Wagen (im Imsitters bei Höheischweiler, im Ungeheuersee bei Battenberg-Weißenheim), man erzählt aber noch lieber von versunkenen Reitern (Husarenpfuhl bei Höheischweiler, Reiterbrunnen bei Homburg, der „tiefe Brunnen" bei Eulenbis). Mit dem Frauenjagdmotiv ist die Sage vom versunkenen Reiter verknüpft beim Husarenbrunnen bei Baalborn. Die Geschichte von dem in den Moorwiesen bei Roßbach versunkenen Reiter scheint durch einen Skelettfund in ihrem Kern als historisch bestätigt zu sein. In den verschütteten Tiefen Brunnen auf der Ruine Neuwolfstein sollen einst bei Dunkelheit 30 Franzosen hintereinander hineingeritten sein. In einem Bruch zwischen Niederhorbach und Klingen soll im Dreißigjährigen Kriege gar eine ganze schwedische Batterie versunken sein.

Die unheimlich lockende Gewalt der geheimnisvollen Tiefe hat dichterisch Gestalt bekommen in der Sage vom Komm-mit-Brunnen bei Lichtenburg (bei Kusel). „Komm-mit" raunt es aus der Tiefe des Brunnens dem Grafensohn zu und zwei feurige Augen funkeln ihn an, er sieht die Geliebte, die vom Vater ertränkte Zigeunerin, und springt in heißem Sehnen hinab.

So sind Brunnen und Gewässer aber nicht nur Ausfallstore aus jener andern Welt, aus denen die Mächte des Schicksals sich kundtun, sie werden auch Eingangstore in das Reich der Unterirdischen, die Welt der Toten. Im christlichen Weltbild ist dieses Reich der Tiefe zur Hölle geworden. Das dreistöckige Weltgebäude des Christentums weist dem Teufel die Kellerwohnung in den Tiefen der Erde zu. Kein Wunder, daß der Gottseibeiuns sich auch besonders an diesen dunkeln, unheimlichen Brunnen und Seen herumtreibt, daß er aus ihnen emporsteigt in die Menschenwelt und in sie gar oft mit einem Raub hinabtaucht in sein höllisches Reich. Vom Teufelsborn bei Einöd wußte schon Tilemann Stella 1564 zu sagen: „Er ist grundtlos / hatt nit vergebens den bösen namen / denn etwan der Teufel da hinein gebannt oder darbey erschienen ist." Später erzählt man sich von demselben Brunnen die Geschichte von der

47) Fr. v. d. Leyen, Das Märchen S. 51. Über weitere Sagen von wassergefüllten Bergen Panzer Bd. 1 Nr. 10, 21, 28 u. a. S. 276/77.
48) Häberle, Pfälz. Land (Landauer Anz.) 1932 Nr. 4.

untreuen Braut, die der Teufel am Hochzeitstage holte. In dem Wasserloch soll er mit ihr in die Erde hineingefahren sein. Alle sieben Jahre soll ein Kranz von weißen Rosen oben auf dem Wasser erscheinen und wieder verschwinden. Fast dieselbe Geschichte wird erzählt vom Bräutebrünnlein bei Breitfurt. In beiden Fällen ist der Schwur der Braut: „Soll ich Deiner je vergessen und einen andern freien, dann soll mich an meinem Hochzeitstage der Teufel holen" das Agens der Erzählung. Mit derselben Motivierung, wenn auch in äußeren Umständen etwas anders, erzählt Baader eine Sage, die in Wölchingen in Baden lokalisiert ist[49]). Und ein von Soldaten früher gern gesungenes Volkslied aus der badischen Pfalz hat die badische Sagenerzählung zum Gegenstand. „So soll mich der Teufel holen an meinem Hochzeitstag", heißt es da[50]). Offenbar sind so in unserer Einöder Sage zwei Ströme zusammengeflossen, jenes alte Raunen vom unheimlichen Brunnen, an dem der Teufel irgendwie sein Wesen treibt, und die Geschichte von der bestraften, untreuen Braut, die möglicherweise sogar durch Volkslied verbreitet und übertragen sein kann.

Ebenfalls aus zwei ganz verschiedenen Quellen dürfte die Sage aus Höhmühlbach vom Bäuerlein in der Unterwelt gespeist sein. Am „Butterbach" legten vor Zeiten die Bauern abends ihre Butter nieder, und wenn sie bei grauendem Morgen herbeikamen, lag das Geld da. Abnehmer war der Teufel, der tief in der Erde unter dem Brünnlein wohnte. Einmal gelang es dem sogar, ein allzu naseweises Bäuerlein in die Unterwelt hinabzuziehen. Ein Geistlicher aus der Nähe mußte den aberwitzigen Mann herausbeten. Auch hier die Vorstellung vom Teufel, der im Brunnen haust, andererseits aber auch eine eindeutige Erinnerung an jene Zeit, da Edelräuber wie der Schinderhannes auf diese geheimnisvolle Weise vermittels Bestellbriefen ihren ehrlichen Handel mit kleinen Leuten trieben. — Auch gesehen hat man den Teufel schon am Brunnen. Mitten im Dorf in Höhmühlbach sah einer nachts am Brunnen eine geheimnisvolle Gestalt und „ahnte gleich etwas". Richtig, wie er näher kam, fuhr der Brunnenkerl blitzschnell in die Höhe und sauste, umgeben von einem Feuerschein, davon.

Von elfischen Quell- und Wassergeistern weiß die pfälzische Sage nur mehr wenig. Die Wassernixe von Eschringen erwies sich als Pflanzenseele. Bei Ensheim wurde ein badendes Zwerglein von einem boshaften Nix ins Wasser gestoßen und wäre beinahe ertrunken. Der Nix sah aus wie ein großer, glotzaugiger Frosch. In der Tiefe eines heute verschütteten Weihers bei Dahn hauste eine Hexe. Sie hatte ein schönes Haus mit hohen Vogelkästen; ihre Fische waren abgerichtet, wenn sie eine schöne Frau sahen, sie in die Tiefe zu ziehen. Eine Frau konnte als Fisch mit einem Menschenkopf ihren Mann um die Rettung bitten. Dreimal liefen die Dorfleute um den Weiher und sagten ein Sprüchlein. Da war die Frau wieder frei. Den Weiher aber schüttete man zu. Am Ungeheuersee bei Weisenheim am Berg versammeln sich allnächtlich die Waldgeister. Wer zur Mitternachtsstunde dort hinkommt, den zwingen sie

49) Baader, Volkssagen aus dem Lande Baden, Karlsr. I 1851.
50) E. Marriage, Volkslieder aus der badischen Pfalz, Halle 1902, Nr. 20.

in ihren Dienst. Auch die Waldfrau soll schon viele Kinder, die unachtsam den Moosboden betraten, zu sich hinabgezogen haben in ihr unterirdisches Reich. Am Donnerloch bei Limbach schweben zur Nachtzeit über der Quelle bläuliche Flämmchen und tanzen über die Wiese; das sind die Elfen, die im Mondschein ihr neckisches Spiel treiben [51]). Elfische Geister sollen den Reiter von Kirrberg in den Brunnen gelockt haben und sollen heute noch gelegentlich über der Stelle tanzen. Auch die weiße Frau vom Lilienbrunnen im Böhler Wald sei hier erwähnt. Auf dem Felsentisch auf dem Großen Stiefel bei St. Ingbert sollen noch heute in hellen Mondnächten Elfen tanzen. Bei Winden soll einst ein See gewesen sein, von dessen Wassergeistern zu August Beckers Zeiten noch Sagen im Volke gingen. Näheres hat Becker leider nicht aufgezeichnet. — Erwähnt sei hier auch die weiße Jungfrau, die von der Hohenburg an der südpfälzischen Grenze zum Maidenbrunnen hinabsteigt, ihre langen Haare in der Quelle wäscht, sich dann lächelnd zu einer am Abhang gelegenen Meierei begibt, um bald darauf weinend zur Burg zurückzukehren. Ähnliches wird von der unerlösten Jungfrau des benachbarten Krötenstuhles erzählt.

4. Riesen.

Innige, seelische Gemeinschaft der Menschen mit der Natur, stets neues Erleben ihrer Kräfte und Einflüsse fanden wir lebendig in Sagen von Bäumen, Quellen und Gewässern und wir fanden die Fülle ihrer Beziehungen zum Menschen verdichtet in menschenähnlichen mythischen Gestalten, den Baum-, Wald- und Wassergeistern. Gestaltgewordene, wahrnehmbare Naturkräfte sind auch jene anderen Wesen des Volksglaubens und der Sage, die Riesen und Zwerge, voneinander mehr an Maß als an Art verschieden. Sind diese mehr still und unsichtbar wirkende Naturgeister, verkörpern die Riesen, die rohen, ungezähmten Naturgewalten, das ungestüme Ausbrechen der Elemente. Der Naturmensch steht diesen Gewalten zunächst ratlos gegenüber, er spürt nur die Macht, die hier wirkt. Sein Versuch zu begreifen aber bedient sich notwendig der Vorstellungen, die aus der eigenen Lebenserfahrung ihm erwachsen sind. Er sieht die Umwelt nach den Gegebenheiten seines eigenen Lebens und Wesens. Er sieht im Wachstum der Bäume und Pflanzen ein Leben, eine Seele, der seinen ähnlich; er ahnt im Sturm eine Macht menschlicher Art nur von übermenschlichen Ausmaßen. Hinter allem, was Bewegung ist, was ihn aus der Natur anspricht, fühlt er diese menschenähnliche Macht. Je schöpferischer aber eine Volksseele ist, desto blutvoller wird sie diese persönlichen Mächte sich gestalten, je ärmer sie ist, desto schemenhafter, gespensterhafter werden auch die „Dichtungen" (in vollem ursprünglichen Wortsinn) ihrer Gedanken und Erlebnisse bleiben. Riesen und Zwerge sind geboren aus der Ehe von Seele und Natur.

Vor unvordenklicher Zeit war die Pfalz ein weiter, unübersehbarer See. Das Wasser verlief sich, aber der Geist des Wassers zog sich grollend zurück in

[51]) Das dürfte wohl echter Sagenkern sein an der netten Geschichte von K. Leibrock, Tanburgs Erbe; Pfälzer Wald 1910 S. 180—183.

das Innere der Westricher Berge und hauste dort mit seinen Gesellen, den Riesen. Diese traten in unausgesetzten Kampf mit dem Geschlecht der Menschen. Die Ebene aber wurde ein reizender Garten, ein wahrhaftes Paradies. Die Sage enthält zunächst einen sehr realen Kern. Das ist die Erinnerung an eine tatsächliche Überflutung der Rheinebene, die auch sonst in Sagen Spuren hinterlassen hat. Man erzählt von einem gewaltigen See im Rheintal und seinen Nebentälern, der von Schiffern und Seeräubern befahren worden sei. Drüben im Turmberg am Schwarzwald wohnten sie und auf vielen Wasgaubergen. An den steilen Rändern der höchsten Felsengipfel aber will man die eisernen Ringe, an welche jene Schiffer der Urzeit die Schiffstaue befestigten, heute noch sehen, so am Männelstein und am Odilienberg im Elsaß und bei der „Ewaldsburg" im Isenachtal in der Pfalz. Auch im Queichtal wußte man am Ende des vorigen Jahrunderts noch von diesem See.

Ein Beispiel mehr für die erstaunliche Erinnerungskraft des Volkes! Denn es besteht kein Grund zu zweifeln, daß mit diesem See nicht die Stauung der Rheinwasser im Oberrheintal anzunehmen sei, bevor der Durchbruch im Binger Loch geschaffen war. — Sodann aber finden wir in der genannten kosmogonischen Sage der Pfalz ein wundervolles, ahnendes Begreifen der Natur und Landschaft, ihrer Besonderheiten und Merkwürdigkeiten. Da am Osthang des Gebirges und in der Ebene blüht und sproßt die Natur unter einem gesegneten Klima, lachen die Menschen vor Sonne und Glück; leicht haben sie es hier; denn die Erde spendet ihnen freiwillig von ihrem Segen. Dahinten aber in den Bergen, da muß der Mensch kämpfen mit Wind und Regen und Wasser und Schnee und Kälte, da muß er in harter Arbeit dem Boden ein kärgliches Brot abringen; da hausen die Riesen, die ihnen das Leben sauer machen. Und wenn ein Gewittersturm dann so aus den Talschluchten der Haardt in das gesegnte Land am Rhein hervorstürmt, aus dem Teufelsloch etwa bei der Rietburg, dann sagt man wohl heute noch: das ist der böse Geist oder der Teufel, der da aus seinem Reich ausbricht[52]).

Und man kennt auch die Grenzen seines Reiches, des Westrichs, ganz genau. Haarscharf kann man sie sogar ziehen. In Albersweiler z. B., wo die Granitfelsen zu beiden Seiten des Queichtales einst so nahe zueinander rückten, daß der Raum für die Eisenbahn gesprengt werden mußte, steht die Wappenschmiede noch in der Vorderpfalz, ihr Backofen aber gehört bereits zum Westrich. So sagen die Vorderpfälzer mit einem pfiffigen Seitenblick auf die Westricher, verraten aber nicht, daß die Albersweilerer Wappenschmiede gar keinen Backofen besitzt.

Aber mögen das auch Sticheleien sein, in den Westricher Waldbergen hausen deswegen doch die Riesen. Nur waren sie meistens gar nicht so schlimm, es sind oft gutmütige Kerle, die den Menschen sogar helfen. Die vorzüglichste Arbeit der beiden Riesen im Bliestal war es, den Urwald zu lichten und Wohnstätten zu schaffen. Doch besaßen sie als ungeteilten Besitz nur eine einzige Axt. Brauchte sie einer von ihnen, so klang sein hohler Ruf

[52]) Vgl. Herm. Moos, Landschaft u. Sage, Kunkelstube 10. 11. 1934.

furchtbar von Berg zu Berg. Der Angerufene schwang alsdann die Axt in der Luft und warf sie mit großer Stärke hinüber zur anderen Höhe. Hatte der Nachbar genug der Eichen gefällt, so flog die Axt auf gleiche Weise wieder zurück. Dasselbe sagt man von zwei sagenhaften Schlössern bei Riedelberg und Bottenbach. Auch in Kaiserslautern wurde von der Perlenburg und dem „Großen Berg" dieselbe Sage erzählt, nur daß hier an die Stelle der Riesen zwei Raubritter getreten sind.

Sucht man nach einem unmittelbar auslösenden Erlebnis dieser Sage, so wird man auch hier an Gewitterstürme denken dürfen, an Waldverwüstungen, an das dumpfe Rollen des Donners usw. Wir spüren aber in einer solchen Sage, eine herrliche, starke Auffassung des Menschen von der Natur, Wohl sind es tollpatschige Riesen, diese Naturgestalten, von unheimlichen Kräften, die Menschenwerke zerstören, auch wenn sie es nicht wollen, aus lauter Tölpelhaftigkeit. Wohl ist es schrecklich, wenn ihr Ruf donnernd von Berg zu Berg rollt, die Axt hinüber und herüber blitzt. Aber dienen sie nicht wiederum den Menschen, wenn sie die Urwälder niederreißen, in einer einzigen Nacht mehr als viele, viele Menschen in Jahren vermöchten, wenn sie so Raum für Wohnstätten und Ackerland schaffen? Furchtbar sind sie schon, diese dummen Riesen, aber nicht bösartig; ja sie werden in der Phantasie des Volkes manchmal zu wahren Clowns, Schöpfungen eines urwüchsigen, echten Volkshumors, der immer nur aus freier Seele wissend quillt. Des Lebens ganze Härte kennen, „und dennoch lachen, lachen hell und heil"! Es ist der gleiche Urquell, aus dem auch alle großen Humoristen der Weltliteratur schöpfen. —

In Oberauerbach geht die Sage vom „Dollhennrich" und „Schnokehannes". Der Dollhennrich hauste dort, wo heute der „Dolle Brunnen" ist. Er war ein ungeschlachter Kerl, gutmütig und immer hilfsbereit, aber auch voller dummer Streiche. Ihm gegenüber auf dem Gentersberg liegt der „Schnokebusch"; dort wohnt der Schnokehannes, unwirsch und rauhbauzig, so daß ihm jeder gern drei Schritte vom Leibe blieb. Eines Tages wollte er sich ein Haus bauen, konnte aber nicht recht fertig werden, weil er zu ungeschickt war. Da rief er die Menschen; die hatten aber Ausreden. Er baute nun selbst, brummte aber dabei so schrecklich, daß der Dollhennrich verwundert aufgucken mußte. Er bot ihm Hilfe an: man brauche ihn nicht. Unter Ach und Weh war endlich eine Mauer fertig. Da brüllte der Dollhennrich: „Schnokehannes, leih mir deine Axt!" „Brauch' sie selber", kams zurück. Da stieg dem Dollhennrich die Wut, er warf einen Felsbrocken in gewaltigem Schwung übers Tal; mit Donnergepolter stürzte die Mauer zusammen. Der Schnokehannes fluchte lästerlich, der Dollhennrich aber lachte, daß ihm das Wasser aus allen Leibesöffnungen lief. So kommt's, daß durch die Schlucht ein Bächlein rinnt; denn des Riesen Wasser ist bis heute noch nicht verbraucht. Am Gentersberg aber sieht man am Schnokebusch noch immer die Reste des stolzen Baues, Riesenstein genannt. Eine merkwürdige Sage knüpft sich an den Riesenbrunnen in Niederauerbach. Ein Riese wollte eine Ziege an einen Baum binden, dabei zog sie ihn in den Brunnen. Die Kinder warnt man: Geh nicht an den Brunnen, der Riese ist drin!

Selbst die Geschichte von dem großen Riesen Kreuzmann von St. Ingbert entbehrt nicht des Humors. Er war ein fürchterlicher Bösewicht, der Menschenfleisch als Lieblingsspeise verzehrte, der Bäume wie Hanf ausreißen und Felsenstücke so groß wie kleine Häuser aufheben konnte. In Rentrisch sieht man noch seinen Wetzstein, den Spil- oder Gollenstein, eine viereckige Spitzsäule, die fünf Meter über die Erde ragt. In den Höhlen des Großen Stiefel waren seine Vorratskammern, seine Gefangenen brachte er auf der Zweispitz, einem gewaltigen Felsen, den er zugleich als Tisch benutzte, seinen Götzen zum Opfer, oder er verzehrte sie dort. Die Bauern wollten ihn in seiner Höhle einmauern. Beim Erwachen aber stieß er mit dem Ellenbogen an die Mauer, daß sie zusammenpolterte. Man wollte ihn ersticken, schichtete sich Reisigwellen, Strohbündel, Fettöpfe, nasse Säcke und zündete sie an. Der Rauch kitzelte ihn in der Nase, daß er niesen mußte und wach wurde. Da packte er in Wut seinen Wetzstein und warf ihn bis nach Rentrisch. Als er aber auf seine Feinde stürmen wollte, stolperte er über Baumstämme, so daß sie ihn leicht töten konnten. Seine Leiche deckten sie solange mit Steinen zu, bis darüber ein kleiner Berg entstand, der heute noch das Riesengrab heißt.

Viele dieser Sagenzüge sind deutlich entstanden aus dem Willen, vorhandene Merkwürdigkeiten in der Natur zu erklären. So sind es vor allem die Felsen mit ihren merkwürdigen Formungen, besonders die grotesken Felsbildungen des südpfälzischen Buntsandsteingebietes, die immer wieder Anlaß zu Riesensagen geben. Sie sehen oft aus wie ins Riesenhafte vergrößerte menschliche Gebrauchsgegenstände, z. B. Wetzsteine oder Tische, und es gehören riesenhafte Kräfte dazu, diese Felsbrocken zu befördern. Der Gollenstein bei Rentrisch wurde bereits als Wetzstein des Riesen erwähnt. Der 7½ Meter hohe Gollenstein bei Blieskastel galt als der Wetzstein des Riesen Goliath[53]. Sicher ist die Volksetymologie bei dieser Deutung auch im Spiel. Eine Goliathgeschichte knüpft das Gedicht von Jakob Herzer „Der Golenstein" auch an den Rentrischer Gollenstein[54]. Es erzählt vom Riesen Kreuzmann und einem Schmiedemeister, der ihn mit einem Hammer totwarf. Daß die Geschichte eine Nachbildung der biblischen Sage ist, ist zweifellos. Ob sie aber als solche im Volke lebt, entzieht sich unserer Kenntnis.

In den meisten derartigen Riesensagen hat jedoch in christlicher Zeit der Teufel die Rolle der ursprünglichen Riesen übernommen, so in der Sage vom Teufelstisch bei Kaltenbach, vom Teufelsstein bei Bad Dürkheim und vielen anderen. Diese Sagen sollen im Zusammenhang mit den Teufelssagen behandelt werden. — Gelegentlich sind auch derartige riesische Eigenschaften auf einen historischen Volksheros übertragen. So werden dem Liebling der Pfälzer, Franz von Sickingen, solche Kraftstücke zugeschrieben. Drei große reliefgeschmückte Quadersteine von je etwa ¾ Kubikmeter Masse, die als Teile eines römischen Grabmales heute noch auf dem Marktplatz von Landstuhl auf-

---

[53]) Über die religionsgeschichtliche Bedeutung der Gollensteine: Alb. Becker, Pfälz. Museum 1924 S. 22 ff. (auch: Sprater S. 121).

[54]) Aus heimatlichen Gauen 1926 Nr. 25.

bewahrt werden, sollen die Würfel des Sickingers gewesen sein. Als er einst dreimal hintereinander kein Glück hatte, warf er sie in Wut zum Fenster hinaus. Auch habe er einmal eine sehr schwere Kugel nach einem viel kleineren Ring geworfen mit einer solchen Kraft, daß sich der Ring ausdehnte und die Kugel durchließ, sogleich sich dann aber wieder verengte.

Wo die Kenntnis von Riesen vorhanden ist, kommt sie aus „grauer Vorzeit". Man erlebt ihr Wirken heute nicht mehr, wie das des wilden Jägers. Es ist immer nur noch Geschaffenes, das ihnen die Sage zuschreibt. Sie selbst sind aus dem Lande verschwunden. Sie hausen nicht mehr in den hohen Felsenschlössern, sie wandern auch nicht mehr über das Gebirg, um die Drachen zu erschlagen. Es ging ihnen, wie die Sage des Wasgenwaldes weissagte: Einmal fanden zwei Riesen einen Menschen: „Was ist das für ein Erdenwurm", fragte der eine und der andere gab ihm zur Antwort: „Sei zufrieden! Diese Erdenwürmer werden uns noch auffressen." Die fortschreitende Zivilisation hat den Naturgewalten manches von ihrer Heftigkeit genommen und den undurchdringlichen Schleier des Urwaldes gelüftet; vor allem hat sie den Spielraum der Fantasie in der unmittelbaren Erlebniswelt durch Wissen stark eingeschränkt. So sind die Riesen Mächte, Gestalten der Vergangenheit geworden.

In manchen Sagen haben sich auch Erinnerungen an die heidnische Urbevölkerung erhalten. Als große, starke, unbändige Menschen scheinen die „Heiden" dem Bewußtsein des Volkes noch bekannt zu sein. Wir finden manchmal geradezu die Gleichsetzung von Riesen und Heiden, wobei aber auch der Begriff „Heiden" wieder sehr weit zu fassen ist. Es scheinen bald Erinnerungen an Kämpfe gegen eine vertriebene Urbevölkerung noch wach zu sein, bald scheinen die eigenen nicht christlichen Vorfahren oder gar erst Raubritter und Räuberbanden der späteren Zeit gemeint zu sein.

In der Sage vom Horn von Buren aus dem Speyergau findet ein junger Ritter unter den Steinen eines Hünengrabes ein Hüfthorn. Er bläst und aus dem Grab erhebt sich ein Riese in schwarzem Harnisch, ihm zu Diensten bereit. Ein Überrest der alten Speyerer Stadtumfassung mit zwei spitzen Türmchen heißt das Heidentürmchen. Die Leute erzählen, vor alter, grauer Zeit seien ein Riesenpaar die einzigen Bewohner der Gegend gewesen. Sie hätten sich das enge Nest gebaut und darin gehaust. Das Volk wundert sich aber selbst über diese Merkwürdigkeit; denn sie müssen in ihrem Nest gesteckt haben wie in zwei Nadelbüchsen. Ein Portal des Bergzaberner Schlosses wird von zwei unförmlichen Riesen getragen, von denen die Volkssage erzählt, daß sie das Schloß erbaut hätten und hierher gebannt worden seien.

Ohne Zweifel liegt diesen Sagen ein ganz anderer Begriff der Riesengestalten zugrunde, als wir ihn in den Naturmythen fanden. Auch in der Kreuzmannsage scheint sich „Riesisches" und „Heidnisches" zu mischen. Die Tatsache, daß von den Höhlen am Großen Stiefel auch allerhand Geschichten von wilden Heiden erzählt werden, bestätigt diese Vermutung.

Erwähnt sei hier auch die Sage vom Riesen Olps zu Speyer. Sie knüpfte sich an zwei im Rathaus aufbewahrte Mammutknochen, die die gelehrte Welt

des 17. Jahrhunderts für Knochen eines zehn Meter großen Riesen ausgab. Man erzählte sich dann, der Riese sei im vierten Jahrhundert bei einem Sturm gegen die Stadtmauer von der Leiter gefallen und im Stadtgraben umgekommen, da ihn die Speyerer mit brennendem Pech bzw. siedendem Öl übergossen hätten[55]).

5. Zwerge.

Eine Anzahl reizender Geschichten von Zwergen und hilfreichen Erdmännlein kennt die pfälzische Sage. Sie wohnen im Innern der Erde, in Bergen, Sandhügeln, gelegentlich auch in Hünengräbern. Ihrem Aussehen nach sind die kleinen Wesen wunderliche Geschöpfe mit dick-mächtigem, uraltem Kopf und Füßen, wie die einer Gans (Ensheim). Dem Vetter Lorenz von Ensheim zeigt sich ein Männlein mit gewaltigem Kopf, mit eisgrauem Bart und funkelnden Augen, mit Zipfelkappe und Schnappsack und einem dicken knolligen Wanderstock. In andern Sagen (Jockgrim/Wörth) werden sie geschildert als meterhohe Männlein mit breiten Schultern, mit langem, fast zur Erde reichendem, weißem Bart und herabhängenden Haaren. Auf dem unförmigen Kopf tragen sie einen großen, breitkrempigen Hut mit roter Feder und einem an der Hutschleife befestigten Damenhandschuh. Über dem schwarzen Samtrock, der bis zu den Knöcheln reicht, hängt ein großes Schwert. Bei Unwetter hüllen sie sich in rote Mäntel ein.

Gelegentlich verwandelt sich auch die Gestalt. So erscheint dem Ritter von Huneberg zuerst ein altes Männlein, dann ein weinendes Knäblein, das sich auf seinem Rücken in ein häßliches Zwerglein verwandelt (Schwanheim). Ganz unsichtbar sind sie nur in der Überfahrtsage von Altrip. Nur zwei graue, verhüllte Männchen sind dort sichtbar und machen den Handel mit dem Fährmann ab. Als der Fährmann aber nach der Auslohnung dem einen Männlein über die Schulter blickt, sieht er Hunderte und Aberhunderte kleiner Leute von seiner Fähre abspringen.

Wohltun ist ihr Wesen. Wer an den Hügeln bei Wörth, wo sie hausten, um Hilfe rief, fand am andern Morgen ein beratendes Brieflein, ein Beutelchen mit Gold oder sonst wohltätige Hilfe. Den Wörther Fischern nahmen sie die Fische ab und füllten dafür die Körbe mit Geldstücken. In Zeiten besonders schwerer Not erschien auch Meister Klaus selbst, so im Hochwasserjahr 1629. Damals rettete er mit übermenschlicher Kraft aus dem untergehenden Dorf Vorlach selbst einen Greis und ein Mädchen vor dem Ertrinken. Als die Vorlacher vor ihm vor Ehrfurcht auf die Knie fallen wollten, verwies er ihnen das: „Nur vor Gott! denn wir sind Menschenkinder und Geschöpfe wie ihr auch." Dann gab er ihnen Goldgulden, die sie redlich teilen sollten, wenn sie ihnen nicht zum Fluch werden sollten und riet ihnen einen schützenden Rheindamm zu bauen.

---

55) Näheres bei L. Grünenwald, Die Schicksale des Riesen Olps zu Speyer, Palatina 1922 Nr. 6, 7 und 8 und Sonderabdruck.

Überall stehen sie den Menschen mit Rat und Tat gern zur Seite, aber sie verlangen auch Gegenleistung. Manchmal brauchen sie wirklich die Hilfe der Menschen, wie das über den Rhein überfahrende Zwergenvolk von Altrip oder das ins Wasser gefallene Zwerglein vom Gumperberg bei Ensheim. Dann lohnen sie gut. Meist aber wollen sie ihre Schützlinge auf die Probe stellen. Hilfreiches, uneigennütziges Wesen verpflichtet sie zu lebenslänglicher Hilfe und Gunst. Das vorm Ertrinken gerettete Zwerglein vom Gumperberg machte seinen Retter zum grundreichen Mann. Dem Vetter Lorenz zeigt der Zwerg zum Dank für freundliche Bewirtung die reichen Mineralschätze im Gumperberg. — Der arme Ritter von Huneberg gibt erst einem alten Männlein etwas zu essen, dann will er einem verirrten, weinenden Knäblein aus dem Wald helfen; es verwandelt sich unterwegs aber in einen Zwerg, der ihm zum Dank für sein gutes Herz zu Reichtum und einer lieben Frau verhilft. „Tue immer recht und euer Glück wird blühen", sind die mahnenden Worte des Zwerges. Ein „graues Männchen" führt den weißen Peter von Wachenheim in den Berg durch drei Tore, ein eisernes, ein silbernes und ein goldenes. Hinter dem letzten liegt ein großer Schatz, bewacht von einem grimmigen Hund. Das Zauberwort, das den Hund bändigt, ihm den Schatz entreißt und die im Berg schlafenden Ritter erlöst, heißt „Zufriedenheit". Noch heute kennt der Wachenheimer Volksmund das Wort: „Wachenheimer Leut' / durch eisern', silbern', goldne Pfort / führt die Menschheit nur das Zauberwort: Zufriedenheit."

Dem Bergknappen Ernst von Bingert, der arm, aber fromm und fröhlich war und gar artige Liedlein sang, der auch für einen verunglückten Kameraden arbeitete, verhilft ein Zwerglein ebenfalls zu Reichtum und Glück. Es arbeitet für ihn in der Mittagsstunde und zeigt ihm später eine reiche Erzader, die Grube „Ernesti Glück". Auch die Entdeckung des Stollens „Geißkammer" am Lemberg verdanken arme, aber hilfreiche Leute der Güte eines Bergmännleins (Bingert).

In die Wohnungen der Menschen kommen Zwerge nur selten. Die Pfalz kennt nur ein Beispiel: In Pirmasens erschien in der Geisterstunde ein graues Männchen allnächtlich bei einem Bäckermeister und schaffte ihm seine Arbeit. Als aber Neugier und Dankbarkeit dem Meister rieten, dem Kleinen aufzupassen und ihn mit einem roten Röcklein zu beschenken, verschwand er auf immer. Übrigens ist diese Sage ein beachtenswertes Gegenstück zu der sonst ja meist Dankbarkeit und Gegenleistung fordernden Hilfe der Zwerge. Marwede[56]) erklärt das verbreitete Motiv aus der Scheu des Zwerges vor der Entdeckung und möglicherweise auch aus dem Mißverständnis, das Dankbarkeit als Auslohnung nimmt.

Wehe aber den Menschen, die spotten oder Unrecht tun! Die können die Zwerge eben so sicher zugrunde richten. Ein Müller von Ensheim sollte den Gumperberger Zwergen einmal einen schweren Stein vor eines ihrer Fuchslöcher wälzen. Da schalt er sie „Gänsfüßler" und stieß den Stein den Berg hinab. Von da ab wich das Glück von seiner Seite. Plündernde Knechte von

[56]) W. Marwede, Die Zwergsagen in Deutschland, Würzburg 1933, S. 18 ff.

Hagenbach wurden von den Wörther Zwergen irre geführt, so daß viele im Sumpf umkamen.

Die wissenschaftliche Deutung der Zwerge schwankte bisher zwischen Natur- und Seelengeistern. J. Grimm und auch Simrock rechneten sie, besonders unter dem Einfluß der nordischen Überlieferung, zu den Wichten und Elben. Doch schreibt Simrock den Zwergen auch Beziehungen zum Totenreich zu. Später (Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen) faßte man das ursprüngliche Wesen der Zwerge als beseelte Natur überhaupt auf, als den menschengestaltigen Ausdruck der Naturkräfte. Schließlich führte man diese Naturgeister auf ursprüngliche Seelengeister zurück und sah in den Zwergen Übergangserscheinungen von den Seelen zu den Dämonen (Mannhardt, Germ. Mythol. S. 47, 472, 716). W. Schaub sieht schließlich im Wesen und Gebaren der Zwerge auch historische Erinnerungen an ein „Zwergvolk", das nach den neueren Forschungen der Ethnologie auch in Mitteleuropa vor der Einwanderung der Kelten und Germanen gewohnt habe und das man wohl mit der „ostischen Rasse" der Anthropologie gleichsetzen darf. Eine Sage aus St. Ingbert scheint dieser Theorie eine gewisse Stütze zu geben. Von der Heidenhöhle am Rotenkopf erzählt man, dort haben einst Heiden gewohnt. Nach ihrem Tode blieben ihre Seelen in der Höhle. Als gute Geister kehrten sie, wie sonst die Heinzelmännchen, zur Nachtzeit bei den Dorfbewohnern ein und verrichteten unvollendet gebliebene Arbeiten. Sehr auffällig ist zweifellos diese Wesensgleichheit der Heidengeister mit den hilfreichen Heinzelmännchen, so daß die Deutung als poesievolle Erinnerung an unterworfene Sklavenvölker immerhin offensteht. Weitere Belege dafür finden sich aber in unserem Gebiet nicht.

In den meisten unserer Sagen erschienen die Zwerge als Hüter der Schätze der Erde, sei es nun gewachsener oder vergrabener. Sie suchen diese Schätze aber nicht den Menschen vorzuenthalten, sondern wählen nur die Würdigen aus diesen aus, um ihnen von ihrem Wissen mitzuteilen und sie glücklich zu machen. So sind die kleinen Fantasiegestalten gewissermaßen Verkörperungen des vom Menschen in die Natur gedeuteten, schenkenden Willens, sie bezeichnen mit umgekehrter Aktivität ein bestimmtes Verhältnis des Menschen zur Natur, sie sind in die Welt der Realität projizierte Gefühle.

Ein Mensch findet eine Erzader. Zufällig? Zufall gibt es für den naturverbundenen Menschen nicht. Er lebt in einer Welt kausaler Verkettungen. Ursachenhunger hat man als das Kennzeichen aller „Primitivität" bezeichnet. Der Finder fühlt sich also beschenkt und fragt: von wem? Tote Erde kann nicht schenken. So müssen es lebende Wesen sein, mit Willen begabt, es werden menschenähnliche Wesen mit Fleisch und Blut. Merkwürdige Klopfgeräusche und Sinnestäuschungen bei Nacht und Nebel geben diesen Vorstellungen weiter Nahrung. Besonders in Höhlen und Bergwerken hausen die kleinen Leute ja. Fallende Tropfen, sich lösende Steine, Geräusche von Tieren (Kröten usw.), vorgefundene Asche und Geräte in Höhlen und ähnliches werden auf sie gedeutet.

Man sieht die Zwerge aber auch nur selten auf der Erdoberfläche, sonst hausen sie unter der Erde. Sie gehören also auch ins Reich der Tiefe, in die

Welt der Toten und der webenden Schicksalsmächte. Sie sind ebenfalls Mittler zwischen der Außen- und Innenwelt. Auch das Überfahrtsmotiv ist dafür kennzeichnend [57]). So wissen die Zwerge auch tiefer um die Geheimnisse und die Kunst des Lebens und können die Menschen nicht nur zu Schätzen führen, sondern ihnen auch manchen guten, weisen Rat erteilen. Ja, sie haben selbst Einfluß auf das Schicksal. Sie können es zum Guten wenden oder auch zum Schlechten (Ensheim). Sie sind zugleich aber auch moralische Mächte, sie belohnen die Guten und bestrafen die Bösen. So werden sie aber auch Wunschgestalten des menschlichen Gerechtigkeitsbedürfnisses, ja sogar der Trägheit. Sie verrichten schließlich den Menschen ihre Arbeit, während diese schlafen (Pirmasens).

Statt der Zwerge erscheinen in andern Sagen „alte Männer" als Berggeister. In Kirkel führt ein alter Mann ein kleines Mädchen in die Prunkhalle im Berg. Er schenkt ihm einen Stein, der ihm jederzeit das Tor wieder öffnen soll. Der Berggeist von Rotenfels bei Ebernburg aber ist geradezu zum Schutzgeist Franz v. Sickingens geworden. Ein güldenes Kettlein mit einem Edelstein öffnete Franz jederzeit den Berg und ließ ihn Rat und Hilfe finden bei seinem guten Geist. Berggeister werden auch von der Madenburg erwähnt und vom Potzberg. Stollennamen von den verfallenen Quecksilbergruben am Potzberg wie „Hülfe Gottes", „Freiwillen", „Kellerspülchen" ließen Aug. Becker noch manche heimliche Bergmannssagen vermuten, die heute aber restlos vergessen sind. — Schließlich aber gehen diese Wesen ohne feste Grenze über in die große Masse jener Schatzhüter, die wir als reine Schöpfungen des Toten- und Gespensterglaubens betrachten müssen. Sie sollen in anderem Zusammenhang behandelt werden. Ein Beispiel solcher Zwittergestalten ist das graue Männlein am Schloßberg bei Klingenmünster. Es läßt sich besonders im Advent abends nach der Betglocke sehen und schlägt die lächerlichsten Purzelböcke auf der Schloßmauer. Es hat einen langen weißen Bart und feurige Augen, und bald ein grünes, bald ein graues Röcklein, je nachdem ob es Frühjahr oder Herbst ist. Sein Wesen ist bald das eines hilflosen Erdgeistes, bald das eines Kobolds oder eines Aufhockers.

6. Tierweisung.

Aus altem Naturglauben stammt auch das Motiv von den „weisenden Tieren", das auch die pfälzische Volkssage mehrfach kennt. Bei Rheinzabern stand bis ins vorige Jahrhundert das Dietrichskirchel als Gruftkapelle eines reichen Mannes. Der hatte weit hinter dem Wald gewohnt, auf seinen Wunsch hin wurde er nach seinem Tod eingesegnet und dann auf einem Wagen zwei ungelernten Ochsen anvertraut. Wo sie hielten, begrub man ihn und baute das Kirchlein. Etwas variiert ist das Motiv in der Sage von der „verkehrten

---

[57]) Das Motiv von der Zwergenüberfahrt findet sich an fast allen deutschen Flüssen (vgl. Martwede a. a. O.).

Kirche" bei Schmalenberg. Eine sündhafte Gräfin beschloß auf dem Totenbett in Reue eine Kirche bauen zu lassen. Man sollte zwei Ochsen laufen lassen und wo diese sich zwischen 11 Uhr und 12 Uhr mittags lagerten, sollte der Bauplatz sein. Das geschah auf dem höchsten Gipfel des Kreuzerberges bei Schmalenberg, also an einem Ort, wo nach menschlichem Ermessen keine Kirche erbaut werden sollte[58]. — Das Motiv von den weisenden Tieren ist zum mindesten indogermanisch. Wir finden es in antiken Siedlungsberichten bereits öfter[59], aber auch im alten Testament[60]. Tacitus (Germ. 10) erzählt, daß bei den Germanen in heiligen Hainen schneeweiße Rosse aufgezogen wurden, die man nie zu Menschenarbeit heranzog. Man glaubte, die wüßten um die Pläne der Gottheit und suchte aus ihrem Wiehern und Schnauben ihren Willen zu deuten. Es ist kein Wunder, daß einem Natur- und Bauernvolk das Tier, das dem Menschen so nahe und verständlich und doch auch wieder so rätselhaft, so gleichgeartet und so ganz andersartig erscheinen kann, von einem tiefen Geheimnis umwoben ist und daß es besonders, wenn es unverdorben durch jeglichen Zwang ganz dem natürlichen Instinkt folgt, geleitet erscheint von einer höheren Macht. Das Motiv findet sich in eine Eulenspiegelei abgewandelt auch in einer Glockensage. Eine Glocke des untergegangenen Dorfes Lindesheim wurde von einem Eber aus der Erde ausgewühlt. Obrigheim, Colgenstein, Dirmstein und Offstein stritten sich um ihren Besitz. Man ließ den Wagen mit der Glocke von einem blinden Pferd ziehen. Das trabte nach Colgenstein; denn dort war es her.

Das Motiv der Auffindung einer Glocke durch einen Eber gehört selbst in den Bereich der Tierweisung. Es ist ferner bekannt aus Altenglan. Die dort gefundene Glocke erhielt die Aufschrift:

Im Bruderwald lag ich begraben,
ein Schwein hat mich ausgegraben.
Sie luden mich auf en halben Wa'n
und fuhren mich nach Altenglan.

---

58) Eingehende Untersuchung der Sage von Fr. Beyschlag, Von pfälz. Sagen und Sitten, Pfälz. Museum 1924 S. 57 ff.

59) Vgl. Ovid, Metam. III 10—13: Gründungssage von Theben. Ferner: Nonnus, Dion. 4, 304 ff. und Seneca, Ödipus 722.

60) 1. Sam. 6, 7 ff.

III. Der Seelen- und Totenglaube.

1. Verschiedene Vorstellungen von der Seele.

Wir stellten beim Sagenkreis der wilden Jagd als zweites sagenbildendes Elementarerlebnis den Seelen- und Totenglauben fest. Dem Menschen von Natur mitgegeben ist das Wissen um die Unzerstörbarkeit des Lebens, der Glaube an das „Ewige Leben". Das Lebensgefühl ist in ihm so stark, daß auch dem Menschen auf der Stufe des mythischen Denkens das Erlebnis des Todes nicht die Begrenzung des Lebens vorhält, sondern ihm nur als Rätsel die Frage aufgibt nach der Art des Weiterlebens. Nicht die Unsterblichkeit steht für ihn in Zweifel, bewiesen müßte der Tod werden. Die Erfahrungen des Traumes aber, in dem Verstorbene in leibhaftiger Gestalt und handelnd erscheinen, bestätigen das Lebensgefühl. Sie erheben den Glauben an das Weiterleben zum Wissen. Der Widerspruch aber dieses Wissens mit der Erscheinung des starren, leblosen, verwesenden Körpers bietet Spielraum genug für Vorstellungen über mancherlei Arten des Weiterlebens, die wohl auch innerhalb eines Rassedenkens nicht einheitlich waren.

Die Art der Totenbestattung im germanischen Raum in prähistorischer Zeit läßt den Glauben an leibhaftiges Fortleben nach dem Tode offenbar als beherrschend erscheinen. Man gab ja den Bestatteten Speise und Trank, Waffen, Schmuck und Gerät mit ins Grab. Doch dürfen wir neben dieser Vorstellung eines leibhaftigen Weiterlebens in einer andern Welt, der Außenwelt, sei diese nun im Berg oder auf einer Insel oder in Walhall oder sonstwo, wohl auch eine andere Vorstellung vermuten, die der Seele ein mehr unkörperliches, geisterhafes Weiterleben zuschreibt oder die Seele in andere Verwandlungsformen übergehen läßt, die also eine Trennung von Leib und Seele — Seele jedoch nicht in christlichem Sinn, sondern als Trägerin der Lebenskraft — voraussetzt.

In den letzteren Formen vermischen sich Vorstellungen von Totenseelen und Lebendseelen, die ebenfalls in erster Linie dem Traumerlebnis ihre Entstehung verdanken dürften. Im Alptraum fühlt sich der Mensch von lebenden Wesen belästigt. Der Traumgast erscheint in verschiedensten Gestalten als mißgestaltetes Scheusal mit unbestimmten Zügen oder auch als irgendein Tier oder als Buhlgeist in männlicher oder weiblicher Gestalt, als incubus oder succubus. Daß dabei Traumerscheinungen in menschlicher Gestalt die Züge noch lebender Menschen annehmen, mag der Vorstellung entscheidend Raum

gegeben haben, daß die Seele des lebenden Menschen imstande sei, den Körper zu verlassen und in verwandlungsfähiger Gestalt auf Reisen zu gehen.

Dieser passiven Erfahrung des Alptraums gesellt sich ein aktives Traumerlebnis, indem der Träumende selbst ein großes, oft verwickeltes Geschehen erlebt, dabei oft riesige Räume und lange Zeit überwindet, um sich beim Erwachen doch wieder am alten Platz zu finden und seine Umgebung so unverändert wiederzusehen wie vor wenigen Stunden. Aus diesen und ähnlichen Erfahrungen einer Dämmerzwangsgedanklichkeit bildeten sich wohl die Vorstellungen von einem selbständigen Seelenwesen, das als Seelentier oder auch als Rauch oder Hauch den regungslosen Leib verläßt, auf Zeit im Traum, auf immer im Tod, und dann verwandlungsfähig ein eigengesetzliches Leben weiterführt. Dabei vermischen sich diese Seelenwesen wieder vielfach mit elfischen Wesen, Naturgeistern, so daß oft die Grenzen kaum zu bestimmen sind.

Diese allgemeinen Vorstellungsformen dürften bei den einzelnen Rassen und Völkern kaum nennenswerte Unterschiede aufweisen. Entscheidend aber zeigt sich die Besonderheit der Rassen in der Beziehung, in der der Mensch zu diesen Wesen, besonders zu den Totenseelen, steht, in dem Einfluß und dem Raum, den er ihnen in seiner Welt zuweist und damit auch in dem Wesen und dem Treiben, das er ihnen zuschreibt. Sie ist bestimmt durch die seelische Grundhaltung der mythenbildenden Gemeinschaft, die Art und Stärke des Gemeinschaftserlebens. Der Clangeist von Naturvölkern ist andersgeartet als der Sippengeist der germanischen Frühzeit. Der Angehörige eines Naturvolkes wird daher auch zu den Toten seines Clans ein anderes Verhältnis haben als der germanische Bauer zu den Seelen seiner Ahnen. Damit aber ändert sich auch grundsätzlich die Art dieser Totenseelen selbst und ihr Wirken in der sichtbaren Welt. Wesentlich ist vor allem das Lebensgefühl; eine ungebrochene, starke, mutige Seele wird zur geheimnisvollen Welt der Toten ein anderes Verhältnis finden, als eine schwache, unsichere. Entscheidend ist die Grundeinstellung zum Leben und zur Natur, die auch den Wert jeder Religiosität bestimmt: Vertrauen und Ehrfurcht oder Angst und Furcht.

Einige Sagen kennen den „lebenden Leichnam" in dem Motiv von der aus dem Grabe herausgewachsenen Hand. Als man einen des Kirchenraubs verdächtigten, meineidigen Randegger bestattet hatte, war dreimal des morgens die Steinplatte geborsten und die Hand des Toten ragte mit drei erhobenen Fingern daraus hervor. Erst als man die geraubten Gegenstände zurückgab und für den Toten beten ließ, begann die Hand zu welken und zu sinken (Leiningen). Bei einem ähnlichen Fall in Eisenberg löste man die Hand des Toten ab. Unverweslich wird sie heute noch in der Kirche zu Eisenberg in einem Kistchen gesehen. Alb. Becker[1]) verweist dazu auf den bis zum 16. Jahrhundert geübten Rechtsbrauch „mit der toten Hand klagen", nachdem der gegen einen Mörder Klagende als „Leibzeichen" des Ermordeten dessen losgelöste Hand vor Gericht vorzeigen mußte. Es ist möglich, daß es sich im Eisenberger Fall um

---

[1]) Pfälz. Museum 1928 S. 98.

ein solches Leibzeichen handelt, das dann Anlaß zu der Sage gab[2]). Auch die Tatsache, daß nach der Lex Josephina Meineid durch Verschärfung der Todesstrafe mit Handabschlagen bestraft wurde, verdient in diesem Zusammenhang Beachtung. — Die gegen Kinder angewandte Drohung, daß Finger, welche sie gegen Vater und Mutter erhoben haben, einst aus dem Grabe wüchsen, erklärt A. Gruber[3]) mit einer Merkwürdigkeit in der Pilzflora, indem er auf das weiße, fingerartige, zehn bis fünfzehn Zentimeter lange Gebilde hinweist, das die Sonne im Herbst aus den sog. Hexen- oder Teufelseiern ausbrütet. — Ob die Vorstellung von der aus dem Grabe wachsenden Hand erst an solchen Anlässen sich bildete oder schon vorher vorhanden war und nachträglich mit diesen Indizien verknüpft wurde, ist zweifelhaft.

Frühester mythologischer Stufe dürften die Anschauungen angehören vom Sitz der Seelenkräfte in bestimmten Leibesorganen. Doch läßt sich für den deutschen Volksglauben kein einheitliches Seelenzentrum nachweisen. Die Untersuchung von Bargheer[4]) ergab, daß fast alle Organe als Seelensitz in Frage kommen können, wobei der Seelenbegriff des Volkes keinen Unterschied kennt zwischen Leben und Seele. „Bei ihm wohnen ‚Lebensgeister' und ‚Lebenskraft' innig mit der Seele und ihren Gefühlswallungen, ihren Gedanken und ihren Willensäußerungen zusammen."[5]) Als Lebens- und Seelenträger werden Herz, Hirn, Hauch, vor allem aber das Blut angesehen, doch können auch alle übrigen Organe und Körperteile, ja selbst Exkremente zu Seelenträgern werden und bewahren die Seele auch nach dem Tode in sich.

Einige Beispiele kennt auch die pfälzische Volkssage. Als man in der Kaiserslauterer Knochenmühle Knochen, die bei der Zweikirche bei Roßbach gefunden worden waren, mahlen wollte, gab es einen gewaltigen Krach und die Mühle ging in Trümmer. Schrecklich heulende Stimmen von Männern und Frauen und Kindern erfüllten die Luft. Es waren die Überreste der Bewohner von Allweiler, eines im Dreißigjährigen Kriege untergegangenen Dorfes. Vom König Dagobert ging die Sage, daß sein Herz in Göcklingen, seine Eingeweide in Klingenmünster, zu Weißenburg aber sein Leib begraben worden sei. Dieser grausame Bestattungsbericht dürfte eine Erinnerung an eine im Mittelalter tatsächlich geübte Sitte enthalten. Es wird mehrfach berichtet, daß Kaisern und hohen Würdenträgern, die im Ausland starben oder über größere Strecken in eine Fürstengruft überführt werden sollten, die Eingeweide ausgenommen, gekocht und besonders bestattet wurden an Ort und Stelle, während nur der Leib überführt wurde[6]). Man hat dabei allerdings wohl zuvörderst an ein Konservierungsverfahren zu denken. Die merkwürdige Behandlung der Eingeweide sowie die Vornahme dieser Bestattungsart in Fällen, da auch der Leib an Ort und Stelle verblieb, legen aber die Vermutung nahe, daß auch Seelen-

---

[2]) Weitere Beispiele bei A. Mailly, Deutsche Rechtsaltertümer in Sage und Brauchtum, Wien-Leipzig 1933, S. 121 ff.
[3]) Palatina 1932 S. 156.
[4]) Bargheer, Die Eingeweide in Glauben und Brauch.
[5]) a. a. O. S. 113.
[6]) Bargheer a. a. O. S. 8 ff.

glaube dabei eine Rolle spielt. Erwähnt sei z. B. die Überlieferung des Zisterzienserklosters Ebrach, wo in der Zeit von 1151 bis 1573 die Herzen von 33 Würzburger Bischöfen in Bleikapseln aufgenommen worden sein sollen. Die Leichenzerstückelung erinnert sehr an altägyptische Bestattungsbräuche und es wäre möglich, daß eine Übertragung von da über Italien stattgefunden hat. Daß die Bestattungsart nur bei hohen Herrn geübt wurde, also nicht Allgemeinbrauch war, verstärkt die Vermutung.

Etwas ungeformt findet sich der Glaube an die Organseele in einer Sage aus Grethen. Ein Mädchen litt an Mutterweh. Als es unter einem Quendelbusch schlief, sahen Leute aus des Mädchens Mund ein krötenähnliches Tier kriechen. Das Tier krabbelte am Quendelstock hinauf, putzte sich schön und kroch dann wieder in den Mund des Mädchens, welches bald darauf erwachte und von Stund an gesund war. Wir haben hier einen der nicht seltenen Fälle, in denen ein Organ, die „Bermutter" (Gebärmutter), mit selbständigem Leben erfüllt gedacht wird und gewissermaßen als selbständiges Seelentier den Leib verlassen kann. Es ist aber offenbar dann auch gleichgesetzt der Seele des Menschen überhaupt; findet sie nicht mehr zurück, dann bleibt der Mensch tot. Die Bemerkung: „Die Leute wollten das Mädchen wecken, hielten aber zurück", weist auf in ähnlichen Sagen bekannte Fälle hin, daß ein Rütteln des Körpers und eine Verlagerung des Kopfes dem Seelentier das Zurückfinden unmöglich machte. — Die Kröte als Gebärmutter findet sich sehr häufig in Votivgaben. Offenbar hat die Schmerzempfindung, die Wanderung und Aufsteigen der Gebärmutter glauben macht, zu diesem Bild geführt. Schließlich aber hat man alle möglichen Arten von Bauchgrimmen auf die zappelnde Kröte zurückgeführt, so daß es selbst von Männern heißen kann: „Die Beermutter hat geschlagen — gebissen"[7]).

Eigentliche Seelentiere sind in der pfälzischen Sage selten. Als ein Übergang von der Organseele zum Seelentier kann man die erwähnte Bermuttersage ansprechen. Ein weiteres Beispiel für die sonst verbreiteten Traumreisen des Seelentieres kennen wir aus der Pfalz nicht. Doch ist wohl die Taube, die über dem Haupt eines Hingerichteten als Zeichen seiner Unschuld auffliegt, als Seelentier zu fassen, das gleichzeitig zum Träger christlicher Symbolik geworden ist (Hoher Stein bei Schaidt)[8]). Aus ähnlichen Vorstellungen erwachsen ist auch die Sage von der Ilbesheimer Hexe. Als sie um die Mitte des 18. Jahrhunderts auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde, flog ihre Haube lebendig davon. Man hielt diese für ihre brennende Seele. Bei einer Siebeldinger Hexenverbrennung soll das „Nebelkäppchen" unverbrannt in die Luft geflogen sein.

Eine Sage vom Harzofen bei Kaiserslautern erzählt von einer Schlange, die alltäglich in Abwesenheit der Hausmutter aus den Löchern im Stubenboden kroch und mit einem Kind aß, wobei sie immer die Brühe trank und dem

---

7) Schmeller, Wörterbuch I, 188. Panzer, Bayerische Sagen, 1855, II S. 195 f. Barghеer a. a. O. S. 417 ff.

8) Vgl. Matth. 3, 16; Mark. 1, 10; Luc. 3, 22.

Kind die Brocken ließ, so daß dieses einmal die Schlange auf den Kopf schlug und sagte: „Na du, eß net lauter Rie (Brühe), eß aa Nocke (Brocken).“ Das ging solange, bis die Leute die Schlange entdeckten und sie totschlugen. Die Sage ist fast bis in Einzelheiten ähnlich einer Sage aus der Barkowschen Heide[9]), nur daß dort auch das Kind wenige Tage nach der Tötung der Schlange selbst stirbt. Tobler[10]) schließt daraus auf Seelencharakter der Schlange, die gewissermaßen als zweites Ich des Kindes erscheint und von vorne herein außerhalb des Leibes ihr Leben führt, deren Schicksale aber denen des Kindes gleich sind. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß wir auch für die pfälzische Sage denselben Ursprung annehmen müssen, wobei dann allerdings gerade das wesentliche Motiv mit der Zeit verloren ging. Weiterer Beweis für die Schlange als Seelenwesen ist ihr Vorkommen in Verwandlungssagen, wo sie Gestalt tauscht mit der weißen Frau, ferner ihre Beliebtheit als Schatzhüterin[11]). Die Verbindung der Schlange mit Schatzsagen mag freilich auch andere Wurzeln haben. Ihr verborgenes Leben in den Löchern der Erde, ihr geheimnisvolles, leises Sichbewegen mag sie jenen geisterhaften Hütern der Tiefe beigesellt haben. In den Sagen vom Schlangenkrönlein, das aus dem wertvollsten Gold der Welt gemacht ist und das man rauben kann (Drachenfels bei Busenberg; Schwobtal bei Schönau oder den goldenen Schlüssel am Hals der Schlange mag wohl die gelbe Kopfzeichnung der Ringelnatter das Urbild abgegeben haben.

Ähnlich wie die Schlange erscheint auch die Kröte unter den Schatzhütern. Auch hierbei sind wohl Naturbeobachtung und Seelenglauben miteinander verschmolzen. Von der Kröte als Seelentier bzw. Erscheinungsform der Seele gibt Tobler[12]) eine Anzahl von Beispielen. In der Pfalz erscheint die Kröte ebenfalls als Verwandlungsgestalt der weißen Frau; ferner als Schatzhüterin in Sagen von Altheim und von Beilstein. In einer Größe wie ein Backofen und mit Augen wie Zinnteller schreckte sie einmal zwei Hochspeyerer Schatzgräber, ein andermal aber kam ein Frosch gehüpft mit einer Krone auf dem Kopf und einem Schlüssel im Maul. Den bot er einem kleinen Mädchen an unter der Bedingung der Schweigsamkeit und forderte es auf, die Schätze zu heben.

Sehr aufschlußreich ist eine Dürkheimer Sage: Dort fand ein Arbeiter beim Graben ein Gefäß mit lebendigen Kröten und schüttete es in den Bach, einen Hafen mit Schnecken warf er an die Wand. Die Nachbarin holte die Schnecken und wurde eine reiche Frau. Kröten und Schnecken waren niemand anders als die weiße Frau, die man schon oft an dieser Stelle unter allerlei Gestalten gesehen hatte: als Gerstenbosen (= Garbe), Hammel, Hund und Taube. — Ob die Nachbarin durch ihre Aufmerksamkeit die weiße Frau erlöste und zum Dank von ihr reich gemacht wurde oder ob die Tiere selbst in Gold verwandelt gedacht werden, verschweigt die Sage. Bemerkenswert ist jedenfalls

---

[9]) U. Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen, Stettin 1886, S. 137.
[10]) O. Tobler, Die Epiphanie der Seele in deutscher Volkssage, Kiel 1911, S. 23 f.
[11]) L. Winter, Schatzsage S. 61.
[12]) a. a. O. S. 25 f.

die Gleichsetzung der Kröten und Schnecken mit der weißen Frau und ihre Beziehung zum Seelenwesen. Diese Tatsache scheint jedoch in vorliegender Fassung mehr als „blindes Motiv", das seine Beziehung zur Sagenhandlung verlor, mitgeschleppt zu werden, während seine ursprüngliche, glückbringende Bedeutung anscheinend im Bewußtsein des Erzählers zu einer Gleichsetzung von Schnecken und Schatz geführt hat. In einer Wolfsteiner Sage bedeutet ein großer Kessel voll gelber Ameisen ebenfalls Gold.

Eine Anzahl größerer Tiere bezeichnet Tobler als sekundäre Seelentiere. Sie sind nicht Verkörperungen der den menschlichen Leib verlassenden Seele, wie es Tobler von Schlange, Kröte und einigen andern nachwies, die also in solcher Gestalt auch den Leib bewohnen können, sondern nur Erscheinungs- und Verwandlungsformen von Totenseelen, oder auch Metamorphosen oder Metempsychosen von Hexen usw. An erster Stelle sei der Hund genannt. Der Pudel erscheint einmal als Verwandlungsform des weißen Fräuleins (Fischbach). Sonst ist der Hund der beliebteste Schatzhüter, der meist mit feuersprühenden Augen und schwarzen Haaren, von übernatürlicher Größe und besonders bissig und gefährlich geschildert wird. Gelegentlich sollen auch zwei oder drei Hunde die besondere Gefährlichkeit der Schatzhebung veranschaulichen. Das häufige Vorkommen des Hundes als Schatzhüter folgert L. Winter[13]) wohl sehr richtig einerseits aus einem Gefühl, das ganz instinktiv den getreuen Hauswächter und Kameraden des Menschen auch zum Wachttier in der Unterwelt macht, andrerseits aber aus der ebenfalls ganz natürlichen Vorstellung des Volkes, daß Totenseelen oft in Gestalt der Tiere erscheinen, deren Eigenschaften denen des Verstorbenen am ähnlichsten sind, daß also der Hund am ersten den wuchernden und ängstlich über seinen Schätzen wachenden Menschen symbolisiert. Eine ähnliche Gleichsetzung von Schatzhüter und Schatz wie in der Schneckensage kennt eine Sage aus Alsenborn. Dort warfen mißgünstige Nachbarn einem Bauern nachts einen toten Hund ins Fenster. Der Mann aber fand am nächsten Morgen den Hund vollgestopft mit lauter Geld. — Sehr häufig erscheint der Hund als Spuktier. Doch ist er hier wohl meist spiritualisiert gedacht und wechselt mit zahlreichen anderen Erscheinungsformen.

Die Katze als Schatzhüterin ist seltener. Ein Mann, der den Eingang zu dem versunkenen Schloß von Beilstein fand und in die unterirdischen, weiten, erhellten Räume eintrat, fand eine schwer mit Eisen beschlagene Kiste. Als er den Deckel öffnete, sah er drei Katzen darin mit funkelnden Augen. In der Gestalt des Feuer entfachenden Bottenbacher Katers haben sich verschiedene Seelenvorstellungen vermischt (siehe unter Feuerseelen!). Häufiger erscheint die Katze unter den Alpgeistern und ist als solcher auch ohne diese Beziehung meist die Verwandlungsform von Hexen. Im Sagentyp von der Hexe im Stall ließ sich immer, wenn es der Genarrte geschickt anstellte, eine schwarze Katze als die Übeltäterin entdecken, die die Kühe ausmolk, den Pferden Schweife und Mähnen zu Zöpfchen flocht und ähnlichen bösen Unfug trieb. Gelang es in solcher Fällen die Katze zu verprügeln, dann fand man immer am nächsten

---

[13]) a. a. O. S. 55.

Tage eine Frau des Dorfes, die schon als Hexe verschrien war, mit verbundenem Kopf, mit blauen Flecken an Gesicht und Armen. Etwas merkwürdiger sind zwei weitere Sagen, in denen sich Körperhaftes und Geisterhaftes mischen. Eine graue Katze, die in Erlenbrunn in einem Krankenzimmer erscheint, läßt sich auch durch Schläge nicht vertreiben. Sie verschwindet aber Schlag ein Uhr von selbst durch das Schlüsselloch. Am nächsten Tag aber hat ebenfalls eine Frau des Dorfes blaue Flecken. In der Färberküche des Hammichel von Wolfstein erscheint ein kohlrabenschwarzes Kätzchen: „Was tust du denn da?" fragt der Färber und ist nicht wenig erstaunt über die Antwort: „Ich will mich ein bißchen wärmen." Dem Färber war es nicht geheuer und er schüttete ihm die heiße Farbbrühe über, worauf das Tier plötzlich spurlos verschwunden war. Am nächsten Tag aber lag eine Frau mit Brandwunden bedeckt im Bett.

Andere Tiergestalten nimmt eine Hexe selten an. Die Münstertaler Hexe erscheint zuerst als Rabe. Durch einen Steinwurf getroffen, fällt dieser vom Baum, anscheinend tot, verwandelt sich aber in eine Katze, die größer und größer wird und Augen hat wie Mühlräder. Eine Sage aus Waldhambach, in der die Stallhexe als Eule erscheint, ist nicht mit Sicherheit als echt zu verzeichnen. Im allgemeinen darf man bei diesen Sagen wohl an einfache Gestaltmetamorphose denken. Die Hexe verwandelt ihren menschlichen Leib in einen Tierleib und umgekehrt. Jeden Leibesschaden aber, den sie in Tiergestalt erfährt, muß sie auch in Menschengestalt tragen. Sie verliert deshalb aber auch nicht ihre Körperlichkeit. Nur in einzelnen Fällen (Erlenbrunn, vielleicht in einer Sage aus Wolfstein) scheint die Vorstellung der Traumseele Pate gestanden zu haben. Die Seele verläßt den Körper im Hauch, um teils als Geistwesen sich umzutreiben oder auch je nach Bedarf eine neue Körperlichkeit anzunehmen. Wir finden diesen Typ der Metempsychose vor allem in Alpsagen.

Auf das ursprüngliche Zurückbleiben des normalen Körpers deutet wohl auch folgender Volksglaube im Wasgau: wenn die Hexen in der Mainacht ausreiten, lassen sie im Bett bei ihrem Mann einen Besen zurück, damit der Mann nicht merkt, daß seine Frau eine Hexe ist.

Als Gestaltwandel erscheint in der Volkssage auch der Werwolfsglaube. Eine Sage aus Roßbach berichtet von einem bösen Wolf, der Kinder raubte und zerriß. Ein Bauer gerbte ihm einmal tüchtig das Fell und schrie, während der Wolf immer lauter aufheulte: „Wart nur, du Wolfsvieh, ich krieg dich!" — Da schrie der Wolf mit menschlicher Stimme: „Du kriegst mich doch nicht!", sprang eilends in den Wald und ward seitdem nicht mehr gesehen. Weit mehr bezeichnende Einzelheiten bringt eine Sage aus Leimersheim: Die Werwölfe des Landstriches versammelten sich früher im Bruch, um von diesem gemiedenen Ort in die Hürden einzubrechen. Niemand aber kannte die Unholde in ihrer glatten, weißen Menschenhaut. Da fiel der Verdacht auf einen Mann, dessen Kinder bleich und hohl und hungrig aussahen und dessen Frau in bestem Alter rasch dahinwelkte. Um ihn zu prüfen, stahl man ihm sein Kind und brachte es in das Bruch. In der Nacht spukte die Frau wie ein irrendes Gespenst durch die Gassen. Den Mann fand man am Morgen neben dem schlafenden Kind. Das Kind war über und über bespritzt mit bläulich ge-

trocknetem Blut, der Mann selbst aber war fürchterlich zugerichtet, nackt und zerrissen; er hatte sein Kind gegen Wolfsbrüder verteidigen müssen. In diesen Tagen aber starben einige Männer aus der Nachbarschaft eines jähen, geheimnisvollen Todes. Einer wollte wissen, daß ihnen schwärende Bißwunden hinübergeholfen hatten. — Die Leimersheimer Geschichte ist wohl zunächst ein Beispiel dafür, zu welcher Grausamkeit sich Angst und Neugierde und Dorfklatsch versteigen können; sie enthält ferner sicher auch noch Erinnerungen an wirkliche Wolfsplage. In diesen Sumpfwäldern an der Grenze soll es noch Ende des 18. Jahrhunderts Wölfe gegeben haben. Tragendes Element ist aber doch das alte Werwolfstreiben und Berserkertum.

Gelegentlich erscheinen in der Volkssage Tiere auch als von Geistern, Hexen und Zauberern verwandelte Menschen. So wurde einst ein kaiserlicher Hauptmann, von den wegen Ruhestörung erzürnten Berggeistern von Hohenfels am Donnersberg in einen Rehbock verwandelt, der nur mit einer silbernen Kugel abgeschossen werden konnte. Auch mit dem geheimnisvollen Rehbock im Steinbachtal bei Hauenstein scheint es ähnliche Bewandtnis zu haben. Daß auch der Teufel in Tiergestalt erscheinen kann, ist für das Volk eine ausgemachte Sache: Im Geißkirchlein bei Kirkel z. B. tobte ein Wolf und zertrümmerte alle Bilder. Ein Priester traf durch das Fenster den Wolf mit einem Speer ins Bein. Man fand das Tier tot. In Gestalt einer blauen Flamme aber war der Teufel aus ihm gefahren. Er muß seit dieser Zeit hinken. Auch die Sage von der Bosenbacher Wolfskirche läßt in der Wolfsgestalt einen Teufel vermuten. Ein Wolf verfolgt ein Reh. Dieses flüchtet zum Altar. Heulend wendet sich der Wolf vor der Kirchentür, als sei ihm der Jäger mit Pfeil und Bogen auf der Spur. Als borstiges Wildschwein unterläuft der Teufel einen reumütigen Sünder aus Großbundenbach an der Kirchentür und reitet ihn zu Tode. Einen recht erfreulichen Schabernack aber spielte er in derselben Gestalt einem Bäuerlein am Staffel (Berg) bei St. Ingbert. Das Fuhrwerk ging dem Mann zu „raulich". Da fluchte er: Himmelheiligkreizmiljoonedunnerkail! Bergenunner helfe alle Heilige drigge, bergenuffer awwer kä Däiwel!" Da sauste auch schon eine pechschwarze Riesenwildsau daher, schießt unter den Wagen und „is wie's Gewidder mit däm verschwonn". In der Ebene hinterm Berg fand der Mann seine Fuhre wieder.

2. Freie Gestalten des Toten- und Seelenglaubens.

Zwei Momente müssen im wesentlichen als die gestaltenden und erhaltenden Kräfte des Toten- und Seelenglaubens betrachtet werden. Das erste ist die Beziehung von Mensch zu Mensch, die Partizipation am Leben und Wesen des andern, die sich in Gedanken mit ihm beschäftigt, ihn im Traum erscheinen läßt und die nicht mit dem Tode erloschen ist, im Gegenteil gerade an dem Unverständlichen, Rätselhaften des Ereignisses, an der unheimlichen Starrheit des Leichnams sich stärkt und wächst. Das zweite aber ist das persönliche Erlebnis, das mit dem Bild des andern in Verbindung gebracht wird,

sei es nun ein Traumerlebnis oder eine Empfindung und Einbildung der Angst oder Hoffnung, oder eine Sinnestäuschung von Auge und Ohr. Im erotischen Traum z. B. erscheint die lebende oder verstorbene Geliebte oder eine andere bekannte oder fremde Frau dem Mann. Er spürt im Traum ihre Körperlichkeit. Wie aber der Traum dem Naturmenschen nicht ein seelisches Erlebnis bleibt, sondern gewissermaßen aus seinem Ich heraustritt und objektiviert, d. h. als wirkliches Ereignis geglaubt wird, so ist auch der Traumgast geglaubte Realität. Er ist nicht entmaterialisierter Geist, sondern gemäß den Erfahrungen und Empfindungen des Traumes ein Wesen von Fleisch und Blut. Gleichzeitig aber bleibt dem Erlebenden doch immer die Begrenztheit menschlicher Bewegungsfähigkeit bewußt. So muß das Traumwesen doch die Fähigkeit besitzen, sich seiner Körperlichkeit zu entledigen, durchs Schlüsselloch zu kriechen, in kürzester Zeit weite Räume zu überwinden usw. Es muß gleichzeitig entmaterialisierter Geist sein können. Dies gilt aber für Totengeister ebenso sehr wie für Mahren und ähnliche Wesen. Sie sind fast immer Zwitterwesen zwischen Gestalten von Fleisch und Bein und entmaterialisiertem Geist. Das Maß und die Art ihrer menschlichen Eigenschaften richtet sich meist nach dem auslösenden Erlebnis. Wird der Geist als Druckgeist oder ähnlich empfunden, so wird man nicht an seiner Körperlichkeit zweifeln, wird aber nur sein Lärmen gehört oder ein vorüberhuschender Schatten gesehen, so wird das Volk zwischen Körperhaftem und Schemenhaftem selbst kaum eine Trennung ziehen. Eine bewußte Scheidung findet sich wohl nur dort, wo das Dogma der Trennung von Leib und Seele, sei es christlicher oder philosophischer Herkunft, eine Körperhaftigkeit des Seelenwesens nicht zuläßt. Es soll daher im Folgenden auch nicht nach der Erscheinungsform unterschieden werden, sondern nach der Art des auslösenden Erlebnisses.

Die Partizipation am Leben des andern, sei es in Liebe oder Haß oder Angst, hat im Wiedergängermotiv eine starke Ausprägung gefunden. Eine Frau aus Löllbach erwachte in der Nacht, als ihr Sohn als Soldat Napoleons an der Beresina fiel und sah ihn mit triefenden Kleidern auf der Kiste sitzen. Die Schwierigkeit und gänzliche Ungelöstheit des okkulten Fernmeldeproblems verbietet ein näheres Eingehen auf diese Frage. Von gefürchteten Unmenschen erzählt man, sie hätten nach ihrem Tode, als man die Leiche aus dem Haus trug, am Fenster gestanden und grinsend zugesehen, so der Alte vom Kirschbacher Hof im Felsalbtal. Der Zweibrücker Syndikus, den man nach schauerlichen Verbrecher mit abgeschnittenem Kopf in seiner Wohnung gefunden hat, trug den gräßliche Grimmassen schneidenden Kopf sogar unterm Arm, als er unterm Fenster stand und vor seinem Leichenbegängnis Komplimente machte. Man denkt wohl mit Recht an Halluzinationen der Angst. In Ludwigshafen glaubte man, daß sich der Tote in den ersten vier Wochen nicht zeige, er habe eine weite Wanderung zu machen und alles Fleischliche müsse erst zu Erde werden. Dann habe sich die Seele ganz gelöst und nichts fessele sie mehr an das Grab. Sie zeige sich im Haus zur Sterbestunde und habe keine Ruhe.

Ins Mythische erhoben ist das Wiedergängermotiv in der Sage vom Kolb von Wartenberg. Der Ritter von Wolfseck hatte seinen Duellgegner am

Tage vor dem Duell ermorden lassen und höhnte nun vor der Turniergesellschaft über seinen feigen Gegner. Da sprengte mit geschlossenem Visier ein schwarzer Ritter daher, stieß ihn nieder und flog mit Windeseile davon. Er trug Kolbs, seines Gegners, Wappen und Wolfseck bekannte: Wartenberg gab mir den verdienten Lohn (Winnweiler).

Eine merkwürdige Geschichte aus Roßbach, in der es sich um das Nachziehen der Toten zu handeln scheint, sei hier erwähnt: Ein Mädchen träumte, der „geeignete Mensch" für sie sei ins Haus gekommen. Als es durch die Bosheit einer Nachbarin am nächsten Tag im Keller eingesperrt war, schlief es ein und wieder erschien ihr der geeignete Mensch im Traum und sagte: Lauf doch den Gang entlang, dann findest du einen Ausgang! Doch dein Grab wird an den fünf Linden sein! Wirklich fand sich an der Decke des Gewölbes eine Öffnung. Das Mädchen zog seine Schuhe aus, warf sie hinaus und schlüpfte nach. Es fragte den Pfarrer nach den fünf Linden. Der zeigte sie ihm auf dem Friedhof: „Hier ist die Grenze des Todes! Wer hinübergeht, muß sterben." Das Mädchen lief aber weiter. Da lag ihm der geeignete Mensch tot zu Füßen und vor Schrecken starb es auf der Stelle. Ein namenloses Grab auf dem Friedhof zeigt man als ihr Grab. Man könnte geneigt sein, die Geschichte einfach als Traumerlebnis abzutun, wenn nicht manches mythische Zusammenhänge vermuten ließe, so der Schuh, der in der erotischen Symbolik von großer Bedeutung ist.

In den Sagen von A l p g e i s t e r n treiben teils Lebendseelen, teils auch Totenseelen in verschiedenster Gestalt ihr böses Wesen. Das sagenbildende Erlebnis ist der Alptraum, meist eine Folge von Atemnot durch behindernde Lage oder Krankheit oder von Beengung durch Kleidungsstücke usw., ferner von Herzleiden oder Magenüberladung u. ä. Schließlich aber führen asthmatische Anfälle, Atembeengungen beim Bergangehen, Ermüdungserscheinungen am hellen Tag und bei vollem Bewußtsein zu ähnlichen Vorstellungen, nicht zuletzt aber auch ein lähmendes Angstgefühl bei nächtlichen Wanderungen.

Sagen von Alpgeistern sind in der Pfalz überaus zahlreich. E. Christmann hat bei der Sammelarbeit für das pfälzische Mundartwörterbuch Fragebogen über „Drückemännchen" und „Alpdrücken" hinausgeschickt und dabei aus hundert Orten Antworten erhalten, darunter auch zahlreiche nähere Ausführungen und Geschichten[14]). Nach dem Fragebogen ist die häufigste Benennung für den Zustand „'s Dricke" (Drücken), „'s Herzdricke", für den Alp selbst neben „Mann" und „Männchen" meist „Drückemännchen" („Dricke-, Drickermännche oder -männel"). Weitere Bezeichnungen sind „Mahr" (im Norden), „Erd- und Erdenmenschen" (im Südwesten), „Bibermännel" (Herxheim), „Wiedemännel" (Wollmesheim), „Schlätzel" (Rheinzabern; von ahd. slezo = incubus)[15]), Ritzmännchen (Vogelbach). Meist wird der Geist so als Mann oder Männlein gedacht. Nähere Merkmale sind selten

---

14) Die Ergebnisse sind zusammengestellt und veröffentlicht in Ztschft. f. Volkskunde N. F. I 1929.

15) E. Christmann a. a. O. S. 184.

angegeben: lange Nase, Krallen an der rechten Hand werden ihm einmal zugeschrieben (Zeiskam), im Wald und Feld erscheint er auch als schwarzer Mann, öfter auch in Schlapphutgestalt. Fischbacher Männer schildern das „Druckmännchen" als ein handgroßes Zwerglein mit unschönem, dickem Kopf. Oft erscheint der Geist aber auch als Hund oder Katze oder überhaupt als nicht näher bezeichnetes Tier, als Teufel, böser Geist oder Gespenst oder noch verschwommener als „schwarzer Butzen" (Ruppertsecken).

Das Volk sieht in den Alpgeistern entweder verschriene lebende Personen oder Totengeister. Als Nachtalp kommt der Geist gern „in den Nächten von August bis März, besonders vor Eintritt von Regenwetter; am häufigsten sucht er jüngere Leute, ferner Wöchnerinnen und ältere Frauen heim. — Meist geht er durchs Schlüsselloch ein und aus, aber auch durchs Fenster, fliegt zuweilen erst eine Weile im Zimmer umher, ehe er sich an sein Opfer macht, kriecht einmal langsam über die Bettdecke heran, packt ein andermal den Schläfer ganz unerwartet an, setzt oder legt sich ihm auf die Brust oder die Kehle oder würgt den Schlafenden am Hals"[16]). Durchs Schlüsselloch oder durchs Fenster verläßt er nach einer Weile das Zimmer wieder, manchmal aber auch, um gleich wieder zu erscheinen.

Man kann das Drückemännchen auch fangen. Ein Mann machte mit Leintuch, Zwirnrolle und Faden eine Art Vorhang über der Tür und als das Drückemännchen hereinkam, ließ er ihn fallen. Da wurde das Drückemännchen davon bedeckt und war tot. Dann schmissen sie es zum Fenster hinaus. Da war es eine schwarze Katze. Als es morgens Tagglocke läutete, war es die Nachbarsfrau (Niedergailbach). Eine merkwürdige Erscheinung ist das Drückemännchen, das in Trippstadt jeden Abend bei einer Familie zum Essen erschien. Es saß auf einmal auf dem Tisch, war nicht Katze, nicht Kind, man kann überhaupt nicht richtig beschreiben, wie es ausgesehen hat. Wenn es mitgegessen hatte, war es auf einmal wieder weg. Erst dann konnten die Leute ruhig schlafen.

Vampyrhaft erscheint das Drückemännchen besonders bei Kindern. Das Ritzmännchen von Vogelbach setzt sich den Kindern auf die Brust und saugt ihnen das Blut aus, daß die Brust wie eine Hühnerbrust hervortritt und das Kind stirbt. Aber auch großen Leuten drückt es die Kehle zu, zuckelt ihnen das Blut ab und macht sie oft tagelang kraftlos. In Zeiskam haben die Männlein große Krallen, mit denen sie kratzen und das Blut im Leibe umrühren. Von einer alten Frau in Wiesbach, die als Hexe galt, sagte man bei der Geburt eines Kindes: „Die wird das Kind bald unter ihren Krallen haben." Man band dem Kind zum Schutz eine Osterkerze (d. i. ein Kerzenrest der in der Kirche zu Ostern verbrannten Kerze) in einem Säckchen auf die Brust. Nachts um 12 Uhr sah man, wie die Tür sich auftat, dann aber mit großer Wucht zugeschlagen wurde. Zugleich schrie die Ziege im Stall ganz fürchterlich.

---

[16]) E. Christmann a. a. O. S. 185; ähnl. bei Kleeberger, Volkskundliches aus Fischbach, 1902, S. 42.

Wie diese Sage schon andeutet, reitet der Nachtalp auch Tiere, Pferde und Kühe, mit besonderer Vorliebe aber Ziegen, so daß man sie am Morgen schweißtriefend und ganz aufgestört antrifft, dazu mit zu Zöpfchen verflochtenen Mähnen und Schwänzen. Auch der schwarze Mann, der auf dem Berwartsteiner Hof bei Erlenbach umging, hatte es nachts mit dem Vieh. Ein Knecht sah einmal, wie er von Mitternacht bis Morgengrauen jedes Tier ritt. Auf den Rat einer Magd stellte man einen Ziegenbock in den Stall. Von da ab machte er seine Nachtritte bloß noch auf diesem.

Draußen im Freien springt der Alpgeist — man nennt diese Gestalt gewöhnlich auch Aufhocker — oft auf bergan führenden Wegen dem Wanderer auf den Rücken und läßt sich von ihm tragen; dabei wird er schwerer und schwerer, daß der Geplagte keucht und schwitzt, und schließlich fast zusammenbricht. So mußte ein Leininger Pastor, der in Begleitung eines anderen Mannes über die „Kühtrift" den Berg hinauf ging, den ganzen Weg einen „schweren Mann" auf den Schultern tragen. Einem andern begegnete dasselbe Mißgeschick an derselben Stelle. Er starb sogar an Herzschlag. Ein ganz gerissener und moderner Aufhockgeist ist der Förster Kolb, der am Kolbsteich zwischen Kaltenbach und Münchweiler sein spukhaftes Wesen treibt. Der hängt sich nämlich den Fuhrknechten, wenn sie Wein geladen haben, hinten an den Wagen, daß sie solange nicht weiterkommen, bis er sich tüchtig sattgetrunken hat. Wer aber die Fuhrleute jetzt etwas ungläubig ansehen wollte, der sei darauf hingewiesen, daß sich der Kolb auch an die Eisenbahn hängt: wenn sie gar so faucht und zischt und stöhnt, dann sagt man: „Ei, de Zug hat Wei gelad, de Kolb hängt hinne dra."

In Kindsbach beim Galgenhügel erscheint der Alpgeist in der Gestalt einer Katze und im Moor ist es ein kleiner schwarzer Hund, der sich tragen läßt und immer schwerer wird. Als ein Mann aber einmal mit dem Hut nach dem Hund schlug, da dehnte sich das Tier und ward zum furchtbaren Ungeheuer, so daß der Mann voll Schrecken davonlief. Auch ein Trippstadter mußte einmal einen großen, schwarzen Hund tragen. Der Erzähler erklärte sich die Erscheinung als läufigen Hund. Das Gespenst vom Steinbachtal bei Hauenstein, das als Rehbock die Jäger foppt, sprang auch einmal einem Mann auf den Rücken und hängte sich mit Händen und Füßen wie eine Klette an ihn. Erst auf der Höhe wird der Keuchende den unbekannten Gesellen wieder los. Einem Mann von Einöllen im Lautertal sprang ein kleines Männlein auf den Buckel und flüsterte ihm etwas ins Ohr, fügte aber hinzu, wenn er das Mitgeteilte verrate, dann müsse er sterben. Am Kühnenwäldchen bei Burgalben läßt sich das Schlapphütchen tragen. In einer Sage von Herschweiler-Petersheim springt einer der kleinen Goldfeuerhüter einem Mann auf den Rücken und reitet ihn, der aber rennt ohne zu schreien rasch los. Und das war sein Glück. Das Männlein mußte wieder abspringen. Hätte er gesprochen oder geschrien, dann hätte es ihm den Hals umgedreht.

Meist sind es verrufene Stellen, an denen derartige Geister lauern. Es ist dann immer die lähmende Angst, die das Erlebnis verursacht. Der Galgenhügel von Kindsbach wurde bereits genannt. An der dicken Eiche auf dem

Sorgenberg zwischen Erfweiler und Schwanheim gehen noch die Seelen derer um, die in einem großen Krieg dort aufgehängt wurden. Auch auf dem Galgenberg von Bliesmengen springt einem gelegentlich so ein „Knochenmann" auf den Rücken. Bei der „Heidenhofstätte" bei Nünschweiler, einer Stelle, wo einst ein Gehöft stand und am Weg vom Nackterhof nach Neuleiningen kann einem ähnliches begegnen. — Schließlich aber sind viele der gehenden Totengespenster als Aufhockgeister gefürchtet: Der Einaug von Scharfeneck, der Wucherer Binano vom Kieneck bei Münschweiler an der Alsenz, der Gattenmörder Fillerhannes von Kübelberg, der Roßhirt Steffes von Mundenheim, der grausame Baumeister Napoleons I. bei Limbach, der alte Kirschbacher vom Kirschbacherhof bei Pirmasens, der von einem Wilderer erschossene Förster Babo am Rodalberweg bei Pirmasens. Vor dem Babo schützten sich zwei Mädchen durch den Spruch: „Schritt für Schritt / geht Jesus mit / Er ist mein Haupt, / er ist mein Glück, / drum geht Jesus mit." Schleppen lassen sich auch der Hüttenhammel von Oggersheim, der Schlapphut von der Sickinger Höhe, von Hauptstuhl, von Altrip und Neuhofen. In Neuhofen heißt er auch Kitschhut.

Man kann dem Gespenst wohl auch davonlaufen, wenn es aufspringen will; dann rennt es nach und hetzt einen fast zu Tode. Manchmal zeigt sich das Gespenst überhaupt nur als „Mitläufer", so beim Galgenberg in Kindsbach. Spricht man diesen an, so verschwindet er. — Nichts als fantasierende Angst ist die Wurzel dieser Geschichten. Wir sind damit aber auch mitten in den Bereich der Umgängergeschichten gekommen und wollen etwas weiter ausholen.

3. Umgänger und büßende Seelen.

Die Umgängersagen sind ein Kompromiß zwischen germanischem Totenglauben und christlichem Höllen- und Fegfeuerglauben, wobei aber aus vorchristlicher Zeit kaum mehr als eine Form übrig blieb. Es ist nicht weiter verwunderlich, da ja der Kern des Christentums die Beschäftigung mit dem Weiterleben der Seele nach dem Tode ist, und daher gerade auf dem Gebiet des Totenglaubens die nachdrücklichste Umformung einsetzen mußte. Die germanische Religiosität schuf sich in der Ahnenverehrung und im Kult eine lebendige, dauernde Verbindung zwischen Lebenden und Totenseelen. Wohl gab es gewisse Orte, an denen sich die Toten sammelten, je nach ihrer Würdigkeit im Kampf usw. Wir haben Erinnerungen daran im Wilde-Jagd-Sagenkreis bereits behandelt. Darüber hinaus aber bestand die lebendigste Verbindung zwischen den beiden Reichen germanischen Welterlebens, der Innenwelt und Außenwelt. Im Saggut von ausziehenden Helden, von mutigen Kämpfen usw. spiegelt sich die aus Traum, Ekstase und Fantasie geborene Teilnahme der Lebenden an der Außenwelt, in kultischen und mythischen Erlebnissen reicht diese Welt in das Leben des Alltags. Wir kennen heute das Festmahl als Mittelpunkt des germanischen Kultur- und Kultlebens[17]). Dieses Mahl erhielt aber

[17]) Vgl. K. v. Spieß a. a. O.

seine Bedeutung erst durch die Teilnahme der Ahnen, denen immer ein Platz eingeräumt und symbolhaft der Trunk gereicht wurde. So wurde das Festmahl aber zur Feier erlebter Blutsgemeinschaft und der Totenglaube Ausdruck einer Weltanschauung, die dem Einzelleben keine losgelöste Bedeutung zuerkennt, sondern es hineinstellt in eine Gemeinschaft, die über die Grenzen des „Diesseits" hinwegreicht. So fand der Germane aber auch die Verbindung zu seinen Ahnen draußen in der Natur, im Brausen des Windes waren sie ihm nahe, im Berg ruhten sie und harrten der Wiederkunft.

Das Christentum lehrte einen anderen Glauben. Es teilte das „Jenseits" in Himmel, Hölle und Fegfeuer, die Welt der Seeligen, die Welt der Verdammten und das Zwischenreich der zeitlich Büßenden, die ecclesia pressa. Man dachte sich das Fegfeuer der Hölle im Erdinnern benachbart. Seinem Zweck nach war es ein Vorhof des Himmels, seiner Erscheinungsform nach eine zweite Hölle, deren feurige Natur seit Gregor dem Großen allgemein Gültigkeit besaß. Je mehr das Christentum seine Botschaft von Sünde, Strafe und Erlösung den Menschen einhämmerte, desto stärker wuchs die Beschäftigung mit jenen Reichen des Jenseits. Die Qualen der Hölle, wie die Seligkeit des Himmels aber spotten jeder Beschreibung. So finden wir in der Volkssage auch kaum irgendwelche Beschäftigung mit ihnen. Um so mehr reizt die Vorstellung des Fegfeuers; denn wer war so sicher sündlos zu sein, daß er nicht doch erst büßen mußte, wer aber, der an dieses Jenseits glaubte, gab sich von vorneherein ganz verloren? So erregte sich die Fantasie der im Sündenwahn aufgepeitschten Menschen immer mehr mit den Gedanken an die Zustände im Fegfeuer und in Ausmalung der Qualen, die nach dem Tode bevorstanden. Während die Kirche eine genaue, dogmatische Festlegung vermied, begünstigte sie aber die Erbauungsliteratur und die Predigt, die sich nicht genug tun konnte im Schwelgen, in den grausamsten Qualen bis zum Perversen. Besonders Frauen taten sich dabei hervor. Die heilige Brigitta z. B. (1303 bis 1373) weiß von dreifacher Pein der armen Seelen durch Feuer innerlich und äußerlich, durch schauerliche Kälte und durch Vergewaltigung des Teufels, Qualen, die alle bis ins einzelne ausgemalt werden. Das Volk, das jahrhundertelang in diese Fieberhitze hineingepredigt wurde, suchte offenbar diese Bilder mit alt hergebrachten Vorstellungen des Totenglaubens zu verbinden, sodaß sich in den „umgehenden" und an Ort und Stelle büßenden armen Seelen Formen altgermanischen Totenglaubens mit Vorstellungen von Fegfeuerbußen füllten.

Die Theologie hat dieser Tatsache in ihrer örtlichen Festlegung des Fegfeuers schon früh Rechnung getragen, indem bereits Thomas von Aquino neben dem purgatorium ordinarium noch ein purgatorium extraordinarium vorsieht, was die Möglichkeit der Verbüßung der Peinzeit an einem andern Reinigungsort einräumt. So entstand, von der Kirche weitergefördert und ausgebildet der „Arme-Seelenglaube", als volkstümliche Abzweigung der Fegfeuerlehre. Das Tridentinum tat unter dem Einfluß der Reformation der fieberheißen Darstellung des Fegfeuers etwas Einhalt, baute aber andererseits das Fegfeuer in den Zusammenhang der Heils- und Gnadenordnung ein und betonte ausdrücklich seine Bedeutung für die Frage der Volkserziehung und

Volksfrömmigkeit. Von den katholischen Dogmatikern der Neuzeit betont noch Bautz 1905[18]): „Vom Standpunkt der Naturwissenschaft erhebt sich gegen die vorgetragene Lehre keine Schwierigkeit; denn das Innere unseres Erdkörpers ist ja der Sitz gewaltiger Feuermassen."

So sind die Umgängersagen, die heute in erdrückender Masse das ganze Sagengut unseres Volkes überdecken, Zeugen einer Massenaufwühlung größten Stiles, einer Aufpeitschung zu Sündenwahn und Todesangst, die in den Jahrhunderten des ausgehenden Mittelalters Siedehitze erreichten und zu wahren geistigen Epidemien führten, und die das Volk bis in unsere Tage, wenn auch in milderen Formen im Bann hält. Daß auch diese Inhalte allmählich mit einer gewissen Poesie, ja mit Humor umsponnen wurden, daß sich eine Art Alltagsethik des Volkes an sie knüpft und den eigentlichen Sündenbegriff vielfach ersetzt, daß manche Sagen sogar tiefe Innerlichkeit, ja auch eine gewisse innere Ruhe und Schönheit erlangt haben, ist wahrhaftig nicht das Verdienst der Kirche, sondern allein des gesunden Volksempfindens. Die Angst aber, die den ganzen Gespensterglauben durchbebt und in erster Ordnung hier ihre Wurzel hat, ist leider noch beherrschend genug.

Zweierlei Arten von Fegfeuerstrafen finden wir in der kirchlichen Lehre, die poena sensus und die poena damni, die Strafe des Schmerzerleidens und die Verzögerung der seeligen Anschauung Gottes. Beide Formen kennt auch die Volkssage, neigt aber aus menschlicherem Empfinden mehr zur zweiten. Von „seeliger Anschauung Gottes" freilich weiß sie nichts, auch nichts von materiellen himmlischen Freuden. Ihre Erlösung bedeutet einfach: Ruhe haben im Grab.

An die Feuerqualen im Fegfeuer erinnern noch eine Menge Sagen. Von dem Geisterheer von Neuleiningen sagt einer der Unglücklichen selbst: „In Wirklichkeit ist alles brennend in uns!" und „das Flämmchen, das du siehst, ist ein unerträgliches Feuer". Nicht selten gehen Umgänger als glühende und feurige Männer. Ein Schäfer von Höheischweiler sah nachts einen „Glühenden" umherschweben. Er bat ihn, ihm beim Pferchaufschlagen zu leuchten und legte ihm dann zum Dank einen Groschen auf den Pferchpfahl. Als er jedoch den Groschen nehmen wollte und den Pfahl berührte, geriet der Pfahl in Brand und der ganze Pferch brannte ab. Feurige Männer galten früher in Bottenbach bei Pirmasens als Brandstifter, weil sie daran Freude fänden und weil es Zweck ihres Daseins sei. Später machte man den „Boddenbacher Kater" in der Umgebung für Hausbrände verantwortlich, der einen glühenden Schwanz gehabt habe. Im Teufelsloch bei Gleisweiler soll auch ein feuriger Mann gehen, nach andern ist es bloß ein Flämmchen. Vom Maltitz erzählt man auch, daß aus seinen Kleidern fortwährend Feuerfunken sprühten (St. Ingbert). Im Wellbachtal geht einer der Leininger Grafen wegen Sonntagsentheiligung bei der Jagd als feuriger Fuchs. Inwieweit auch sonst feurige Erscheinungen,

---

[18]) J. Bautz, Die Hölle. Im Anschluß an die Scholastik dargestellt, Mainz 1905, S. 143, 146 ff., 150.

Wagen usw. ein Kennzeichen für das Verdammungsurteil der Kirche sind, läßt sich allgemein nicht entscheiden.

Feuriges Wesen wird vielen Erscheinungen zugeschrieben als Bezeichnung für etwas besonders Grausiges und Schreckenerregendes. So sind Tiere mit feuersprühenden Augen etwas sehr Häufiges, ohne daß man deshalb eine Beziehung zum Höllenfeuer suchen müßte.

Manchmal erscheinen Umgänger als gestaltlose Flämmchen. So flackert der Raubritter von der Rietburg oft als Flämmchen um die Trümmer seines Schlosses oder er schwebt als Irrlicht durch das Modenbacher Tal. Er ist wesensgleich mit dem feurigen Mann des Teufelsloches (Gleisweiler). In Miesenbach sahen zwei Jäger am Hungerbrunnen, nicht weit vom Friedhof, dicht über dem Boden ein Feuer, das sich hin und her bewegte. Der eine Jäger rief: „Bist du ein Mensch, so antworte, oder ich schieße!" Da keine Antwort kam, schoß er; das Flämmchen stieg unter Brasseln in die Höhe, das Gewehr aber entfiel seinen Händen und war spurlos verschwunden. Der umgehende Graf von Hallberg in Fußgönnheim erscheint in allen möglichen Verwandlungen: als Kalb, Hund, Mensch mit Dreispitz und Pfeife, aber auch als feuriger Irrwisch oder feuriges Rad.

Die sogenannten Irrlichter sind meist auch als arme Seelen gedeutet. Wissenschaftlich ist die physikalische Beschaffenheit der Irrlichter noch nicht restlos aufgehellt. Der wissenschaftliche Begriff Irrlicht, soweit er überhaupt von der Naturwissenschaft anerkannt wird, scheidet zunächst alle durch Pilze und Bakterien an Pflanzen und Tieren hervorgerufenen Lichterscheinungen, das Leuchten von Wasser und organischen Verbindungen in Berührung von stark ozonisierter Luft und endlich das Aufglühen von Leucht- und Johanniskäfern und anderen kleinen Tieren aus und beschränkt sich auf die Flammen, die in verschiedener Größe, Form und Farbe, stehend oder beweglich, vorwiegend im Spätsommer oder im Herbst, besonders an feuchten, aber auch trockenen, steinigen Orten gesehen wurden[19]). Man führt ihre Entstehung teils auf chemische Prozesse zurück, teils verweist man sie in das Gebiet der Luftelektrizität[20]).

Das Volk kümmert sich freilich um diese Erklärungen und Scheidungen nicht, sondern faßt alle diese Lichterscheinungen unter den Namen: Irrlicht, Irrwisch, Nachtwisch, Flatterwisch, Flämmchen zusammen und deutet sie auf seine Weise. Dabei wird unter Irrwisch und Flatterwisch der Träger des Lichts verstanden, der gelegentlich als Schatten erscheint (Winterbach, Sickinger Höhe). Teils mag die Vorstellung von glühend büßenden Seelen, teils das Bild des Lebenslichtes dazu beigetragen haben, daß man die Lichtchen als Seelenwesen nimmt: Früher sah man in einem Steinbruch bei Erlenbach oft tanzende Irrlichter. Es waren arme Seelen, die auf Erden noch nicht alles ins Reine gebracht hatten.

Zum Bild des Lebenslichtes sei hier vorweg die Sage von Beilstein erwähnt. Ein Mann wettet, mit brennender Fackel dreimal um das von Geistern

[19]) Freudenthal a. a. O. S. 479.
[20]) K. Kurtz, Irrlichter.

bewohnte Schloß zu laufen. Beim dritten Male aber erlöscht die Fackel und der Mann fällt tot nieder.

Oft legen diese Irrlichter, unbekümmert um Menschen oder gar scheu vor ihnen, einen langen, fest bestimmten Weg zurück. So steigt das Allweilerer Lichtchen in der Adventszeit jeden Abend vom Turm der Zweikirche, dem letzten Überbleibsel des im Dreißigjährigen Krieg untergegangenen Dorfes Allweiler, auf, wandelt übers „Gericht" (Flurbenennung) und verliert sich am Heßweiler Weg. Auch im Landstuhler Bruch bei Kindsbach ging früher ein Irrlicht jede Mitternacht seinen ganz bestimmten Weg und wanderte sogar über den Zug hinweg, wenn gerade einer seinen Weg über den Bahndamm kreuzte. Ein Mann, der es öfters sah, mußte sogar einmal seine Pferde anhalten, bis es vorbei war, sonst wäre er mit ihm zusammengestoßen. Da sah er es ganz genau: es war ein natürlicher Schafskörper mit schöner weißer Wolle und in demselben ein brennendes Licht. Am Bannstein in der „Heischenbach" bei Höheischweiler zeigte sich früher nachts zwischen 12 und 1 Uhr ein Licht. Es verschwand aber, wenn man näher kam.

Meist aber tanzen Irrlichter vor dem nächtlichen Wanderer her und führen ihn irre, wenn er ihnen folgt in gutem Glauben, es sei ein Mensch mit einer Laterne, der desselben Weges gehe (Roßbach, Erlenbrunn, Martinshöhe). Ein Winterbacher Fuhrmann peitschte das Irrlicht weg. Wenn man ihn schön darum bittet, ist einem andrerseits der Irrwisch auch zu Diensten. Einer Wiesbacher Jungfer leuchtete der Schlapphut über einen Steg. Einem Battweilerer Fuhrmann half ein Irrwisch auf Bitten eine verlorene Schraube suchen. Wehe aber dem, der sich für geleistete Hilfe zu bedanken vergißt! Ein Erlenbacher bekam noch auf seiner Haustreppe aus dem Dunkeln eine schallende Ohrfeige. Oder gar, wenn einer den versprochenen Dank nicht abstatten will, wie der Mühlbacher Hannes, der die drei Kreuzer fürs Heimleuchten nicht herausgeben wollte! Dann rüttelt er an Tür und Fenster und tobt rasend ums Haus herum, bis der Bauer zitternd die drei Kreuzer auf die Fensterbank legt. Auch Ärgern und Necken vertragen sie nicht. Ein Kindsbacher, der den tanzenden Irrwischen vom Fenster aus zusah, rief im Übermut:

„Errwisch, Errwisch, Hawwerstroh,
Dei armi Seel werd nimmer froh!"

Da stürzten sie über ihn her, die Stube schien voll Feuer und es knallte wie von einer Explosion. Das Knallen aber war nichts anderes als eine schallende Ohrfeige, die der Mann erhalten hat. Ohne Gefahr ruft man dagegen den Nachtwisch an mit:

„Leuchter, Leuchter, Hawwerstroh,
Sei deiner armen Seele froh!"

Wer das rechte Wort findet, der kann die armen Seelen auch erlösen. In Erlenbach dankte einer dem Irrwisch, der ihm heimgeleuchtet hatte mit den Worten: „Irrwisch, du hast mir nun geleuchtet vor mein Haus, so leuchte dir unser Herrgott nun auch ins Himmelreich." Von da an wurde der Nachtwisch

nicht mehr gesehen. Ähnliches wird berichtet von Waldhambach. Von dem Irrlicht bei der Zweikirche von Roßbach hörte ein Mann die Worte: „Wo dun mer's hin? Wo dun mer's hin?" Herzhaft sagte er: „Du's hin, wod's her hoschd!" Da rief eine Stimme: „Jetzt bin ich erlöst!" und das Licht war verschwunden.

Seltener als brennende Geister sind frierende. Es scheint sich in ihrer „kalten" Strafe eine Erinnerung an das germanische Totenreich der Hel bewahrt zu haben, das schauerlich kalt und öde war. Besonders in der Weihnachtszeit gehen diese Geister abends und morgens nackt um und seufzen nach Erlösung. Einen solchen Geist hörte eine Dernbacher Frau während der Mette im nahen Wiesental schrecklich stöhnen und wehklagen. Sie öffnete das Fenster und rief ihm zu: „Hättest du früher ordentlich gelebt, so hättest du Ruh!" Da saß plötzlich der Geist auf ihrem Fenster und grinste sie an, unter heiligen Worten schlug sie es zu und der Geist entfernte sich traurig und klagend; denn er war nackt, draußen aber war es sehr kalt. Ein nackter, bleicher, geisterhafter Mann folgte auch einst einem Pottaschsieder von Dernbach bis in seine Hütte. Dort saß er frierend einen Tag lang in der Ecke am Ofen und schien traurig und schläfrig. Er sprach kein Wort, rührte auch nichts von den Speisen an. Der Eigentümer faßte endlich Mut und redete ihn an. Da tat er sehr froh und bat seinen Wirt jetzt erst um Erlösung.

Bei den meisten Umgängern aber wird weder von Feuer-, noch von Kältequalen berichtet. Die Strafe besteht einfach im „Gehenmüssen" oder sie steht in einem direkten Verhältnis zur Sünde, sei es, daß sie eine erzwungene „ewige" (d. h. bis zur Erlösung oder bis zum jüngsten Gericht andauernde) Wiederholung der zu sühnenden Tat ist oder daß sie im Gegensatz zu ihr steht. Eine Anzahl dieser ewigen Wiederholungsbußen wurde bereits im Wilde-Jagdsagenkreis behandelt. Der Jäger oder die Jagdgesellschaft, die keine Sonntagsheiligung und keine Rücksicht auf Mensch und Tier kannten, müssen nun ewig ihr wildes Treiben weiterführen.

Verletzte Sonntagsruhe, ja sogar eine Entheiligung des besonders heiligen Dreifaltigkeitssonntags liegt auch dem Förster von Heltersberg zur Last, der jetzt immer an diesem Tag „gehen" und Bäume schlagen muß, wie der Geisterfrau vom Neuleininger Woog, die gemäß ihres Vergehens an diesem Tag während der Messe ihre Wäsche wäscht und manchem schon erschien mit der Mahnung: „Du sollst den Tag des Herrn heiligen!" Das Balkenmännel von Forst stahl an diesem Sonntag während der Messe Wingertsbalken und schleppt dafür jedes Jahr um diese Zeit einen Bund Balken durch die Gemarkung. Als Erinnerung an die französische Revolution, die gewaltsame Abschaffung des Sonntags und die Einführung des decadi, reitet der Maire von Meißenheim, der ein fanatischer Jakobiner war, heute noch wie damals an diesem Tag über die zur Bleiche ausgelegte Wäsche am Glanufer. Ein Soldat der Revolutionsarmee verlor am gleichen Tag, an dem er in der Leimersheimer Kirche das Kreuz frevelnd umgestürzt hatte, in einer Schlacht den Arm und sucht nun allnächtlich auf dem Schlachtfeld das verlorene Glied. Der Gattenmörder und Geistfrevler von Altdahn muß jedes Jahr in der St. Thomasnacht

seinen Frevel wiederholen. Bei Hirschorn erscheint in einer bestimmten Nacht im Jahr eine weiße Frau an der Lauter und wirft ihr Kindlein in den Bach. Dann geht sie laut und grell lachend wieder ihren Weg zurück.

Der Maulus von Klingenmünster, einst ein böser Ritter, der viele blutige Greueltaten verübte, steigt jetzt noch jedes Jahr einmal herab zum Mühtalbächlein und wäscht sein vom Blut beflecktes Schwert. Der Ritter von Beilstein trägt deshalb als Geist den Kopf unter dem Arm, weil er die Opfer seiner Raubüberfälle meist enthaupten ließ. Verdammte Seelen des untergegangenen Dorfes Marenheim bei Speyer müssen in dunklen Novembernächten spuken und in aller Ewigkeit Gänse stehlen, Riesengänse, wie sie früher im Kloster gezüchtet wurden. Im Weinkeller des „Oberhof" in Grünstadt erscheint allwöchentlich am Freitag in der Geisterstunde das Totengespenst eines einst ungetreuen Knechtes, um sich einen Wochentrunk zu holen, wie er es auch im Leben getan hatte.

Gelegentlich steht die Strafe auch in Verbindung mit einem Fluch oder einem bösen Wort, das bei der Tat gesprochen wurde. So weiß man in Roßbach von einem Mann, der, wenn ihm ein Kind geboren wurde, ihm eine Stopfnadel in den Kopf stach mit den Worten: „Es ist wieder ein Füchschen", so daß das Kind bald starb. Er mußte zur Strafe nach dem Tod als Fuchs in seinem Haus umhergehen. Vom „Rörer Füchschen", dem Gespenst einer Rothselberger Frau, erzählte man, daß sie als Mutter von sieben Buben ein Mädchen mit roten Haaren bekommen habe. Sie mochte es nicht leiden und steckte es eines Tages beim Einheizen des Backofens in den Ofen. Zu ihren Buben, die dazukamen, sagte sie: „Schaut einmal im Backofen das rote Füchschen." Nun geht sie seit ihrem Tod über sieben Gemarkungen als „Füchschen".

Das am meisten verbreitete Sagenmotiv aus dieser Gruppe ist das vom Grenzsteinversetzer. Vereinzelte Fragebogenantworten lassen vermuten, daß das Spukenmüssen um einen eigenmächtig versetzten Grenzstein überall bekannt ist, auch wo man keine Beispielsage erzählt. Die Sage wird dann meist so erzählt, daß der Geist seufzend einen schweren Grenzstein auf dem Rücken schleppt und immer vor sich hin murmelt: „Wo soll ich ihn hin tun? Wo soll ich ihn hin tun?" (Jägersburg, Mörsbach, Erlenbach, Waldhambach, Kindsbach, Hauenstein). In Rothweiler soll der Geist mit seinem bittenden Ruf sogar durch die Luft geflogen sein. Wer herzhaft dem Rufenden antwortet: „Dahin!" oder „Dorthin, wo du ihn geholt hast", der kann ihn erlösen.

Eine Kirchheimer Sage erzählt eine mißglückte Bannungsgeschichte. Ein Mann beschrieb um das Gespenst immer enger werdende Kreise und murmelte alte Beschwörungsformeln; aber das Gespenst machte so fürchterliche Gebärden und rückte dem Beschwörer so gefährlich auf den Leib, daß dieser ausriß. Ein Roßbacher Grenzverletzer hatte eine andere Strafe. Der mußte mit der Hacke in der Hand von Satzstein zu Satzstein gehen und an jeden ein paar Schläge tun. Dabei wurde er mit jedem Schritt, den er machte, zusehends kleiner, bis er wieder ganz vom Erdboden verschwand. Wieder einen andern sah man ebenfalls in Roßbach von einem Kornkasten zum andern gehen. In Würzweiler

schlägt einer mit Spinnweben in den Augen rückwärts und vorwärts über den Satzstein „Räder". In Hochspeyer suchte eine Schwester den Bruder, während er im Kriege war, durch Grenzsteinversatz um Land zu betrügen und schwur sogar dann noch einen falschen Eid. Als sie bald darauf ihre Äcker versteigerte und nach Amerika auswanderte, ging das Schiff unter. In denselben Tagen aber sahen Holzhacker auf dem betreffenden Acker eine weiße Gestalt und am andern Tag fand man Fußspuren, wo ehemals die rechtmäßige Furche war.

Zwischen Eschringen und Ormesheim sah man nachts einen geisterhaften Mann pflügen und hörte sein lautes Hott und Hü und gräßliches Fluchen. Im Wald bei Jägersburg geht auch eine geisterhafte Frauengestalt allnächtlich um die zwölfte Stunde. Sie sagt immer vor sich hin: „Ein halber Schoppen Wein und ein halber Schoppen Wasser gibt auch einen Schoppen Wein." Sie war Wirti 1 gewesen und hatte manchen unentdeckten Betrug sich geleistet, für den sie jetzt büßen mußte. Bei der Espensteigermühle zwischen Dansenberg und Hohenecken muß ein Wirt, dem dasselbe Verbrechen zur Last liegt, als Reh oder weißes Schaf gehen.

Andere Geister sind bösartig, fallen die Menschen an, schlagen sie, springen ihnen auf den Rücken (vgl. Alpgeister und Irrwische), schrecken Mensch und Tier, machen Lärm und treiben allerlei bösen Schabernack. Es sind meist solche, die ein schauriges Verbrechen auf dem Gewissen haben, Mörder, Räuber und ähnliche, die also schon zu Lebzeiten ein Schrecken ihrer Mitmenschen waren. Eine bunte Gesellschaft ist es, diese geheime Angst aller Nachtwanderer, arme Teufel und Hochgeborene mit klingendem Namen finden sich unter ihnen. Da ist der unbekannte Mörder vom Steigerter Hof neben dem Ritter Einaug von Scharfeneck, der Jude Binano von Kieneck neben dem Grafen von Hallberg aus Fußgönnheim, der Junker Hans von Eckingen neben dem Alten vom Kirschbacher Hof bei Pirmasens und viele andere. Den Herren und Fürsten liegt meist Grausamkeit gegen ihre Untertanen zur Last. Ja sogar Nonnen finden sich in der erlauchten Gesellschaft. Sie büßen für Ketzerei und böse Laster, wie die Beguine von Landau, die die Soldaten bei der Wache am Pulvermagazin durchbläute, wenn sie ihren Spaß mit ihr treiben wollten.

Von dem Verbrechen dieser Umgänger weiß man oft wenig mehr zu erzählen und die Sage rankt sich mehr um ihre Spuktaten. Sie gehen an der Stelle oder in der Nähe ihres Verbrechens. Aber nicht nur Verbrecher müssen gehen, auch Ermordete spuken, wie der Babo vom Rodalber Weg bei Pirmasens oder Selbstmörder wie der Roßhirt von Mundenheim. Es ist einfach das Schauerliche einer solchen Tat, was den Ort unheimlich macht und solche Geschichten nährt, mehr als die Tatsache, daß Ermordete deshalb gehen müssen, weil sie ohne Sakramente starben. Der Spuk knüpft sich an die Häuser, in denen solche Untaten geschehen. Oft gibt auch nur verschlossenes Verhalten der Bewohner, ein Knochenfund oder eine Merkwürdigkeit im Haus oder ein Unglücksfall in der Fantasie männlicher und weiblicher Weiber den Anlaß zur Entstehung solcher Schauermärchen, die wohl in jedem Dorf entstehen und rasch vergehen; es lohnt sich nicht, ihnen im einzelnen nachzugehen.

4. Erlösungsmotive.

Über die Dauer der Bußzeit wird selten berichtet. Meistens verschwindet jedoch der Geist mit der verblassenden Erinnerung an das auslösende Ereignis sehr rasch wieder. Er hält sich als Spukgeist in Häusern höchstens bis zum Abbruch des Hauses, geht dann wohl noch hin und wieder auf dem alten Platz um, ist aber meist sofort verschwunden. Am längsten leben wohl solche Geister, die aus dem rätselhaften Schweigen einsamer Burgruinen immer neue Nahrung ziehen. Manche Sagen wissen jedoch auch von bestimmten Bußfristen zu berichten und von möglichen oder geglückten Erlösungen.

Diese Wiedergutmachung ist freilich oft sehr willkürlicher Art, bindet sich oft weniger an eine Wiedergutmachung der Tat als an Formeln kirchlicher oder auch anderer Art. Der Alte von Altenbaumberg z. B. ist verflucht nicht sterben zu können, weil er in falscher Eifersucht seine unschuldige Frau niedergestochen hatte. Nicht die tiefe Reue und der tägliche Gang zum Grab vermögen die Greueltaten zu sühnen. Der Fluch löst sich erst, wenn ein glückliches Ehepaar die Gebeine der Schuldlosen auf christliche Weise bestattet. Hier ist also kirchliche Gepflogenheit bereits Herr geworden über die Forderung des Gewissens, über die Tat.

Auch sonst geschieht die Erlösung manchmal durch eine fromme, wohltätige Handlung der Nachfahren. Man merkt in solchen Sagen meist gleich die priesterliche Herkunft. Gebet und Almosen konnten die Geister von Neuleiningen erlösen. Der Graf von Sponheim, der von höllischen Geistern über die Wälder gehetzt wurde, konnte Erlösung finden, wenn der Sohn dreißig Tage lang Seelenmessen lesen ließ, dreißig Arme neu kleidete und an dreißig Tagen festlich speiste, wenn ferner eine Schuld zurückbezahlt wurde. Das Wiedergutmachungsmotiv ist das Charakteristische dieser Schicht von Erlösungssagen, die in rein christlichem Gedankengut verwurzelt sind. Auf die besondere Eignung der Advents- und Weihnachtszeit für die Erlösung der Geister wurde bereits hingewiesen. Ein wegen eines unerfüllten Gelübdes umgehender Müller von Roßbach war erlöst, als der Sohn das Versprechen eingelöst hatte. Hierher gehört auch die Erlösung von Grenzsteinversetzern durch ein befreiendes Wort oder von Irrlichtern durch Dank für ihre Hilfeleistung oder durch einen frommen Spruch.

Im Nonnental bei Neustadt ist es freilich gerade das gesprochene Wort, das die Erlösung verhindert. Alle sieben Jahre erscheint dort, Sonntagskindern sichtbar, das zerstörte Gotteshaus und die Nonnen singen beim Gottesdienst. Einer, der sie erlösen wollte, und in die Kirche ging, entschlüpfte, als er die Totengesichter sah, der Seufzer „Gelobt sei Jesus Christus!", da verschwand Kloster und Kirche. Eine merkwürdige Umkehrung des Umgängermotivs kennt die Sage vom Kloster Marienstein bei Zweibrücken. Dort soll in dem zuchtlos gewordenen Nonnenkloster eine einzige Nonne ihrem Gelübde treu geblieben sein. Als sie gestorben war, sah man immer noch Licht in ihrer Zelle und hörte

den Harfenton ihrer Psalmen solange, bis fromme Nonnen wieder in dem Kloster eingezogen waren. Da waren Licht und Klosterfrau verschwunden.

In eine andere Schicht von Erlösungssagen leitet eine Sage vom Lilienbrunnen im Böhler Wald über. Dort geht eine weiße Frau und lockt und zieht die Menschen mit Gewalt in den Brunnen. Auch den Waldschütz wollte sie in den Brunnen reißen, als er ihre aus dem Wasser vorgestreckte Hand packte im Glauben, eine Ertrinkende zu retten. Da flüsterte er in seiner Not die drei heiligen Namen. Die weiße Frau ließ los und rief: „Du hast mich erlöst". Fortan aber wurde sie zur Wohltäterin ihres Retters, die ihn alljährlich einmal zur Mitternachtsstunde besuchte und ihm Geld schenkte. Auch hier ist das Erlösungsmotiv zweifellos christlicher Herkunft, aber es ist übertragen in die Welt der elfischen Wesen. Nicht einer armen Seele, sondern einem Naturgeist wird hier die Sehnsucht nach Erlösung zugeschrieben. Ob wir darin einen Abglanz des mittelalterlichen dogmatischen Streites über die Erlösungsbedürftigkeit und Erlösungsfähigkeit von Dämonen sehen dürfen? Jedenfalls ist die Sage ein weiteres Zeugnis für die Umdeutung des Naturerlebnisses in christlichem Sinn und die Einordnung der Gestalten des alten Volksglaubens in das Weltbild von Himmel und Hölle. Die Elfen werden als verflucht gedacht und den büßenden, armen Seelen gleichgesetzt. Sie hoffen wie diese auf Erlösung.

Wir finden besonders in den Sagen von der weißen Frau diese Erlösungsbedürftigkeit. Gelegentlich wird dann auch noch eine Geschichte erzählt von irgendeiner Schuld, für die die weiße Frau büßt und so die Erzählung auch äußerlich dem armen Seelenwesen eingeordnet (vgl. die Geschichte von dem Mädchen beim Pauliner Schlößchen bei Weißenburg, dem Kindsmord zur Last liegt). Betrachtet man freilich die Art der Erlösung, so wird man erkennen, daß der Erlösungsbegriff meist ein ganz anderer ist. Es ist nicht die Erlösung vom Umgehenmüssen oder gar vom bösen Treiben zur Ruhe, sondern die Verwandlung zu anderer Erscheinung oder auch anderem Wesen, oft sogar die Rückverwandlung aus geisterhaftem Sein in menschliches Sein[21]). Dazu kommt, daß die Erlösung meist mit einer Schatzhebung verknüpft ist. Wir dürfen in diesen Motiven wohl Überreste eines uralten Saggutes erblicken, das im Märchen noch üppiger und reiner blüht, in der Sage aber Verschmelzungen verschiedenen Grades mit dem christlichen Erlösungsbegriff eingegangen ist. Wie weit es sich dabei um Bodenständiges handelt und wie weit Fremdartiges aus Roman und Novelle abgewandert ist, läßt sich heute nur noch selten entscheiden.

Wer die weiße Frau von der Wegelnburg erlösen will, findet auf der Ruine eine Muschel mit einer Schlangenschuppe, einem Stück Krötenhaut und einer gelben Haarlocke. Diese drei Dinge bei sich tragend, muß er sie als schöne Jungfrau, als Schlange und als Kröte auf den Mund küssen. Beim

---

21) H. Sauer, Die Schuldvorstellungen in ostpreußischen und westfälischen Volkserzählungen der Gegenwart, Berlin 1936, stellt ebenfalls im wesentlichen zwei Erlösungsformen heraus: 1. Erlösung in die ursprüngliche Gestalt, 2. zweiter Tod.

dritten Mal hängt dabei über seinem Kopf ein Mühlstein an einem Nähfaden, nach dem der Teufel immer mit einer Schere kneipt. Ähnlich wird die mißglückte Erlösung vom weißen Fräulein von der dicken Eich' bei Fischbach erzählt. Die Prinzessin vom untergegangenen Schloß Stolzenberg am Donnersberg fährt jede Nacht in einer mit Schimmeln bespannten Chaise durch die Luft nach Ruppertsecken. Bei einem „weißen Frauchen" hielt sie einmal an der Gerbacher Brücke an: „Wenn ich das nächste Mal komme, mußt du mich küssen, in welcher Gestalt es auch sei." Beim nächsten Mal saß eine Krott in der Chaise. Da schauderte es die Frau, aus der weiterfahrenden Chaise aber klang Jammern und Klagen. Auch der umgekehrte Fall, daß eine Frau einen männlichen Geist dreimal küssen muß, kommt vor in einer Sage von Alsenborn. Merkwürdig ist dabei freilich, daß durch die Küsse nicht dieser Mann erlöst wird, sondern die weiße Frau, die die Erlöserin in den Berg führte. — Einem Ritter war die Entführung des Fräuleins vom Beilstein bei Kaiserslautern aus der Bewachung der Geister bereits geglückt. Auf seiner Burg entlief ihm die Schweigsame aber wieder. Er selbst fand vor Schrecken den Tod.

Es ist möglich, daß wir bei einzelnen Sagenzügen, wie der Erlösung durch Kuß und Umarmung (bei der Wegelnburger Sage windet sich die Schlange um den Küssenden) an ursprüngliche Alptraummotive denken dürfen, wie Laistner meint[22]). E. Frank[23]) will allerdings in einer literarhistorischen Untersuchung des Erlösungskußmotivs feststellen, daß das Motiv in den germanischen Ländern nicht bodenständig ist, sondern als ein Wandermotiv durch den mittelalterlichen Roman keltisch-höfischer Herkunft in die Volksdichtung gedrungen ist. Für die deutsche und schweizerische Volksdichtung soll dabei der Lanzelot Ulrichs von Zatzikhoven den Ausgangspunkt bilden.

In einigen pfälzischen Sagen ist auch jener Typ vertreten, den man nach Ranke mit „Erlöser in der Wiege" bezeichnet. Ranke führt den weit verbreiteten und mannigfach variierenden Typ auf eine gemeinsame Wurzel, die mittelalterliche Kreuzholzlegende, zurück. Dem rein literarhistorisch-philologischen Zugriff aber nicht mehr erreichbar ist der tiefere Gehalt des Motivs, der in den Bereich des Baummythus gehört. Das weiße Fräulein von der Leinbachmühle weiß, nachdem es den Bordschnitter vergeblich um seine Erlösung gebeten hat: Die Eichel ist noch nicht gefallen, die zum mächtigen Eichbaum wächst, aus dessen Holz man eine Wiege zimmert; der erste Säugling, der darin geschaukelt wird, der erst kann mich wieder erlösen. Das Mädchen vom Pauliner Schlößchen bei Weißenburg geht solange weinend um ein Lindenbäumchen, bis die Linde so groß geworden ist, daß man daraus ein Totenbäumchen für das ermordete Kind machen kann. In der Sage vom Birkenbusch auf der Ruine Kirkel ist das Erlösungsmotiv verloren gegangen. Dort soll das erste Kind, das in der Wiege aus dem Holz der ausgewachsenen Birke geschaukelt wird, die Schätze des Schloßberges heben.

Eigen ist übrigens fast allen Sagen des Weiße-Frau-Typs — die Böhlerwaldsage ausgenommen —, daß die Erlösungssuchenden in keiner Weise

---

22) L. Laistner, Rätsel der Sphinx S. 46.
23) E. Frank, Der Schlangenkuß, Leipzig 1928.

Schreckgespenster sind, daß sie nur den in Bedrängnis bringen, der die Er
lösungstat auf sich nehmen will.

In den meisten Sagen des Weiße-Frau-Typs ist mit der Erlösung gleich
zeitig die Hebung eines Schatzes verbunden. In einigen weiteren Sagen er
scheint die Schatzhebung geradezu als die Bedingung der Erlösung. Währen
der Belagerung von Schloß Guttenberg bei Oberotterbach hatte ein fremde
Edelfräulein das Gastrecht gebrochen und zum Raub des Burgschatzes verholfen
Es wurde verwunschen und erscheint nur alle hundert Jahre um die Zeit vo
St. Thomas auf drei oder vier Tage als weiße Frau und wartet auf seine Er
lösung. Als ein Mann auf ihr dreimaliges Bitten den vergrabenen Scha
heben wollte, da schlug es eins, bevor noch die Kiste aus der Erde geschafft war
Ein Zischen und Brausen erfüllte die Luft, die weiße Frau fuhr zur Höhe un
rief: „Zu spät". Als drei Juden von Börsborn einen Schatz bereits frei geleg
hatten, fuhr ein roter Wagen mit zwei Rappen, von einem Mann mit feuer
sprühenden Augen gelenkt, heran. Ein Angstruf entfuhr dem einen Juden un
die Geldkiste verschwand, der Wagen fuhr in den aufgegrabenen Berg hinei
und eine Stimme rief unter Heulen und Wehklagen: „Jetzt glaubte ich erlös
zu sein und muß nun weiter 7 Jahre um den Berg herumfahren." Im alte
Wolfsteiner Schloß fand vor langen Zeiten ein Mann ein Glas Wasser, eine
Schlüsselbund und einen Beutel. Eine feine Stimme rief ihm zu, er dürfe sic
davon etwas wählen. Er griff nach dem Beutel; aber da schalt ein Stimmche
hinter ihm drein: „Hättest du den Schlüsselbund gewählt, so hättest du all
verborgenen Türen öffnen und eine Prinzessin erlösen können." Im Beute
aber fanden sich nur Steine. Auf einem alten Gewölbe bei Kirchheimbolande
zeigte sich solange ein Mönch, bis man nachgraben ließ und irdene Töpfe mi
Goldgulden fand. Dann aber war auch der Mönch verschwunden. Ähnlic
wird auch auf den Ruinen des Klosters St. Medard bei Mutterstadt bald ei
Mönch oder eine weiße Frau oder auch ein fürchterlicher Hund gesehen, de
Schätze hüten soll. Wenn es in einer Sage heißt: Wer den Schatz auf dem
Maimont bei Schönau finden und heben will, muß erst die weiße Frau dor
am Opferstein gesehen haben, so darf man wohl auch hier an ein verkapptes
Erlösungsmotiv denken.

5. Weitere Schatzhüter.

Bei Dahn, bei Dannenfels und bei Finkenbach erscheinen zu gewisse
Zeiten blaue Flämmchen. Wer dann an der betreffenden Stelle nachgräbt, finde
einen Schatz. Sicher handelt es sich in allen diesen Fällen ursprünglich um arme
Seelen, die zur Strafe für einen Raub (wie das Edelfräulein vom Schloß
Guttenberg) oder für Geiz, Habsucht und ähnliche Vergehen solange gehen,
d. h. den Schatz hüten müssen, bis sich ein glücklicher Schatzgräber gefunden
hat. Das Flämmchen ist aber nicht immer eine arme Seele, die den Schatz
bewacht, manchmal ist es der Schatz selbst und man braucht nur schweigend
seinen Mantel darauf zu werfen (wie ein Mann von Annweiler), um am nächsten
Morgen darunter den Schatz zu finden. Nach andern Sagen muß man ein

neues Kleidungsstück auf die Glut werfen (Moorlauterern) oder unter Nennung der heiligen drei Gottesnamen sein Taschentuch darauflegen, wenn man den Schatz heben will (Grünstadt). Dieses Kleidungsstück darf aber nicht die bloße Haut berührt haben und die Zunge muß über Nacht schweigen (Fischbach). Bei einer Gauersheimer Schatzsage ist weitere Bedingung, daß zum Zudecken der Flamme ein nie gebrauchtes reines Tuch verwendet wird, dessen weißes Garn von einer reinen Jungfrau gesponnen wurde. Es kann einem bei solch einer Schatzhebung auch gehen wie dem Schäfer von Fischbach, der ein ausgehendes Kohlenfeuer für eine Schatzglut hielt und am nächsten Morgen von seinem Schäfermantel nur noch die Messingknöpfe fand, oder wie den Männern von Edesheim, die unter ihrer Mütze dann Kröten fanden. Auch das rasche Zugreifen glückt nicht immer. Ein Erlenbacher erhielt dabei aus dem Dunkeln eine gesalzene Ohrfeige. Bei Herschweiler sprang einem, der sich ein Glutköhlchen nehmen wollte, ein Männchen auf den Rücken und hätte ihn fast zu Tod geritten. Wer aber flucht, weil er vergebens versucht mit dem Köhlchen sich eine Pfeife anzuzünden, wie jener Moorlauterer, der findet nur noch einige Dukaten als Zeugen des verscherzten Glückes. Manchmal liegen um diese Schatzfeuer Männer herum und bewahren sie vor Mißbrauch oder kleine Männchen tanzen um das Feuer und bewachen es oder zeigen sich auch dem Menschen hilfreich. Diese Gestalten zeigen allerdings mehr den Charakter von Erdgeistern als von armen Seelen.

Die wenigsten Schatzhüter sind allerdings wie diese harmlos oder gar hilfreich, meist suchen sie mit allerlei List oder mit Schrecken den Schatzheber am Gelingen seines Vorhabens zu hindern. Am Hubgericht bei Alsenborn z. B., wo Schätze vergraben liegen sollen, zeigt sich eine weiße, männliche Gestalt, die einen großen Säbel in der Hand hält und wetzt. Eine Schreckgestalt ist auch das Männchen, das dem Schatzheber von Grünstadt erscheint und sich verbeugend seinen Kopf unter den Arm nimmt. Wer bei diesem Anblick ruhig und gelassen bleibt, kann das verwunschene Männchen erlösen und den Schatz heben. Zu den Schreckgestalten gehören auch die zahlreichen Schatzhüter in Tier-, besonders Hundegestalt. Manche Geister suchen auch mit List die Aufmerksamkeit des Finders abzulenken und so die Schatzhebung zu verhinden. Der alte Beyer von Wolfstein weidete auf der Schloßwiese seine Ochsen. Da sah er einen Stein mit einem Ring, den er vorher nie gesehen hatte und wollte ihn gerade aufheben, als er eine Stimme hörte: „Beyer, deine Ochsen gehen im Schaden.“ Er trieb sie zurück. Der Stein war aber unterdessen verschwunden. Ein anderer fand einen Kessel voll gelber Ameisen und wollte ihn gerade herausziehen. Da hörte er: „Ri, ra, rare, dein Vieh geht im Schare“, drehte sich um, das Vieh weidete ruhig, der Kessel war aber unterdessen verschwunden (Wolfstein).

Überblicken wir noch einmal die Menge der Schatzhüter, die uns bisher begegneten! Zwerge und Berggeister, alte Männer und kleine Leutchen, weiße Frauen und schwarze Männer, arme Seelen, Hunde, Katzen und Kröten, eine bunte Gesellschaft, ihrer Herkunft nach ebenso verschieden wie nach ihrer Gestalt; ihrem Wesen nach bald hilfreich und gut, bald bösartig und gefährlich.

Ihre Beziehung zu Traummotiven verraten viele dieser Gestalten durch das Redeverbot bei der Schatzhebung und die mannigfachen Szenen, die sehr an das Erwachen aus Angstträumen erinnern[24]. Das Schweigegebot findet sich freilich auch sonst im Volksglauben sehr häufig und läßt sich ebenso in germanische Zeit zurückverfolgen[25], wie in die Welt der Bibel. Jungwirth[26] sieht die Hauptbedeutung des Schweigens in einer Kraftsteigerung des Menschen. — Fast immer sind diese Schatzhütergestalten aber auch eine Art moralischer Mächte, die darüber wachen, daß die Schätze nur in die rechten Hände kommen. Sonntagskinder, vor allem Kinder und Menschen, die reinen Herzens sind, die zufrieden sind (Zufriedenheit als Zauberwort!), die Geld sehen können, ohne davon raffen zu müssen, die nicht beim Anblick der Schätze die Besinnung verlieren, daß sie Schlüssel und Zauberwort vergessen (Wofstein, St. Ingbert u. a.), die ein anständiges, arbeitsames Leben führen, die starken Herzens sind und sich durch kein Schreckgespenst ängstigen lassen, sind befähigt, die Schätze zu heben. Fast programmatisch ist die Sage vom „Alten Jetten" aus Kleinbundenbach. Dort soll in einem Haus ein großer Geldschatz verborgen liegen. Den letzten, der daran aufhäufte, packte so der Geiz, daß er des Nachts bei matter Ölfunzel immer wieder umzählte und auch nach seinem Tode sah man noch oft das Licht. Sein Sohn, der nach Amerika ausgewandert war und dort sein Geld verpraßt hatte, suchte lange nach dem verborgenen Schatz. Nach achttägigem vergeblichen Suchen erschreckte ihn eine hohl tönende Stimme: „Die der Väter Gut verprassen, werden niemals Schätze fassen." Vor ihm stand das Licht und stach ihm so fest ins Auge, daß er vor Angst fast erstarrte.

Kein Wunder, daß sich zu den Schatzhütern auch der Teufel gesellt; denn unter den Schatzgierigen hat er besonders leichte Arbeit. Zwei Schatzgräbern vom Affolterloch bei Altrip ist das „Käschperle" (wie man dort den Teufel nennt) erschienen und verabreichte ihnen so gewaltige Ohrfeigen, daß sie die Formel nicht zu sagen wußten und wie tot zur Erde fielen. Der schwarze Hund, der auf dem Höllenberg bei Spirkelbach den Schatz bewachte, verriet durch sein Verschwinden mit Getöse und Gestank, daß er der Teufel selber war. Bei Klingenmünster aber erschien dieser unter wildem Sausen und Gejohle als Ziegenbock und jagte die Schatzgräber davon. Schlimmer noch ging es den Schatzgräbern von Altheim. Von denen forderte der Teufel einen aus ihrer Mitte als sein Opfer, wie der Berggeist von Hohenfels am Donnersberg.

6. Gespenster.

Wir sind mit den letzten Abschnitten bereits in jenes weite Gebiet von Volkssage und Volksglaube gekommen, das wir mit Geister- und Gespensterglaube bezeichnen. Diese Spukgestalten sind ihrer Herkunft nach im wesent-

[24] L. Laistner, Rätsel der Sphinx S. 224, 252 f.
[25] A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, Berlin 1869, S. 83, 87, 91, 490—497. Hermann, Deutsche Mythol. S. 298 f. u. 421.
[26] Hdwb. des Aberglaubens, „Schweigen" VII 1460 ff.

lichen Mischungen von elfischen Wesen und Totengeistern, wobei bald die eine, bald die andere Seite stärker in den Vordergrund tritt. Ihr lebenspendendes Prinzip aber ist die Angst. Man hat diese Geister als den Urgrund aller höheren mythischen Gestaltungen erkennen wollen. Ich betrachte sie, wenigstens für Deutschland als Zerfallserscheinungen; denn nur Menschen, die in der Natur heimatlos geworden sind, denen das Leben und Weben der Natur fremd geworden ist, können mit so zähneklappernder Angst die Natur erleben. Starke, urverbundene Seelen erleben in der Natur kämpfende Kräfte und sie füllen sie mit der Sehnsucht, der Poesie und der Musik ihres eigenen Herzens; schwache, unsichere Menschen ohne Selbstvertrauen, denen das instinktive Wissen um die Natur und ihre Kräfte verloren ging, sehen in jedem Schatten, in jedem Nebelschwaden schreckende Gespenster; denn in der Angst ihres Herzens leben diese Gestalten schon, bevor sie sich in der Natur formen.

In der Gestalt der weißen Frau sehen wir deutlich dieses Absinken vom elfischen Wesen zum Gespenst. Aufs engste verwandt mit den tanzenden Elfen, vor allem mit jenen reizvollen Wolfsteiner Waldfrauen ist jene Sage von den zwei Schwestern aus Wolfstein. Mit weißen Schleiern bedeckt und blendend weißen, feinsten Pantoffeln sah sie der alte Schütz geräuschlos über den Boden schweben. Kreidebleich und verstört findet die Tochter den Alten am Wegrand. — Aus der Gestalt der weißen Frau vom Pauliner Schlößchen, die freudig mit ihrem Schlüsselbund rasselnd durch das Rebengelände geht, wenn es ein gutes Weinjahr gibt, die aber selten erscheint oder traurig und weinend, wenn das Jahr schlecht wird, spricht sicher echte Naturerfahrung. Von verschwiegener Poesie sind auch jene Sagen von der Geisterwäsche (Neustadt, Schweigen). Das silbern glitzernde Mondlicht ist in der Sage von Schweigen sogar zu massivem Silber geworden. Dämonischere Züge trägt schon die weiße Frau von Freckenfeld, die mit rauschendem Gewand und klingendem Schlüsselbund einem Mädchen begegnete. Die Begegnung bedeutet unfehlbar den Tod. Das Mädchen starb auch nach einigen Tagen an den Folgen des Schreckens. Dieselbe Todesbedeutung hat auch die weiße Frau aus der Schleecht bei Neuhofen, wo das Volk irrtümlicherweise eine ehemalige Burg Affolterloch vermutet und die weiße Frau vom Donnersberg, die zuerst als weißes Reh erschien und erst als ein Jäger auf sie zielte, ihr wahres Wesen erkennen ließ. Bei Wolfstein sah man eine weiße Frau mit einem Schwert drohend unter einem Baum stehen. Auf eine bestimmte Person bezogen erscheint die weiße Frau von der Peternell, einem Berg bei Bergzabern. Sie soll die Tochter Petronilla des Apostels Petrus und Wohltäterin Bergzaberns gewesen sein. Der Umgang der gütigen Frau kann daher in keiner Weise den Motiven der üblichen Umgängersagen entspringen, zeigt vielmehr eine ursprünglichere Auffassung des in dankbarer Erinnerung fortlebenden Toten als einer Art Schutzgeist, der elfisches Wesen angenommen hat. In andern Sagen findet dasselbe Erlebnis der Natur, ein ziehender Nebelstreif, eine ganz andere Deutung. Gewisse Erlenbacher sehen oft nachts die Toten in weißen Gewändern um den Friedhof wandern. Ein Schwedelbacher Mädchen, das Liebe geheuchelt und den Geliebten ermordet hatte, muß an der Stelle als weiße Frau umgehen. Am Galgenhügel bei Kinds=

bach geht eine weiße Frau, die ihr Kind ermordet und durch falsche Bezichtigung und Meineid einen unschuldigen Mann deswegen an den Galgen gebracht hat. Ähnliche Deutungen sind uns bei den Erlösungssagen begegnet. Auch in unterirdischen Gängen (Seebach) oder in alten Häusern (Pirmasens), in denen allerhand Böses schon geschehen sein soll, zeigen sich gelegentlich weiße Frauen.

Schließlich verliert sich aber auch noch die unmittelbare Bezugnahme zu Totenseelen. Die Gestalten werden reine Schreckgespenster, die die Menschen ums Leben zu bringen suchen, reine Ausgeburten der Angst. So das Gespenst im Porzbachtal bei Erlenbach, das den nächtlichen Wanderer fast zu Tode hetzt oder die Turmgespenster von Medard und Kaiserslautern, die man nur mit Magie sich vom Leibe halten oder bannen kann. Ein Bursch, der das Medarder Gespenst bannen wollte, nahm einen Wetzstein, eine schwarze Katze und ein Stück Brot mit in den Turm. Da rief das Gespenst:

Hättest du nit die Witze-Watze,
hättest du nit die schwarze Katze,
hättest du nit das groß' Stück Brot,
so wär' es dir dein sichrer Tod.

Seitdem war der Spuk verschwunden. In Kaiserslautern aber wettete ebenfalls einer um Wein, eine brennende Laterne zum Schalloch des Glockenturms herauszuhängen und nimmt ebenfalls einen Kater mit. Eine weiße Gestalt rief ihn auf der Treppe an: „Hättest du nicht die Ritze-Ratze, hättest du nicht die schwarze Katze, so wollt ich dir das Weinwetten vertreiben.“ Unglücklicherweise entsprang ihm oben die Katze, er kam beim Abstieg zu Fall und brach das Genick. Noch heute soll ein Stein Blut schwitzen.

Weiße Männlein sind seltener (Riedelberg). Eine Sage aus dem Felsalbtal zeigt typische Merkmale der Nebelsage. Ein weißes Männchen erscheint, wächst und wird unförmig groß, wie eine Windmühle. Dann gibt's einen Wind, als blase jemand heftig von der Erde gegen den Himmel und das duftige Gebilde verschwindet in die Lüfte. Männliche Gespenster sind meist schwarz. Von schwarzen Männern mit Krallen, mit Schlapphut, ohne Kopf und ohne Beine, und von allerlei Spuk um sie wissen manche Sagen zu berichten. Von geheimnisvollem Jammern, von Geisterstimmen und unheimlichem Hundegebell und vielen anderen Geräuschen wissen andere. Was schreckt nicht alles männliche und weibliche Weiber, wenn sie des Nachts durch eine einsame Gegend wandern müssen. Ein Baumstumpf, glitzernder Mondschein in Wasserlachen, der Pferde scheu macht wie Menschen, vielleicht auch der eigene Schatten, der zum verfolgenden schwarzen Mann wird. Das Gurgeln des Wassers, das leise Tönen des Moores, das Lispeln der Gräser, das Knacken der Äste, auffälliger Widerhall und vieles andere sind Laute von Geistern. Ein gestreifter Baumast ist eine gesalzene Geisterohrfeige. Gelegentlich ist das Vorhandensein dieser Gespenster aber auch gar nicht so unangenehm. Wie mancher Feldschütz wird schon einen Feldfrevel auf Geister abgewälzt haben und sich selbst damit entschuldigt haben, wenn er die Täter nicht erwischte, wie jener Wingertschütze von Heiligenstein.

Hin und wieder mögen in die Gespenstergeschichten auch altmythologische Vorstellungen abgesunken und mit ihnen verschmolzen sein. Es sind dabei freilich nur Vermutungen, die wir auf Grund der Häufigkeit und Regelmäßigkeit ihres Vorkommens oder andrer Beziehungen aussprechen können. Auf eine Anzahl solcher Beispiele wurde im Zusammenhang mit der wilden Jagd bereits hingewiesen und der kopflosen Reitergestalt oder der Schlapphutgestalt die Möglichkeit einer mythologischen Verwurzelung zugesprochen. Für den Erlebenden heute sind sie freilich Gespenster wie alle andern. Um so erstaunter sind wir dann aber über einen Vers wie den folgenden, der einen Spuk, ein Männchen ohne Kopf, zwischen Würzweiler und Gerbach zum Gegenstand hat:

„Dort unten an der Brücke
ist ein kleines Männchen.
Es ist so klein, es ist allein.
Was ist das für ein Männchen?
Es ist ein Männchen von uralter Zeit.
Es wissen's nur uralte Leut."

Ein sehr häufiger Spuk sind die Tiergespenster, die teils auf dem Felde gehen, oder auch als Dorftiere in Dörfern und Städtchen einen meist genau vorgeschriebenen Weg machen. Man wollte in ihnen Vegetationsdämonen erkennen. Sie sind meines Erachtens jedoch nichts als Ausgeburten einer wuchernden Fantasie, die Wahrnehmungen von Auge und Ohr deutet und Sinnestäuschungen realisiert. Gewisse feste Formeln mögen sich dabei wohl auch mit der Zeit gebildet haben und nun möglichst überall hineingedeutet werden zur Steigerung des Schauerlichen und Schreckhaften, so die „feurigen Augen", die „Augen wie Zinnteller so groß", das „Kettentier", die Dreibeinigkeit und manches andere. Beziehungen zum Totenglauben oder auch zur Schatzhütergruppe sind natürlich nicht von der Hand zu weisen.

Schwarze Hunde spuken bei Pirmasens, Erlenbach, Kleinsteinhausen, Kindsbach, Oggersheim, eine schwarze Katze in Waldhambach, ein dreibeiniger Hase oder dreibeiniger Geisbock in Alsenborn, ein dreibeiniger Hase, weißes Reh oder geisterhaftes Kalb in Dernbach, eine riesige weiße Katze in Eschringen. Ein schwarzer Hammel macht allnächtlich von Eisenbach nach St. Julian seinen Weg. In Würzweiler geht eine Glucke mit „Hinkelcher" jede Nacht um 12 Uhr ihren bestimmten Gang. Oft sind es Fantasiegestalten, die als hammelähnliche Tiere erscheinen, gelegentlich aber auch ihre Gestalt wechseln, so der Hüttenhammel von Oggersheim, das weiße Häschen von Edesheim, der weiße Hammel von Neuhofen, der Vollhammel von Klingenmünster, der bald in Gestalt einer Gans, eines Kalbes, Rindes oder Hammels erscheint, das „Kettenkalb" von Oggersheim oder das „Muhkalb", das im ganzen Westrich bekannt ist. Ein ganz merkwürdiges Gespenst ist der Zuckerhut von Oggersheim. Eine nähere Beschreibung ist jedoch nicht mehr bekannt. Es sind dies aber wohl nur einige Beispiele für eine weit verbreitete Erscheinung. Nach August Becker [27]) hat jedes Dorf sein Dorftier. Er hält es für alemannische Eigentümlichkeit. Doch ist das Dorftier überall in Deutschland bekannt.

[27]) Palatina 1925 S. 242, wohl exzerpiert aus „Pfalz und Pfälzer".

Es gibt natürlich auch „Aufgeklärte", besonders in der Rheinebene, die an solchen Spuk nicht glauben. Sie sagen's aber den andern nicht, sondern hängen selbst einen Schafspelz um oder setzen einen Schlapphut auf und treiben als „Hüttenhammel" oder als „Schlapphut" ihren Spaß mit den „Dummen". Wie mag erst der Bauer geschaut haben, als ihm die weiße Frau in der Schleecht bei Neuhofen den Angstschweiß aus allen Poren getrieben hatte und er merkte, daß ihn Kinder mit einem weißen Fließpapier narrten. Auch ein Bösewicht trieb sich um als Hüttenhammel bei Oggersheim, verprügelte die Leute und machte manchen netten Raub. Es gehen dann selbst wieder allerlei „Gespräche" um diesen Kerl um. Nach einem soll er fünf Jahre Zuchthaus bekommen haben, nach andern selbst tüchtig durchgeprügelt worden sein.

IV. Gotteserlebnis und Gottesoffenbarung.

1. Die Träger einer übernatürlichen Macht.

Wir fanden im Erlebnis der Natur und in der Auseinandersetzung mit Tod und Leben bzw. der Deutung der Seele und der Lebenskraft zwei Grundelemente der mythischen Sage. Diese sind notwendig immer religiös; denn sie sind immer Ausdruck der Bindung des Menschen im Transzendenten, Offenbarungen einer machtvollen Wesenheit außerhalb des Menschen, die der Mensch aber immer gemäß dem Artgesetz seiner eigenen Seele erlebt. Zusammenfassend und ergänzend soll abschließend die Stellung des Menschen zu dieser Macht behandelt werden, wie sie uns das Wesen der Volkssage zeigt.

Pfister[1]) unterscheidet vier Arten von Gottesvorstellungen:

1. Orendismus: viele unpersönliche Götter.
2. Polytheismus: viele persönliche Götter.
3. Pantheismus: ein unpersönlicher Gott.
4. Monotheismus: ein persönlicher Gott.

Als älteste Form des Glaubens an transzendentale Mächte (transzendental = „begabt mit einer besonderen Kraft, die wirken und sich offenbaren kann und deren Wirkungen und Offenbarungen erkennbar sind"), d. h. an Götter ist der Glaube an unpersönliche Mächte, die von irgendwelchen Objekten ausgehen. Man bezeichnet religionswissenschaftlich diesen unpersönlichen Machtglauben als Orendismus nach dem „Orenda" der Irokesen, womit diese Indianer eine solche Macht bezeichnen. Dieses Orenda ist gewissermaßen ein wirkendes Fluidum, das von einer Person oder einem Gegenstand ausströmt. Es steht im Gegensatz zu der Beseelung der Dinge im animistischen Glauben, der hinter jeder wirkenden Macht einen Geist vermutet, und somit die ursprüngliche Form des Polytheismus bildet. Wir fanden dieses animistische Machterlebnis in zahllosen Sagen aus dem Natur- und Seelenglauben, in elfischen Wesen und Totengeistern. Orendistische und animistische Vorstellungen mischen sich aber auch in einer Reihe weiterer Sagengruppen. Auch Menschen können nämlich in den Besitz dieser übernatürlichen Macht gelangen, sie können Träger des Orenda werden und sie wachsen damit zu Halbgöttern. Der christliche und nichtchristliche Volksglaube kennt zahlreiche Beispiele. Zauberer aller Art und

---

[1]) Fr. Pfister, Deutsches Volkstum, Berlin 1936.

Hexen sind hier zu nennen; aber auch Heilige und Wundertäter unterscheiden sich nach ihrem inneren Wesen nicht von ihnen. Die Macht, die von ihnen ausgeht, ist in ihrer psychologischen Wurzel und in ihrer Wirkung dieselbe.

a) Teufelshörige Wundertäter.

Zauberer sind Menschen, die mehr können als andere. Für ihre Taten gilt keine Naturgesetzlichkeit, keine Bindung an Raum und Zeit und an das Stoffliche, keine kausale Verknüpfung der Dinge und Geschehnisse. Ja, ihre eigentliche Leistung besteht ja gerade nicht etwa in besonderem Kraftmeiertum, sondern in der Durchbrechung der Naturgesetze, in der Störung des natürlichen Ablaufs der Ereignisse durch magische Mittel und Handlungen oder auch nur vermöge der ihnen eigenen übernatürlichen Macht ohne besondere Manipulationen, gewissermaßen durch das Fluidum, das von ihnen ausgeht, das auch ohne ihr Wissen und Wollen wirkt. Historisch gesehen dürfen wir in den Zauberern der Volkssage wohl zumeist Erinnerungen erblicken an jene Quacksalber und fahrenden Scholaren, die unter dem Schein der Wissenschaftlichkeit jenen magisch-mystischen, okkulten Künsten des ausgehenden Mittelalters huldigten, die ihre Weisheit teils aus dem spätantiken Abklatsch echter Wissenschaft bezogen, vor allem aber aus dem Orient, aus arabischen und jüdischen Schriften. Die Pseudowissenschaften der Astrologie und Alchemie sogen immer neue Lebenskraft aus der Verbindung mit dem Orient und trieben üppige Blüten. Ein Sammelbecken dieses orientalischen Zaubers ist die im mittelalterlichen Abendland bei den Juden entstandene Kabbala[2]). Deutsche Gelehrte, selbst noch von der Größe eines Paracelsus schöpften aus derartigen lateinischen, arabischen und jüdischen Quellen und bildeten eine Pseudowissenschaft aus, auf der ein großer Teil der Zauber-, Los-, Traum- und Wahrsagebücher fußt, die durch Schrift und Druck verbreitet wurden und zum Teil heute noch begehrt sind (so das 6. und 7. Buch Moses und viele andere).

Das durch die Wundergeschichten des Christentums für dieses Schwindler- und Gauklertum reif gemachte Volk lief schon im Mittelalter auf Straßen und Plätzen zusammen, um den Künsten solcher Zauberkünstler zuzusehen. So soll nach Trithemius schon 1262 ein Magier namens Theodo aus den Niederlanden nach Kreuznach gekommen sein und auf dem Marktplatz seine Künste gezeigt haben. Er habe seinem Diener den Kopf abgeschlagen und nach einer halben Stunde wieder aufgesetzt, worauf der Leichnam wieder lebendig geworden sei. Mit Hunden habe er in der Luft gejagt und aus der Höhe herabgerufen; einen bewaffneten Mann habe er verschlungen und schließlich einen Wagen, mit Holz und Heu beladen, samt den Pferden verschluckt. Je mehr sich die Fantasie des Volkes in den folgenden Jahrhunderten an Hexen- und Teufelswahn erhitzte, desto eifriger wurden auch derartige Schwindelgeschichten weitergetragen und geglaubt, desto mehr konnten Gaukler mit ihnen das Volk nasführen.

---

[2]) Ph. Bloch, Gesch. der Entwicklung der Kabbala, 1894. E. Bischoff, Die Kabbalah, 1903.

Einige wurden sogar Berühmtheiten ihrer Zeit und alles, was das Volk an derartigen Zaubergeschichten wußte, wurde ihnen zugeschrieben: so dem Dr. Johannes Faust. Dieser scheint auch in der Pfalz sehr bekannt gewesen zu sein. Jedenfalls berief sich Spieß, der Drucker der ersten zusammenfassenden Lebensbeschreibung von Faust auf einen „guten Freundt aus Speyer" als seinen Gewährsmann[3]).

Eine weitere bekannte Zauberergestalt ist der Pumphut. Der Pumphut ist nach Ranke[4]) als zauberkundiger Müllergeselle bekannt in der Volksüberlieferung eines geschlossenen Gebietes, dessen Zentrum die Lausitz zu sein scheint und dessen südlichste Grenze mit Nordböhmen angegeben wird. Die Namensableitung aus dem Wendischen (pumpotas = rumpeln, undeutlich reden) schien daher durch die geographische Beschränkung gestützt. Auffällig ist der ausführliche pfälzische Bericht[5]), zumal er die einzige mir bekannte pfälzische Überlieferung ist; doch gibt dies nicht genügend Grund, die Echtheit überhaupt in Frage zu ziehen. — Der pfälzische Pumphut zog ebenfalls als Müllersknecht von Mühle zu Mühle in der Kurpfalz und den anstoßenden Ländern. Wehe, wenn ein Müller ihn nicht „honorig" genug aufnahm, d. h. ihm nicht genug zu essen gab, dann spielte er seinen Schabernack. Einmal peitschte er einen Müllersknecht mit einer Rute auf den First des Daches. Auch das aus dem apokryphen Kindheitsevangelium stammende Motiv von der Streckung der Mühlwelle ist bekannt. Einen Zweibrücker Fürsten hielt er zum Narren, indem er sein Regiment beim Parademarsch mitten im Schritt festbannte und indem er dem Fürsten selbst, während dieser zum Fenster hinaus sah, ein Hirschgeweih an die Stirn zauberte, sodaß er sich nicht mehr rückwärts wenden konnte. Selbst schützte er sich gegen alle heimtückischen Überfälle, indem er sich kugelfest machte. Selbst die silberne Kugel des erbosten Zweibrücker Fürsten, die allen Zauber lösen sollte, blieb in seinem Rock hängen. Er zog sie lachend heraus: „Schick mir noch mehr solche Birnen!" — Auch die Geschichte von dem durch die Beine hindurch auf eine weit entfernte Kirchturmspitze geschleuderten Beil wird erzählt.

Eine Anzahl Zauberer kleineren Formats kennt die pfälzische Sage noch. Es handelt sich wohl meist um einsame Leute, die dem Volk aus irgendeinem Grund unheimlich waren, ihm Anlaß gaben zu allerlei Rätselraten über ihr Tun und Treiben und so allerlei Zauber- und Wundergeschichten an sich zogen. Genannt sei der Kranitz, der in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts in einer einsamen Waldhütte bei Wilgartswiesen hauste und der ein polnischer Deserteur gewesen sein soll. Allerlei Zauber wird ihm zugeschrieben; den Jägern machte er das Gewehr zu, stiftete allerhand Unheil unter dem Vieh in den Ställen; für sich selbst erlegte er Hasen und Rehe, indem er sie in den Sand zeichnete und sie mit dem Löffel oder der Axt schlug; er brauchte dann nur einige Schritte zu tun und fand die erlegten Tiere im Wald. Aus einem Axt-

---

[3]) A. Becker, Doktor Faust und Speyer, Pfälz. Museum 1914 S. 15 ff.
[4]) Hdwb. VII 386.
[5]) E. Printz, Monatsschr. des Frankentaler Altertumsvereins 1933 S. 47 f.

stiel molk er Milch und aus einem Handtuch strich er Butter. — Der Schnittl vom Schnittlfelsen bei Erlenbach liebte es mehr sich selbst zu behexen und in verschiedenen Verwandlungsformen seine Schalkstreiche zu spielen. Einmal verhexte er sich in einen Baumstamm. Ein mit einem Fensterglas vorüberkommender Schreiner setzte sich müde darauf. Da rüttelte sich der Stamm, des Schreiners Glas fiel und zerbrach. Um den jammernden Mann zu trösten, verwandelte sich der Schnittl in einen Ochsen, den der Schreiner an einen Bauern verkaufte. Der aber fand anderntages nur Stroh in seinem Stall. Auch die Gestalt wilder Tiere liebte der Schnittl gelegentlich anzunehmen und schreckte so die Leute.

Auch sonst bürgerlich lebende Personen verstehen manchmal solche Zauberkünste. Manch einer dieser Verwandlungskünstler ist auch schon selbst entsetzlich hereingefallen. Auf dem Sorgenberg bei Erfweiler z. B. verwandelte sich ein Wilderer vor den Augen des verfolgenden Jägers in einen Ginsterbusch. Der Jäger aber schnitt rechts und links ein Zweiglein ab. Am nächsten Tag lief im Dorf einer um mit verbundenem Kopf, dem beide Ohren abgeschnitten waren. In derselben Gegend wurde auch einmal ein Förster das Opfer eines Wilderers. Um ungestörter schlafen zu können, war er bei der dicken „Eich'" ins Gestrüpp gegangen und hatte sich in einen Baumstrunk verwandelt. Ein vorübergehender Wilderer setzte sich über den Baumstrunk, um seine Notdurft zu verrichten, wurde aber durch ein furchtbares Gebrüll unter sich gestört. Der Förster war durch die plötzliche Wärme aus seinem sanften Schlummer erwacht. Ein Schuster, der bei der dichten Eich' von zwei Wegelagerern überfallen wurde, verstand sich auf das Bannen. Er schaute die Räuber an und sprach:

Am Felsen fliegen Raben.
Mich sollen Diebe nicht haben!
Wie ein Stock bleib stehen!
Erst wenn die Hähne krähen,
Sollst du wieder gehen!

und steif wie ein Holz standen die Räuber.

Als im Gefolge der französischen Revolutionskriege und der Herrschaftsverwirrungen in der Pfalz der Westrich zu einem Wildwestparadies zu werden drohte, in dem Räuberbanden nach Herzenslust ihr Unwesen treiben konnten, da gingen im geängstigten Volke auch manche Geschichten von den Räuberhäuptlingen und ihrem teuflischen Treiben und man erzählte sich von vielem, das nicht mit rechten Dingen zuging. Die Person Stempels z. B., eines gefürchteten Westricher Mordbrenners, von dem sich noch spätere Generationen erzählten, erschien in einem Nimbus von Sagen und Geschichten, die alle an Hexerei grenzten. Er sollte Leute bannen und die stärksten Stricke zerreißen können. Er soll vor allem die Fähigkeit gehabt haben, sich selbst unsichtbar zu machen (Hornbach). Es ging hier wie immer bei allem Wunderglauben. Wo das Wissen, die Schärfe und der Mut des Verstandes zu schwach sind, um die herrliche Gesetzlichkeit einer göttlichen Natur zu begreifen, entsteht das Wunder;

wo die Seele zu klein ist, um menschliche Größe im Genialen oder im Verbrechen zu fassen, hilft sie sich mit Zauberei und Hexerei.

Mancher Wunderdoktor mag so auch durch natürlichstes Können und Wissen zu seinem Ruhme gelangt sein, von dem dann hunderte von Kurpfuschern und Schwindlern später zehren konnten. Zu welcher Gruppe von beiden der heute noch im Volk bekannte Lachener Bauerndoktor Philipp Peter Groß (18. Jahrhundert) gehört, entzieht sich unserer Kenntnis. Die humorvolle Gewaltkur an dem pfälzischen Kurfürsten, der an einem Kreuzübel litt, ist zwar zunächst auf die Lachmuskeln berechnet, erinnert aber in ihrer Art sehr an manche grobe, aber wirksame Kur heutiger Ärzte. Er ließ seinen Herrn auf allen Vieren durchs Zimmer kriechen, schwang sich dann unversehens auf seinen Rücken, daß es laut knackte. Und siehe da, der Kurfürst konnte wieder gehen.

Eine in der ganzen Pfalz verbreitete, zauberische Heilkunst ist das Brauchen. Manche Beispielsage von gelungenen Brauchversuchen wird erzählt. So lebte z. B. in Erfweiler ein Mann, der des Brauchens kundig war und unter vielen andern Menschen auch einem kranken Kind geholfen haben soll. Er sah es lange an und sprach vor sich hin: „Es gingen drei Weiber über den Wünschenberg. Die eine sprach „Ist es die kalte Gicht?", die zweite sprach „Ist es die warme Gicht?", die dritte sprach „Ist es wahr oder nicht. So sollen sie weichen aus Fleisch und Blut! Das ist für siebenundsiebzigerlei Gicht gut!" Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.". Von der Stunde an erholte sich das Kind und genas. Von manchem anderen Zauber weiß das Volk, von einem Mann, der mit einem Grundspiegel die Schätze in der Erde entdeckt (Altheim), von einem Metallfühler, der zu dieser Kunst nicht einmal eines Hilfsmittels bedarf, von einem Hellseher, der sein Wissen vom Teufel persönlich bezieht.

Beliebt ist auch das Motiv des Freischützen. Welcher Jäger, welcher Krieger hätte nicht den Wunsch, immer und unfehlbar zu treffen? Aus dem Wunsch aber wird eine geprahlte Kunst und aus dieser in einer Zeit, die hinter allem Besonderen Zauberei und Teufelswerk wittert, ein Zauberwerk. Dem „Hexenhammer" (lat. 1487) blieb es vorbehalten, dem Gemunkel die öffentliche Autorität der Kirche zu verleihen. Unter den verschiedenartigsten Zauberern wird des Zauberschützen gedacht, der den Glauben an die Dreieinigkeit abschwor, einen Bund mit dem Teufel schloß und dadurch seine verbrecherische Kunst erwarb. Als Beispiel wird der Punker von Rohrbach erwähnt, ein Bauernbedrücker des 15. Jahrhunderts, und ihm mancherlei Teufelsgeschichten zugeschrieben, unter anderem auch verzerrt jene Apfelschußszene, die bei dem dänischen Historiker Saxogrammatikus (1186) vom Krieger Toko erzählt wird, die die altdeutsche Heldensage schon ähnlich vom Schützen Eigel kennt, und die später in der Schweiz ihre Ausbildung in der Tellsage fand. Die Geschichten vom Zauberschützen Punker von Rohrbach fanden im Volk willige

---

[6]) Hagen, Pfälz. Land (Landauer Anz.) 1920 Nr. 13; ferner ders., „Drei rheinische Wandersagen", in „Das rheinische Gesicht". Festschrift zum pfälzischen Pressefest am 8. 10. 1922, Speyergaublätter 1926 Nr. 3. Vgl. auch Wehrhan, Die Sage S. 34 f.: Persische und nordische Beispiele.

Aufnahme und Fortbildung. Sie knüpfen sich in der Pfalz vor allem an die Belagerung der Burg Lindelbrunn, bei der er von einem gegenüberliegenden Berg aus die ganze Burgbesatzung bis auf einen Mann niederschoß. Auch die Apfelschußgeschichte scheint in der Fantasie des Volkes üppig weiter gewuchert zu haben, neuerdings sicher gefördert durch Schillers Wilhelm Tell. In Frankental erzählt man von einem Mann, der seinem Sohn mehrere Male eine Kartoffel vom Kopf schoß, bis ihm die Polizei endlich das gefährliche Handwerk legte und in Pirmasens ereignete sich 1936 ein ähnlicher Fall mit leider tödlichem Ausgang.

Haben diese Zauberergeschichten trotz Teufelsbund im Grunde ein humoristisches Gepräge und entgleiten so in ihrem ergötzlichen und unterhaltsamen Ton schon halb dem ernsten Bereich der Sage, so ist das Dämonische bei ihrem weiblichen Gegenstück, der Hexe, durchaus beherrschend. Der Begriff der Hexe ist jedoch, wie er heute im Volke lebt, weit mehr als der eines weiblichen Zauberers, er ist geformt durch die Inquisitionstheologie, vor allem durch den Malleus maleficarum (Straßburg 1487). In ihm sind viererlei Vorstellungen verbunden: 1. Pakt und Buhlschaft mit dem Teufel. 2. Ketzerei, d. h. Kult fremder Gottheiten. 3. Schadenzauber. 4. Flug durch die Luft und Tierverwandlung.

Seiner Herkunft nach mag vieles in diesen Vorstellungen altem Volksglauben entstammen, so Alptraummotive oder der nächtliche Ausritt, in dem sich vielleicht Beziehungen zum Wodansheer erkennen lassen[8]) oder Hinweise auf ekstatische Kultgebräuche wie Tierverwandlungen, in ihrer dämonischen Ausgestaltung des bösen Prinzips in Menschengestalt ist sie geschaffen durch die Theologie.

Wir können die Tätigkeit der Hexen in der pfälzischen Volkssage in zwei Gruppen zusammenfassen: 1. den Hexenausritt zum Tanzplatz und zur Gesellschaft des Teufels, 2. Belästigung und Schädigung der Mitmenschen durch die Hexe, sei es durch ihre persönliche Ausfahrt in Tiergestalt oder durch Fernzauber. Ihre übernatürlichen Fähigkeiten verdankt die Hexe wie der Zauberer dem Bund mit dem Teufel, nur daß hier der Bund nicht als Pakt, sondern als geschlechtliche Vereinigung gedacht ist. Eine schwüle theologische Fantasie hat im Anschluß an jüdische Mythologie im Mittelalter dieses Motiv in eifrigen Diskussionen entwickelt[9]), bis es im Hexenhammer ein Ausmaß erreichte, das eine unglaubliche Verhöhnung und Verteufelung der Frau bedeutete.

Die pfälzische Volkssage erzählt von der Gemeinschaft der Hexen mit dem Teufel nur noch in der Form des Hexenballs. Die Hexen reiten um Mitternacht auf Besen durch Türen und Schornsteine hinaus und versammeln sich an besonderen Plätzen, oft an Kreuzwegen, wo sie bis zum Morgengrauen ihre Tänze aufführen. Sehen wir uns diese Tanzplätze genauer an, so erkennen wir ihre besondere Bedeutung. Beim Weißen Kreuz im Bienwald bei Schaidt

---

7) Vgl. Hansen, Zauberwahn. Weißer-Aell, Hdwb. III 1827 ff.
8) O. Kurtz, Beitr. z. Erkl. des volkst. Hexenglaubens, 1916, S. 62 ff.
9) Hdwb. III 1343.

z. B. wächst auf dem Hexentanzplatz Hartheu oder Hexenkraut, es ist also wohl eine besondere Beschaffenheit des Bodens anzunehmen, die dem Volk die Veranlassung gab zu dem Glauben, daß es an dieser Stelle „nicht recht geheuer" sei. Ein bekannteres Beispiel sind die auch in der Pfalz zahlreichen „Hexenringe", die als Hexentanzplätze gelten, in Wirklichkeit aber dem Stickstoffentzug durch ringförmig sich ausbreitende Pilze ihre auffällige Dürre und Kahlheit verdanken. Fischer[10]) hat mit Recht auch auf die Zusammenhänge von Erdstrahlungen mit Wegruten und Kreuzwegen hingewiesen, wie überhaupt die neueste Wissenschaft den Erdstrahlen wieder größere Aufmerksamkeit zuwendet. Eine Untersuchung der immer genau festgelegten Hexentanzplätze nach diesen Gesichtspunkten könnte daher wohl wertvolle Aufschlüsse über Naturbeobachtung und Naturerfahrung des Volkes bringen. Ein solcher bekannter Hexentanzplatz ist auch der Schäferplacken bei der Altenbaumburg, einer Waldlichtung, die nie aufgeforstet wurde, da, wie das Volk weiß, doch kein Baum hier gedeihen würde. Andererseits aber dürften sich zahlreiche dieser Hexentanzplätze auch als ehemalige heilige Stätten der Alten ausweisen, die nun den Fluch der Kirche tragen müssen. So gilt eine vermutliche Kultstätte auf dem Frauenberg bei Bergzabern als Zusammenkunftsort übler Zauberinnen mit dem Teufel und seiner Großmutter. Wieweit wir bei dieser Zusammenkunft etwa an historische Erinnerungen wirklicher Geheimversammlungen denken dürfen, läßt sich von unserem Gesichtswinkel aus natürlich nicht entscheiden.

Die Zeit dieser Zusammenkünfte war die Walpurgisnacht vom 30. April zum 1. Mai, ferner die Nächte um den 1. November und ab 6. Dezember den ganzen Winter hindurch bis Faßnacht (Kindsbach), besonders die Neujahrsnacht (Mörlheim). Wenn die Hexen ausreiten wollen, salben sie sich und sprechen die Worte: „Über Hecken und Stauden!" Daran knüpft sich die humorvolle Geschichte von dem Knecht, der in der Übereilung „Durch Hecken und Stauden" sagte und übel zerzaust auf dem Hexentanzplatz ankam (Ebernburg)[11]). Wo die Hexen durchreiten, verderben sie alles. So steht in der Nähe von Namborn ein alter Baum, der zur Hälfte dürr, zur Hälfte noch grün ist. Zwischen den beiden Teilen des sich in zwei Stämme teilenden Hauptstammes ist eine Hexe durchgeritten; daher bleibt die eine Hälfte dürr. Nach einigen Sagen ist es sehr gefährlich für jeden Mann in die Nähe der tanzenden Gesellschaft zu kommen. Nur der Teufel ist unter den Weibern. Wehe, heißt es, dem, der verkleidet sich zu ihnen gesellt oder auch nur zufällig in ihre Nähe kommt (Wasgau, Mörlheim). Andrerseits gelang es aber dem erwähnten Ebernburger Knecht doch zum Ball zu kommen und zu beobachten. Er erlebte einen mächtigen Saus und Braus, sah auch den Herrn des Festes die Runde machen. Aber der war nicht mit Säcken behangen, sondern trug goldgestickte Gewänder. Da entdeckte der Knecht den Pferdefuß. „Jesus Christus", entfuhr es ihm. Und blitzschnell stob die Versammlung auseinander.

---

[10]) Hanns Fischer, Aberglauben oder Volksweisheit, Breslau 1936.

[11]) Weitere Parallelen zu dieser Sage aus dem Harz und aus Bayern bei A. Becker, Pfälz. Museum 1904 S. 44 f.

In Kindsbach hatten sich einmal zwei Förster am Hexentanzplatz versteckt. Als der Wirbel losging, wollte der eine schießen; aber der Schuß traf nicht. Er fluchte: „Der Teufel soll das Gewehr holen!" Da war es seinen Händen entschwunden. Die Hexen hatten es ihm abgenommen und schossen damit wiederholt in die Luft, und es war doch nur eine Patrone im Lauf gewesen. Um 1 Uhr verschwanden die Hexen. Am nächsten Morgen aber fand der Förster sein Gewehr wieder in den Heidelbeersträuchern. In Kindsbach ereignete sich auch folgende Geschichte: Eine Hexe fiel beim Tanzen; sie tat sich wohl nicht weh, konnte aber nicht mehr tanzen. An dem Platz aber, an dem sie gefallen war, entstand wie hingehext ein Baum ohne Wurzel. Auch lag im Boden unter dem Stamm plötzlich ein großer Stein, welcher der von den Hexen gewünschte Standort des Baumes sein soll. Der Baum mit dem Stein erhob sich alsbald selbst in die Höhe und stürzte dann wieder herunter auf seinen alten Platz. Dort blieb er stehen und wuchs weiter wie jeder andere Baum. Jetzt erst konnte die Hexe im Reigen mittanzen.

Ihrem Aussehen nach werden die Hexen geschildert als dürre, gebeugte, bucklige Gestalten mit spitzer Nase, mit knochigen Fingern und langen Nägeln, mit großen, rotgeränderten, glühenden Augen und wenig Sehkraft. Sie tragen daher eine Katze auf der Schulter, die für sie ausgucken muß, sie sind sehr flink, haben eine gellende Stimme und die Haare stehen ihnen strack vom Kopf nach allen Richtungen ab. Diese Vorstellung von der Hexe hat sicher manche knöcherige, grandige, alte Frau, die wirklich nicht mehr als „Brot essen" konnte, in den Ruf der Hexerei gebracht. Vor allem aber mögen es meist solche Frauen gewesen sein, die von Ahnen und Urahnen überkommenes Heilwissen weitertrugen und übten und dafür von christlichen Priestern und pharisäischen Gelehrten in gleicher Weise der Zauberei beschuldigt wurden, wobei denn freilich dieses Heilwissen selbst sich mehr und mehr in dummen Zaubermixturen verlor. Die Hexe von Bechhofen, besonders aber die Hexe von Böckweiler sind Beispiele für diese Gestalten, die es einst in jedem Dorf gegeben hat. Eine belanglose Drohung der Frau wird als Anhexen einer Krankheit gedeutet, von der wiederum nur die Hexe befreien kann. Sie tut es in Böckweiler durch ihr Allheilmittel: Räucherung mit Hühnerkot.

In Fischbach glaubte man, daß derartige Hexen nur durch unmittelbares Berühren oder den bösen Blick wirken können. Eine Wöchnerin beschuldigte z. B. ihre eigene Mutter, sie habe durch ihren Blick den Säugling krank gemacht. In Otterbach faßte eine Frau wie zufällig ein Kind am Knie. Von dem Tag an stellte sich das Mädchen nicht mehr aufs Knie, das Knie schwoll dick an. Als man es öffnete, war ein Büschel Werg drin[12]).

Meist übt die Hexe in nächtlichen Streifzügen ihren Schadenzauber. Sie zeigt in diesen Fällen enge Verwandtschaft mit Alpgeistern. Die größte Gefahr vor Hexen besteht natürlich in den Hexennächten. Sie wollen dann in die Häuser eindringen und die kleinen Kinder verhexen. Es gibt zum Schutz verschiedene Mittel: In Fischbach steckte eine Frau jeden Abend ein Küchenmesser mit den

[12]) Kleeberger, Volkskundliches aus Fischbach S. 43.

drei höchsten Namen ans Fenster, damit die Hexe sich daran schneide, wenn sie einen Besuch wage[12]). In Kindsbach muß man einen Besen umgekehrt hinter die Tür stellen vor das Schlüsselloch. Dann können sie nicht durch das Schlüsselloch hinein. Sie bitten und flehen um Einlaß; wenn sie sehen, daß sie nicht herein dürfen, begeben sie sich in den Stall. Dort brechen sie aus einer Kette ein Glied und legen es zwei Tieren um den Hals. In Erfweiler legte man zum Schutz vor Hexen einen Besen vor die Türschwelle; denn über Besen zu schreiten, so erzählt man dort, hat der Teufel den Hexen verboten. Außerdem mußte man sich streng hüten, einer Frau, die einmal als Hexe aus einem Haus vertrieben war, irgendeinen Gegenstand aus diesem Haus zu leihen, da die Hexe dadurch wieder Gewalt über das Haus bekam. Auch darf man kein Geschenk von ihr annehmen. Ein Knabe aus Landau, dem eine Hexe einen Apfel gab, wurde danach jeden Abend nach dem Betglockläuten wie von unsichtbaren Gewalten gequält. Erst als man ihn Weihwasser trinken ließ, hörte das auf. Meist treibt die Hexe ihr Unwesen im Stall. Sie erscheint dann in verschiedenen Tierverwandlungen, besonders aber als Katze. Die hierher gehörigen Sagen wurden bereits behandelt. Die Vorstellung der Hexe wird eben immer dann gern eingesetzt, wenn ein Unglück im Stall den Bauern überrascht. Sie enthebt ihn dann aller weiteren Nachforschung nach Gründen und Ursachen und aller Selbstvorwürfe. Ja selbst, wenn das Vieh durchbrannte oder gestohlen wurde, ist es am bequemsten, dies mit übernatürlichen Mächten, mit Hexerei, zu erklären.

Auch Mäuseplage kann man mit diesem Hexenzauber erklären. So lebte in T. bei Kaiserslautern eine Frau, die des Mäusemachens vermittels eines Schnupftuches verdächtig war. Ja, selbst Wetter zu machen, waren die Hexen imstande. Manche glaubten, sie brauen das Unwetter in einem großen Kessel, um die Saat zu verderben. Es gibt auch bestimmte Orte, Wetterecken, wo man sich den Aufenthalt der Wetterhexen dachte, so die Kleine Kalmit bei Landau. Eine andere Sage erzählt von einem Mann aus Oggersheim, der mit einer geweihten Kugel in eine Gewitterwolke schoß; da fiel aus dieser eine nackte Frauengestalt tot zur Erde, worauf das Gewitter sich augenblicklich verzog. In diesen Sagen von den Wetterhexen fließen orendistische und animistische Züge ineinander. Die Hexe erscheint als Bereiterin des Unwetters vermittels ihrer Zaubermittel, aber auch als Windgeist selbst.

Lassen diese Sagen die Hexe als einen menschlichen Dämon erscheinen, der aus reiner Lust am Bösen und der Schädigung der Mitmenschen sein Wesen treibt, so erscheint in andern Sagen die Zauberei als Zauber zu eigenem Vorteil. Es gibt auch hier verschiedene Typen, die in allen Gegenden Deutschlands immer wiederkehren. Einer davon ist die Butterhexe. In einer Sage von Marth wird eine arme Frau, die auf den Dörfern ihre Butter sammelte und nach St. Wendel auf den Markt trug, dieser Zauberei beschuldigt; weil sie immer Butter hatte, geriet sie in diesen Verdacht bei andern Butterfrauen. Man paßte ihr auf und wollte sie dabei entdeckt haben, wie sie mit einem Stäbchen ein kleines Klümpchen Butter in einer Wasserpfütze, ein ander Mal im Schnee, wieder ein anderes Mal in einem Haufen Schmutz zu einem großen Klumpen

rührte. Reich wurde sie dabei freilich nicht und der gehässige Neid ihrer Kolleginnen war daher auch ganz überflüssig.

Ein zweiter Typ ist die Milchhexe. In Hefersweiler wurde eine Frau dabei entdeckt, wie sie aus einem Handtuch Milch molk, während man von einer Kuh im Nachbarstall vergeblich Milch zu bekommen suchte. Die geschädigte Frau suchte nun der Hexe zuvorzukommen. Es gelang ihr, einen Eimer voll Milch zu melken, und um den Bann der Hexe zu brechen, hackte sie mit einer Sichel gehörig in der Milch herum. Nach ein paar Tagen sah man die Hexe mit verbundenem Kopf umherlaufen. Ähnlich kam man einer Hexe von Erfweiler bei, die eine Kuh aus Gehässigkeit so verhexte, daß sie rote Milch gab. Man goß die Milch in eine weite flache Schüssel und stellte diese genau in die Mitte des Tisches. Die Haustür wurde fest verschlossen und Schloß und Riegel durch drei Kreuze besonders gekennzeichnet. Dann versammelte sich die ganze Familie und jedes schlug mit geweihten Haselgerten in die Milch oder stach mit dem Messer oder der Gabel hinein. Nach kurzer Zeit erschien jemand an der Tür und begehrte unter Betteln und Flehen Einlaß. Erst am dritten Tag aber schenkte man dem Flehen, als es im Namen Jesu Christi geschah, Gehör. Da erschien die Hexe. Alle Schläge und Stiche, die in die Milch gegangen waren, hatten sie getroffen. Winselnd und stöhnend bat sie, nicht mehr in die Milch zu schlagen und zu stechen. Die Kuh aber war entzaubert und die Hexe ersetzte allen Schaden. Ein Bauer aus Vogelbach machte eine Stallhexe dadurch unschädlich, daß er einen Gartenpfosten, an dem sich die Hexe nachts zu schaffen machte, ausriß, die rote Milch in das Loch schüttete und den Pfosten wieder einsetzte. In Waldkrehweiler stahl eine Hexe nachts in Katzengestalt Fleisch aus dem Fleischerladen.

Überblicken wir noch einmal den ganzen Bereich des Zauber- und Hexenglaubens, soweit er nicht der animistischen Vorstellungswelt angehört, so müssen wir als kennzeichnend feststellen: Diese Menschen sind Träger einer besonderen Macht, Besitzer eines Orendas, jedoch nicht auf Grund selbstschöpferischen Kraftwillens vermöge ihrer Manipulationen und Zaubersprüche. Vielmehr erscheinen sie ausnahmslos gewissermaßen als Lehensträger einer höheren Macht, des Teufels. Diese Beziehung, die dem Volk meist bewußt ist, ordnet sie damit ein in den christlichen Dualismus in der Gottesauffassung, die nach dem Dogma den Teufel zwar Gott untergeordnet sein läßt, ihm aber gleichwohl den Besitz „göttlicher Macht" zuspricht. Feinheiten, die die christliche Dogmatik ausgetüftelt hat, um den Monotheismus zu retten, sind dem Volk kaum begreiflich. In der Vorstellung des Volkes erscheint der Teufel einfach als der große Gegenspieler Gottes. Machtmäßig gesehen mag darin die altgermanische Auffassung des Lebens in der Natur als ein steter Kampf der Kräfte beherrschend geblieben sein. Die Art der Ausübung dieser Macht aber widerspricht auf schärfste germanischem Empfinden und ihre Träger stehen daher in schroffstem Gegensatz zu jenen Gestalten, die wir als Ausdruck freundlicher und feindlicher Naturgewalten im ersten Teil unserer Arbeit kennen lernten. Die Wunder, die diese Träger der Teufelsmacht ausüben, sind immer eine Durchbrechung der Naturgesetze, eine unberechenbare Beeinträchtigung des natürlichen

Ablaufs der Geschehnisse. Sie lassen den Glauben an den Erfolg eigener menschlicher Kraft und Mühe ebensosehr vermissen, wie das Verständnis für das sinnvolle Kräftespiel in der Natur; sie setzen vielmehr einen faulen bequemen „Hebelglauben" voraus[13]).

b) Gotthörige Wundertäter.

Nicht anders aber steht es mit den meisten Wundern der christlichen Kirchengeschichte, nur daß die Wundertäter ihre Vollmacht nicht vom Teufel, sondern von Gott haben.

In einigen biographischen Heiligenlegenden äußert Gott selbst seinen Willen zum Schutze oder zur Rettung des Heiligen durch ein plötzlich eintretendes Naturereignis oder ähnliches. Als z. B. Pirminius bei Pirmasens auf einem Felsen das Christentum predigte, da stürmten „wilde, blutrünstige Heiden", die nichts von dem neuen Gott wissen wollten, auf ihn ein und wollten ihn erschlagen. Da zuckte ein Blitz vom Himmel und spaltete den Fels und der Prediger stand sicher auf dem abgetrennten Block, der heute noch als „Kanzel" im Wald zu sehen ist.

In andern Sagen aber geht diese Macht vom Heiligen selbst aus, der wie der Zauberer durch Manipulationen und Zaubersprüche den Teufel, so durch Gebet, Segenssprüche oder heilige Handlungen Gott zu Hilfe ruft und eine Durchbrechung des natürlichen Ablaufs der Dinge erreicht. Erinnert sei an die Quellerweckung durch den heiligen Servatius bei Speyer. Meist aber ist es schon die heilige Macht, die von der betreffenden Person ausstrahlt, allein, die Wunder wirkt. Das Urbild dieser Art von Wundererzählung finden wir im Lukasevangelium 5, 17 „Und die Kraft des Herrn ging von ihm aus und er half jedermann". Als Beispiele seien hier die Sagen vom heiligen Philipp von Zell erwähnt. Aus seiner Hand nahmen wilde Vögel Futter, um dann dankbar singend davonzufliegen. Die Hasen leckten ihm die Füße. Diebe, die ihm Ochsen stahlen, suchten sich vergeblich von ihm zu entfernen. Morgens standen sie wieder vor seiner Tür und fielen ihm zu Füßen. Butterweiche, süßliche Romantik finden wir in diesen Geschichten oft, wo die Zauberergeschichte mehr durch rauhen, derben Humor gekennzeichnet ist.

Ein ethisches Moment tritt gelegentlich hervor. Haben Zauberer und Hexen ihre Macht durch den Bund mit dem Teufel, so verdienen sich die Heiligen die ihre durch Gesetzesfrömmigkeit im Sinn der Kirche. Leidet diese Frömmigkeit auch nur durch das geringste unrechte Handeln, so geht das Orenda verloren. So öffnete sich vor dem heiligen Cyriakus das Stadttor von Deidesheim immer von selbst. Als er jedoch bei Glatteis aus einem Weinberg einen Wingertsbalken nahm und als Stock benutzte, blieb das Tor verschlossen. Erst als er den Balken wieder zurückgebracht hatte, sprang das Tor wieder auf bei

---

[13]) Vgl. K. v. Spieß, Dt. Volkskunde ... S. 126.

seinem Herannahen. Statt des Tores kennt eine andere Wendung ein selbstläutendes, silbernes Glöcklein.

Auch den Toten geht dieses Orenda nicht verloren. Als ein Großer des Frankenkönigs Pippin vor einem Feldzug den Segen des heiligen Philipp von Zell suchte, fand er diesen bereits auf der Bahre. Von Schmerz überwältigt klagte er laut. Da richtete sich der Verklärte auf: „Ziehe hin, alles wird dir mit Gottes Hilfe gelingen!", segnete ihn und legte sich wieder nieder. Das Orenda bleibt in den Überresten, ja in allem, was der lebende oder tote Leib berührte. Dieser Vorstellung verdanken die Reliquien der katholischen Kirche ihre wundertätige Wirkung.

Erwähnt sei hier die Geschichte von dem Grenzstein des heiligen Remigius auf dem sog. Remigiusland bei Kusel. Dieser soll von dem Heiligen in eine Baumhöhle gesetzt worden sein und allen denen Unheil gebracht haben, die versuchten, ihn zu entfernen. Einem, der den Baum umhauen wollte, verdorrte die rechte Hand und die Augen erblindeten. Ein Förster, der behauptet hatte, das Land sei Königsland, stürzte mit dem Pferd und zerschellte sein Haupt an einem Baum. Diese kleine Geschichte, die als Wundertat des heiligen Remigius fromme Verehrung bei dem gläubigen Volk beansprucht, hat aber einen sehr realen Hintergrund. Ihre Entstehung, die von L. H. Baum nachgewiesen wurde[14]), ist sehr aufschlußreich für die Herkunft vieler ähnlicher frommer Legenden. Die Geschichte findet sich aufgezeichnet in der Lebensbeschreibung des Remigius von dem Erzbischof Hinkmar von Reims (806—882), eines der bedeutendsten Kirchenfürsten des Westreiches und seiner Zeit überhaupt. Die Vita ist eine kirchenpolitische Schrift mit der Tendenz den Vorrang des Reimser erzbischöflichen Stuhles in der überragenden Heiligkeit seines großen Vorgängers, des Wundermannes Remigius zu begründen. So erzählt er von ihm unbedenklich die fantastischsten Wundergeschichten, oft als einfache Kopien nach dem Leben Jesu, fälscht ein Testament, um den territorialen Rechtsanspruch der Reimser Kirche auf Kosla und Gleni (Kusel und Altenglan) zu erhalten und erzählt auch das Grenzsteinwunder mit der offensichtlichen Absicht, diesem Besitzrecht im Volke transzendentale Gültigkeit zu verschaffen. Mit dem mangelnden, historischen Sinn des Mittelalters läßt sich ein derartiges Machwerk kaum entschuldigen. Auch der Jesuit Suisken, der das Leben des Remigius in den Acta Sanctorum behandelt, bezeichnet die Vita als ihres Verfassers unwürdig. Eine historische Bedeutung erhält unsere Sage dadurch aber, daß sie nicht nur Zeugnis eines lokalen Klosterstreites ist, sondern eine der ersten Grenzauseinandersetzungen zwischen Deutschland und Frankreich zum Hintergrund hat. Durch den Vertrag von Verdun (843) war das Ländchen an Deutschland gefallen. Hinkmars Politik aber gelang es, daß es bei der Mersener Teilung (870) als französisches Klostergut zurückgegeben werden mußte.

Besonders wird das Heiligenbild zum Träger des Orendas. Zahlreiche Wundergeschichten sind Berichte solcher Reliquienwunder. Die theologische

[14]) L. H. Baum, Remigius und das Remigiusland. Sondernummer des Heimatblattes, Kusel etwa 1910. Weitere Lit. Bruno Krusch, Reimser Remigiusfälschung, Neues Archiv 1895.

Lehre, daß die eigentlich wirkende Macht Gott ist, geht dabei dem Volksbewußtsein meist ganz verloren. Für das Volk ist das Bild oder höchstens der Heilige, den es vertritt, die wunderwirkende Macht. Das Bild ist zum Träger dieser übernatürlichen Macht geworden, es ist „heilig" in jener ursprünglichen, an kein Religionssystem gebundenen Bedeutung des Wortes, nämlich „mit besonderer Kraft erfüllt". Wir können verschiedene Wundergruppen auseinanderhalten.

Das sprechende Bild: In einer Speyerer Domsage spricht das Bild des Jesuskindes, als ihm von einem Knäblein ein Bissen Brot angeboten wurde, wohl im Anklang an die Kreuzesworte: „Mußt nicht mehr weinen, Kindchen, über drei Tage sollst du mit mir zusammen essen." Das Kind war am dritten Tage tot. Den heiligen Bernhard begrüßt das Marienkind im Speyerer Dom mit den ungnädigen Worten: „Sancte Bernarde, unde tam tarde", ein Gruß, der in einer volkstümlicheren Wendung zu einem freundlichen „Sei mir gegrüßt, o Bernhard!" geworden ist. Auch Cäsarius von Heisterbach[15]) berichtet von einer solchen visionären Erscheinung der Jungfrau Maria, die ein Nachfolger des heiligen Bernhard hatte. Diese Geschichten stammen aus einer Zeit, in der die durch Kasteiung und leidenschaftlichste Weltverneinung gewaltsam unterdrückte Welt- und Sinnenfreude sich, besonders beim Mönchtum, Luft macht in einer inbrünstigen Marienverehrung. Mit klagenden Lauten soll das Muttergotteskind von Forst drohende Kriegsgefahr, Krankheit und Teuerung verkündet haben.

Das blutende Bild: Als das Marienbild von Gräfinthal, das vor der Stiftung des Klosters dort unter einem Baum gestanden haben soll, von einem vorüberziehenden Ungläubigen mit einem Pfeil verletzt wurde, floß wunderbarerweise Blut aus der Wunde. Dieselbe Sage kennt auch das Motiv des unverbrennbaren Bildes. Die Muttergottes heißt daher seit dem vergeblichen Verbrennungsversuch in der französischen Revolution: Schwarze Mutter Gottes von Gräfinthal. Auch die Speyerer Muttergottes erwies sich als unverbrennbar, wie auch das Muttergottesbild von Forst wunderbarerweise Zerstörung und Plünderung überstanden hat.

Ein weiterer Wundertyp ist das wandernde Bild: Dreimal sucht man vergeblich ein Heiligenbild in einer Prozession nach einer anderen Kirche zu überführen. Am nächsten Morgen steht es immer wieder an seinem alten Platz. Erzählt wird dieses Motiv von den Marienbildern zu Kirchmohr und Ranschbach und dem Bild der heiligen Gertrud von Erlenbach. Ähnliches berichtet man auch vom Baumaterial einer Kirche, das angefahren wurde, am nächsten Morgen aber sich wunderbarerweise in einem andern Ort befand. Dreimal wiederholt sich der Vorgang, bis die Kirche an dem neuen Ort erbaut wird. In Leimen ließ sich sogar ein Zimmermann auf einen Balken binden; am andern Morgen fand er sich mitsamt dem Holz an einem andern Platz und wußte nicht, wie er dort hingekommen war.

Daß Wasser durch ein darinliegendes Bild Heilkraft bekommt (Eschringen, Niederhochstadt), ist eine Umdeutung altgermanischen Heilglaubens und Heilwissens.

[15]) Dial. mir. Abtl. VII Kap. 11.

Alle diese Sagentypen sind Berichte von der Entdeckung der Wunderkraft eines Bildes, dem dann auch heilende Wirkung zugeschrieben wird. Wallfahrten beginnen und die Wunder vermehren sich ins Ungemessene. Geschäftstüchtige Priester zeichnen auf und geben in Werbeschriften die Listen derartiger Geschichten heraus. Der wirklich religiöse Gehalt solcher Schriften ist dann meist sehr gering. Es ist ein magischer Do, ut des-Glaube, der meistens in diesen Geschichten lebt. Ein Beispiel aus einer Gräfinthaler Wundersammlung[16]: Der Sohn eines „gotselig Ehvolck" zu Mespach bei Kaiserslautern geht abends frisch und gesund zu Bett, liegt morgens tot. Die Eltern tun ein Gelübde zu Maria und versprechen den besten Ochsen. Die gütige Jungfrau erhört ihr Gelübde und kommt gleich zu Hilfe; denn alsbald ist der arme Knabe wieder gesund, frisch und lebhaft. Die weitaus größte Zahl dieser Legenden dürfte überhaupt nicht im Volke ihre Ausbildung erfahren haben, vor allem soweit sie biographischer Natur sind. Durch Predigt, Traktat und Kalenderliteratur und neuerdings durch das christliche Sonntagsblatt werden sie immer wieder ins Volk getragen und wach gehalten. Oft handelt es sich dabei auch um Wandersagen, die erst spät eine Lokalisierung oder Übertragung erfahren haben. So dürfte z. B. die oben erwähnte Sage von dem frommen Knäblein im Speyerer Dom durch das ganze christliche Abendland gewandert sein[17].

Viele christliche Wundergeschichten verdanken ihre Entstehung dem Zustand religiöser Verzückung. Einige Sagen weisen sich als visionäre Erlebnisse überreizter Gemüter aus. Besonders in religiös erregten Zeiten wie an Weihnachten, oder auch am Abend oder bei Nacht haben Leute Visionen von Christus, Maria, den Engeln, der Christkindswiege, der Monstranz und ähnlichen heiligen Dingen, mit denen sich ihr Gemüt ganz intensiv beschäftigte (Pirmasens, Kindsbach) oder sie hören Glockenklang und Meßgesang und Orgeltöne (Marenheim). Die zahlreichen Sagen von versunkenen und vergrabenen Glocken sollen einmal später näher behandelt werden.

Über diese Sagenmotive, die Gemütserregungen ihre Entstehung verdanken, hinaus aber besitzt die Glocke in anderen Sagen geradezu auch ein Orenda, wie jene Bilder von Heiligen, das sie zum Sprechen und selbständigen Handeln befähigt. Nicht nur in der priesterlichen Weihe, die ihr zuteil wird, mehr noch in der Andacht, die ihr Klang im Menschenherzen weckt und die sie so fast unlöslich mit jeder religiösen Erhebung verbunden sein läßt, dürfte die Wurzel zu dem Glauben zu suchen sein, der der Glocke übernatürliche Kräfte zuschreibt. Wie ein Freund begleitet sie ja auch den Tageslauf und Lebensweg des Menschen mit ihrem ehernen Jauchzen und Klingen, mit ihrem Rufen und Mahnen. Ist es dann ein Wunder, wenn der Mensch Glockenstrang und Küster vergißt und ihm ihr Klang als die Stimme einer höheren Macht ans Ohr klingt. Wunderbar tief empfunden die Sage von den Speyerer Kaiserglocken, die beim Tod eines Kaisers von selbst zu läuten begannen: dumpf, feier-

[16]) Das Büchlein wurde bei einem Landmann in Bebelsheim gefunden. Es ist verfaßt von Fr. Fridericus Schaal, Ord. S. Wilh., gedr. 1671, Titel zerstört. Teilweise abgedr. Palatina 1889 S. 315 ff.

[17]) Karl Lutz, Pfälz. Museum 1930 S. 124 ff.

lich und schwer die große Kaiserglocke, als der im Volk beliebte, von der Kirche aber gebannte und vom eigenen Sohn verfolgte Heinrich IV. starb, kläglich bimmelnd die Armesünderglocke beim Tod seines verhaßten Sohnes. Die Sage überträgt übrigens einen verbreiteten Sagenzug, wonach beim Tod, beim Begräbnis oder bei der Translation eines Heiligen die Kirchenglocken von selbst läuten. Der rationalistischen Erklärung dieses Motivs von E. A. Stückelberg[18]), wonach Bilder mit läutenden Glocken ohne sichtbaren Glöckner die Vorlage des Sagenmotivs gewesen sein sollen, kann ich mich nicht anschließen.

Das gemütvolle Verhältnis, das der Mensch zu dem Geläut seiner Heimatkirche hat, drückt sich aber auch mit umgekehrter Aktivität in der Anhänglichkeit der Glocke aus. Eine zu Kriegszeiten versenkte und nicht wieder aufgefundene Glocke des Klosters Hirsau klingt heute noch mit, wenn Glockengeläut durch das Glantal hallt. In Grünstadt sollen in der Franzosenzeit beim Herannahen des Feindes die Glocken von selbst verschwunden sein. Als im Dreißigjährigen Krieg die Franzosen die Horbacher Glocke rauben wollten, rief diese laut und verständlich:

Susanne heiß' ich,
die Gewitter vertreib' ich,
und in Horbach bleib' ich!

Nach einer anderen Wendung flog die im Brunnen versteckte und dann entdeckte Glocke sogar von den erschrockenen Franzosen davon und rief das Sprüchlein. Dieselbe Glocke soll auch dann einmal ein schweres Gewitter vertrieben haben. Gewitterabwehrende Macht schreibt ein Spruch auch einer Glocke aus dem untergegangenen Lindesheim zu, die von einem Eber ausgewühlt und in Colgenstein aufgehängt wurde:

Susanne wurd ich genannt,
da mich der Eber fand,
zwischen Erl' und Weiden,
wo sich die Gewitter scheiden.

Am schönsten zeigt sich die Verbundenheit der Glocke mit dem Schicksal der Menschen in der Sage von dem Eschringer Silberglöcklein. Im Wiesengrund vergraben klingt es oft aus weiter, verlorener Ferne. Ein alter Klosterbruder aber habe gesagt: Sobald in der Gemeinde die altererbte Zwietracht zu schwinden anfange, hebe sich das Glöcklein um einige Fuß und werde endlich am Festtage allgemeiner Versöhnung an der Oberfläche erscheinen.

2. Anthropozentrisches Gotteserlebnis und theozentrische Gottesoffenbarung.

Wir fanden in den Gestalten des Naturglaubens und Seelenglaubens sowohl wie in den menschlichen Trägern besonderer Kräfte Offenbarungen übernatürlicher Mächte. Diese Mächte bestehen aber nicht an sich, sondern in der

[18]) Das Glockenwunder, Schweiz. Arch. f. Volkskunde 22, 1919, S. 202.

Erlebniswelt des Menschen und unsere Sagen sind die Berichte ihrer Offenbarungen. Wundt spricht von dem „Ursprung des Mythus aus dem Affekt“[19]. Eine doppelte Art des Erlebnisses können wir feststellen: 1. ein primäres Naturerlebnis aus freier vertrauender Seele. In dem Geschehen der Natur offenbaren sich übernatürliche Mächte. Der Mensch erlebt sie mit dem Schauer der Ehrfurcht, sucht aber zugleich offenen Herzens und stets fragenden Sinnes ihr Wesen zu ergründen. Bildhaftes Denken findet dann die wirkenden Kräfte in Wesen von menschlicher Art, aber übermenschlichen Möglichkeiten. Diese Wesen werden als freundlich und feindlich erlebt, wie sich auch die Natur bald segnend, bald verderbend gebärdet. Diese Mächte besitzen aber ihre Macht aus eigener Selbstherrlichkeit. Sie sind nicht Beauftragte einer höheren Instanz, eines über sie gesetzten ebenso persönlich gedachten Gottes. Monotheismus liegt der Volkssage ganz fern. Freilich sind diese Gestalten auch nicht Götter im üblichen Sinn. Wir lernten sie vielmehr kennen als symbolisierte Naturgewalten, also als Teile eines höheren, gemeinsamen Waltens, das in seiner Gesamtheit verehrt, aber nicht vorgestellt und gedacht wird. Wenn wir einen religionswissenschaftlichen Begriff für diese Art von Gottesvorstellungen wollen, so paßt am ehesten: Pantheismus. Höchstes gestaltendes und erhaltendes Prinzip ist das Schicksal.

Einen Abglanz finden wir in einigen Geschichten fatalistischer Prägung freilich, die den vergeblichen Versuch der Prädestination des Schicksals, die dem Menschen irgendwie bekannt geworden ist, zu entrinnen, zum Gegenstand haben, so die bereits erwähnte „G'hannstags“sage von dem Mann, der von einem Unglück träumte und dann im Bett, als er nach einer Mücke trat, das Bein brach (Wasgau). Auch die Geschichte von der Wahrsagerin von Hoheneck gehört hierher: „Wenn du so vorwitzig bist in die Zukunft zu schauen, so vernimm denn, daß einer der Pfeile, die du in deinem Köcher hast, den Nibling von Flörsheim, deinen Verlobten, treffen wird“, wahrsagt sie dem Fräulein von Hoheneck auf der Jagd; einer ihrer Pfeile, auf einen Raubvogel abgeschossen, dient dem Nebenbuhler wenige Tage später zum Meuchelmord an Nibling. Es lebt in diesen Sagen aber kaum mehr die ursprüngliche Schicksalsauffassung des bezeichneten Erlebniskreises.

Kennzeichnend ist also, daß dieses Erleben nicht einen Gott, sondern eine Gottheit kennt, die in allem Leben der Natur wirkt und nur in Teilerscheinungen in menschenähnlichen Formen vorgestellt wird. Kennzeichnend ist ferner, daß es seinen Schwerpunkt hat in dem Suchen, Erkennen und Gestaltenwollen einer freien Seele, die zunächst das Wirken der Gottheit in bildhaften Offenbarungen erlebt. Je mehr die Verstandeskräfte sich ausbilden und die Fähigkeit zunimmt Gesetze zu erfassen, Ursachen und Folgen zu erkennen, desto mehr verlieren diese Gestalten an erlebnismäßigem Wahrheitsgehalt. Ihre Wahrheit wird historisch, mythologisch. Das Wundersame taucht mit poetischer Anmut verklärt zurück in die Vergangenheit und es klingt wohl als geglaubte, aber nicht mehr gegenwärtige Wahrheit hinein in die Gegenwart: „Einst hausten in den

---

[19]) Wilh. Wundt, Völkerpsychologie Bd. IV S. 62.

Westricher Bergen die Riesen" ... Der Glaube der Gegenwart ist aber deshalb nicht erstorben unter dem Wust eines starren Wissens, vielmehr baut er über diesen stets wachsenden Erkenntnissen in lebendiger Zusammenordnung auf und gestaltet sich in stets neuer, weiter ausgreifender, erlebnismäßiger Schau ein großes Weltbild. In dieser Schau aber stirbt die Gottheit nicht mit den verblassenden, persönlichen Zügen ihrer Symbole, sondern sie wächst mit der wachsenden Weite und Tiefe der Seele und sie bleibt ewig gleich nah und unmittelbar als innerster Ergebnisgehalt der Seele. Das ist das eine Gotterlebnis, das nordischem Artgesetz entstammt, das wir auch noch in vielen pfälzischen Sagen durchblicken sehen. Wir nennen es anthropozentrisch.

Ein zweites Gotteserlebnis überdeckt dieses erste zu einem großen Teil und findet zu einem andern Teil auch noch eine selbständige Ausprägung. Wir können es vielleicht als sekundäres Naturerlebnis bezeichnen; denn nicht die ausgreifende Seele durchdringt das All mit ihrem Fragen und baut ihr Weltbild aus gefundenen Offenbarungen stets neu und selbständig, vielmehr liegt das Schwergewicht der Beziehung Mensch-Gottheit auf Gottheit. Die Gottheit ist gedacht als seiende, ewig gleiche Macht. Ihr Wesen und Wirken und ihre Erscheinungsformen sind gedanklich festgelegt und nun werden erst in zweiter Linie die Erlebnisse in der Natur nach diesen Formen gedeutet. Wir können diese Gottesoffenbarung als theozentrisch bezeichnen. Der Gottesbegriff erhält nicht vom Menschen aus, sondern der Mensch vom Gottesbegriff sein Maß zuerteilt. Diese Gottesauffassung, welcher Art sie auch sei, ob polytheistisch oder monotheistisch, auf welcher Entwicklungsstufe sie auch stehe, kann nicht nordischem Seelenleben entsprungen sein, weil sie seinem innersten Artgesetz widerspricht. Immerhin mag das christliche Religionssystem, das sie in Deutschland dogmatisch vertritt, durchaus aber nicht etwa in der erlebten Frömmigkeit aller „guten Christen", hier wohl schon eine gewisse Aufnahmebereitschaft vorgefunden haben. Die vom Germanentum aufgesogenen andersrassischen Volksteile sind ja nicht unbedeutend; vor allem sind im Rheingebiet ostische Elemente sehr stark eingemischt. Doch geht eine historische Betrachtung über den Rahmen dieser Arbeit hinaus. Wir haben hier nur die Überlagerung dieser beiden Gottesoffenbarungen in unserm Sagengut festzustellen.

Immerhin eröffnet sich uns von hier ein ahnender Ausblick in eine nun zwei Jahrtausende währende Tragödie der deutschen Seele, die im letzten ein Kampf dieses anthropozentrischen Gottes- und Welterlebnisses gegen ein wesensfremdes theozentrisches System ist.

Dieses System in christlicher Ausprägung bringt das Weltgeschehen auf die einfache Formel: Kampf zwischen Teufel und Gott, wobei aber gleichzeitig moralische Mächte mit einbezogen sind, d. h. der Teufel als die absolute Bosheitsmacht und Gott als die absolute Gutheitsmacht erscheint. Da auch dem nordischen Erlebnis die Welt sich als Kampf widerstreitender Kräfte offenbarte, ja, da es in diesem Kampf den Sinn des Lebens und den Urgrund aller Schöpfung erkannte, war es nicht allzu schwer, die christliche Gott-Teufel-Lehre langsam und unmerklich diesen Vorstellungen zu unterschieben. Gleichzeitig aber konnten die alten Naturmythen dem Volke verabscheuungswürdig

gemacht werden, indem man die im Volksbewußtsein lebendigen Gestalten des Naturmythus als Gesellen des Teufels hinstellte. Daß diese dabei aber auch selbst eine Wesensänderung erfahren mußten, ist eine Tatsache, die bisher kaum beachtet wurde. Sie waren nun nicht mehr der Ausdruck eines unmittelbaren Gotterlebnisses in der Natur, sondern wurden Teile, Beauftragte einer absolut gedachten Macht theozentrischer Art. Sie waren nicht mehr erlebnismäßige Wahrheiten, sondern ebenfalls absolute. Sie traten den Menschen als die erklärten Feinde gegenüber, die mit Willen und Absicht nur das eine Ziel verfolgten Böses zu tun, sie wurden Dämonen.

Da aber das theozentrische Religionssystem aufgebaut ist auf einer einmaligen Gottesoffenbarung, die unerschütterlich für alle Zeiten gilt, bietet es auch nicht die Möglichkeit, die Gottschau mit wachsenden Erkenntnissen und zunehmendem Wissen weiter und tiefer werden zu lassen. Im Gegenteil, jedes weitere Eindringen in die Geheimnisse der Natur und des Weltgeschehens bedeutet eine ungeheure Gefahr für diese Gottesoffenbarung; denn ihr System ist starr und unlösbar verknüpft mit Vorstellungen der Menschheitskindheit. Das Wissen bedeutet daher nicht eine Stärkung, sondern eine Untergrabung des Glaubens. Daher ist aber auch die Realität der Dämonen und ihres Herrn und Lehrmeisters, des Teufels, nicht etwa eine Zeiterscheinung des christlichen Mittelalters, über die die Kirche selbst zu vergeistigten und vertieften Formen hinweggeschritten ist, diese sind nicht etwa Gestalten, die den nun einmal zeitbedingten Berichten der Bibel angehören, oder die das deutsche Volk etwa als „primitives“ Erbe aus seiner Jugend überkommen hätte. Vielmehr haben diese Gestalten, da die Bibel in diesem System, als die einzige Gottesoffenbarung absoluten Wert besitzt, ebenfalls absoluten Wert. Sie existieren daher heute noch ebenso gut wie vor zweitausend Jahren in der Wirklichkeit und werden heute wie damals in das Volk hineinpredigt.

Wir erkennen jedenfalls daraus, daß es nicht angeht, hier von einer primitiven Vorstellungswelt zu sprechen, die einmal Allgemeingut der Menschheit war, also auch unseres Volkes, über die aber die höhere Kulturwelt hinweggeschritten ist, während die „niedere Schicht“ des Volkes bei ihr beharrte. Wir sehen vielmehr hier das Denken einer fremden Rassenseele, dem nie und nimmer, auch nicht in frühester Jugend, das selbsteigene Schaffen der nordischen Seele gleich gewesen sein kann, dem es aber gelang, so sehr eigene Werte umzudeuten und umzuformen, daß der echte Quell nahezu verschüttet wurde. Doch ist es immer noch so stark, daß wir den Widerstand gegen das fremde System fast überall noch spüren.

Betrachten wir noch die Teufelsgestalt. Sie ist der germanischen Mythologie ganz fremd. Innerhalb der indogermanischen Völkerfamilie kannten die Germanen am wenigsten einen eigentlichen Dualismus in ihren religiösen Vorstellungen. Wohl erscheinen als Gegner der fördernden und erhaltenden Mächte, der Asen, die Riesen, gelegentlich auch Loki oder Hödr, alle diese Mächte dienen jedoch auch wieder dem Guten. Die Teufelsgestalt ist vielmehr der alttestamentlichen Satansgestalt entwachsen als dem Ankläger, Verführer, Verderber, die im Neuen Testament eine weitere Ausbildung erfahren

hat und zum bösen Prinzip schlechthin wurde. Der einfache pharisäische Grundsatz des Christentums, alles, was ihm feindlich oder hindernd oder ablehnend in den Weg trat, als Teufelswerk zu brandmarken, führte natürlich bei dem Zusammenstoß mit den heidnischen Religionen dazu, daß man in ihren Göttern den Teufel selbst und seine Kreaturen, die Dämonen, erkannte und dem Volk den Abscheu davor predigte. So wurden auch die germanischen Gottesvorstellungen dämonisiert und wo es nur anging, erschien nun der Teufel persönlich, wo früher Wodan durch die Lande jagte, wo Riesen hausten und Elfen tanzten.

Die Volkssage läßt heute noch den Teufel in allen möglichen Gestalten des Naturmythus erscheinen. Als Wetterdämon z. B. hat er das Erbe Wodans angetreten in einer Sage von Burweiler. Seit die Annakapelle steht, soll er zwar alle Gewalt verloren haben; ein Rest seiner alten Macht blieb ihm aber doch, indem es ihm oft gelingt, am St. Annatag einen Regen-, Sturm- und Gewittertag werden zu lassen. Auch kann man an diesem Tag den Teufel bis in die Nacht hinein im Innern des Berges brummen, heulen, rumoren hören, aus Wut darüber, daß ihm sein Reich an die Gläubigen durch den Sieg des Christentums verloren ging. Weiter aber ist die Zusammenfassung der naturmythischen Gestalten zu einer einheitlichen Welt des Bösen, in der die neue Satansgestalt gebietend haust, die Folge christlicher Predigt. Wo Dämonen hausen, ist immer die Beziehung zum Teufel gegeben, meist ist er selbst nicht weit. In der Sage vom wilden Heer im Teufelsloch bei Burweiler wird das wilde Heer geradezu mit dem Teufel gleichgesetzt. Der Röxelgrund bei Klingenmünster, in dem Geister aller Art hausen, ist auch ein Lieblingsaufenthalt des Teufels.

Besonders aber ist der Teufel eine Hypostase für die germanischen Riesen geworden. Wo einst die Riesen ihre Felsenschlösser erbauten und so manche Zeugen ihrer ungeschickten Kraft hinterließen, da weiß das Volk heute vielfach vom Teufel zu berichten. Werden doch die Riesen selbst auch die Gesellen des Teufels genannt. Bei dieser Hypostasierung mag der Teufel mit dem Erbe der Kraft auch das der Tölpelhaftigkeit übernommen haben. Der Glaube an den Sieg des Guten in der Welt, der germanisches Erbe war, der auch in der christlichen Dogmatik und Kirchenlegende in der Unterordnung des Teufels unter den Willen Gottes seinen Ausdruck fand, mag weiter das Gefühl der Überlegenheit des auf göttliche Hilfe vertrauenden Menschen über den Teufel geschaffen haben. So wurde der Teufel in mittelalterlichen Mysterienspielen schon eine komische Figur, so lebt er auch noch in der Sage vor allem in der Gestalt des dummen, geprellten Teufels. Das Volk lacht und vergißt darüber das Entsetzenerregende, Gefährliche seines Wesens. Es schüttelt die angepredigte Dämonie ab und jene gesunde, vertrauende Lebenshaltung bricht sieghaft durch, die wir schon in dem humorvollen Erlebnis der riesischen Gewalten kennen lernten. Da ist der Teufel vom Teufelsberg bei Gleisweiler. Auf dem Berg, wo die vielen Felstrümmer liegen, wollte er sich einst eine Residenz bauen. Mit einem Nähfaden, den er aus der Nähschatulle seiner Großmutter gestohlen hatte und den er als Lasso verwendete, zog er die Felsen zu sich heran. Einer war zu groß für seine Kraft und stak zu fest im Berg. Der Faden riß,

der Satan fiel rückwärts, schlug mit seinem harten Steißknochen zwei Löcher in den Stein. Der „Aaschbackestä" ist heute noch zu sehen. Überhaupt erinnert an den Teufel alles Mögliche an diesem Berg. Am Westende steht noch sein Hauklotz und daneben erkennt man im unbewachsenen Fels sein Beil. An einer andern Stelle steht er selbst mit seiner Großmutter, zu Stein erstarrt, als man dort ein Wetterkreuz errichtete. Der Stein ist so hart, daß man ihn zum Bau der Annakapelle nicht verwenden konnte.

Auch bei Simten hatte sich der Teufel einst ein Haus bauen wollen, als er wegen eines Krachs mit seiner Großmutter aus der Hölle auswandern mußte. Die stockwerkartig übereinanderliegenden Höhlen des Teufelsfelsen sind heute noch Zeugen. Ihren sauberen Enkel hat die Großmutter freilich schon längst wieder in die Hölle zurückgeholt. Weniger ergötzlich für harmlose Gemüter sind freilich die Geschichten vom Teufelstisch bei Kaltenbach, auf dem, wie einige erzählen, der Teufel sogar Menschen verzehrt haben soll. Entsetzlich ist der Teufel aber hereingefallen mit seiner Bauwut beim Bau des Klosters Limburg. Man sagte ihm, es gebe ein Wirtshaus. Da half er eifrig mit. Als er aber fertig war, da war es eine Kirche. In der Wut packte er einen Fels und wollte sie zertrümmern. Der aber zerschmolz ihm unter den Händen und liegt heute noch als Teufelsstein mit den Spuren von den Krallen des Teufels auf dem Berg. Diese Teufelswurfszene hat im Volksmund verschiedenste Ausgestaltung erfahren. Auch das den Wurf vereitelnde Moment ist ganz verschieden angegeben: Glockengeläut von der Abtei läßt den Stein weich werden. Oder es zupft den Teufel, wie er zum Wurf ausholt, jemand am Ärmel, ein altes Mütterlein, eine weiße Frau oder gar ein Himmelsbote. Übrigens gelang es dem Teufel doch, sich bitter zu rächen. Bei späteren Weltwanderungen gründete er in der Pfalz eine große Anzahl Wirtshäuser und gab dazu den Pfälzern, besonders den Winzern, einen ganz respektablen Durst.

Die Limburgsage zeigt innige Beziehung zu jenem verbreiteten Typ der Teufelsbundsagen, in denen der Teufel als Baumeister auftritt, nach vollbrachtem Werk aber schmählich um seinen Lohn betrogen wird. Beim Burgbau auf dem Rheingrafenstein war dem Teufel als Gegengabe die Seele desjenigen versprochen, der zuerst aus einem Burgfenster schaue. Man ließ einen alten Esel mit dem Barett des Burgkaplans den Kopf hinausstrecken. Gierig sauste der Teufel vom Dachfirst herab auf sein Opfer, fuhr aber bald, betrogen, heulend um die Zinnen der Burg, um rasch für immer aus dem Nahetal zu verschwinden. In einer Wendung der Teufelsbergsage von Burweiler schloß der Teufel mit einem Müller einen Pakt, demzufolge der Satan eine neue Mühle bauen sollte. Als sie aber nach acht Tagen fertig war, fehlte auf dem Berg das Wasser. Der Satan mußte selbst zugeben, daß das natürlich auch keine Mühle sein könne; er hatte die Seele des Müllers verloren. In der Wut zertrümmerte er sein Bauwerk, daß die Stücke rings um den Berg hinabrollten.

Einen umgekehrten Pakt schlossen einst starke Menschen, die im Simter Tal hausten, mit dem Teufel. Danach sollten die Menschen ihm binnen eines Jahres auf dem Berg ein Haus bauen, so groß, daß sein Schatten sich über

das Dorf legte. Sie aber wurden mit seiner Hilfe die Herren des Gaues. Zu spät begannen sie mit dem Bau und schafften nur noch drei Felsen an den Platz. Sie wollten daher den Teufel in der letzten Nacht fangen und mit dem Kopf im Weihwasserbrunnen ersticken. Der aber empfing sie höhnisch und verwandelte sie auf der Stelle in Raben, die lange noch um den Grappenfels (= Rabenfels) flogen. Das gleiche Motiv steckt in der Sage vom Rabenfelsen bei Lemberg.

Zwei Hauptzüge erkennen wir als gestaltgebend in diesen Sagen, die ätiologisch an Merkwürdigkeiten der Natur anknüpfen: das befreiende Lachen über schreckenerregende, aber doch blinde Naturkatastrophen, das jenes zweite, das grausige Seelenfängermotiv noch ganz übertönt. Dieses erlöste Lachen findet seinen klassischen Ausdruck in dem Ausspruch des Bäuerleins, dem nach einer früher erwähnten Sage der Teufel als Wildsau das Fuhrwerk über den Berg getragen hatte: „Siehnersch, ihr Lait, der Däiwel is nit so schwarz als wie m'rne an die Wand moolt!" Selbst die Grappenfelssage ist in ihrem märchenhaften Grundton heiter. Nicht höllische Qualen erwarten die Paktverlierer, die in ihrer Realität selbst der Märchenzeit „Es war einmal" angehören, sondern eine Verwandlung ist ihre Strafe, ganz wie sie dem Märchen eigen ist. Der Teufel verliert daher aber auch ganz die Dämonie der Wirklichkeit und wird zum bösen Zauberer des Märchens.

Das Lachen siegt auch in den folgenden Teufelsbundsagen. Der Teufel sucht sich die Seelen zu erschleichen, indem er ihnen einen sehnlichen Wunsch erfüllt. In einer Fischbacher Sage liefert er einem Schmied soviel Eisen, als er in einem Jahr verarbeiten kann. Weiter aber muß der Teufel bei jeder angefangenen Arbeit das beabsichtigte Gerät erraten; erst dann soll die Seele nach dem geschlossenen Pakt ihm gehören. Natürlich gelingt es dem pfiffigen Schmied, den dummen Satan auszuschmieren. Der rät eine Mistgabel, er aber biegt die Zinken um und macht ein Gartenkrätzchen daraus. Einem verarmten Ritter von der Ebernburg versprach der Teufel eine Quecksilberader zu zeigen. Ein Halmziehen sollte entscheiden, ob dafür die eigene Seele oder die der Frau oder die der Kinder dem Satan gehören sollten. In der Gewissensnot entfuhr dem Ritter das Wort: „Heiliger Gott, erbarme dich mein!", ein Donnerschlag krachte, der Ritter erhielt eine betäubende Maulschelle und erwachte nach einiger Zeit unten am Berghang. Beim Nachgraben an dieser Stelle aber fand er doch die Ader. Der Müller von Erfweiler behandelte den Teufel sogar mit Gewalt. Als er ihm für einen Sack voll Gold seine Seele verschreiben sollte, preßte er ihm den Schwanz zwischen zwei Zahnräder des Mahlganges und verprügelte den Teufel solange, bis er nichts mehr von dem Handel wissen wollte und sein Gold ohne Gegenleistung zurückließ. Gefährlicher wurde der Böse schon einem Leimersheimer. Als ihn das Heimweh quälte, hatte er sich vom Teufel nach Hause tragen lassen. Es war sein Glück, daß er, als der Böse seinen Lohn forderte, über eine Wagendeichsel fiel und mit ausgestreckten Armen wie ein Kreuz da lag. Der herbeigerufene Pfarrer drang, ein Kreuz wie eine Keule schwingend auf den Teufel ein, bis er heulend in den Brunnen fuhr.

Das Ende ist gut in dieser Sage, aber ihre Stimmung ist düster, schauer-

lich. Die Satansgestalt hat nichts mehr gemeinsam mit jenem dummen Tölpel der vorausgehenden Sagen. Sie ist der gefährliche, schreckenerregende Spuk geworden, der die Menschen bei Nacht anfällt oder sie zum mindesten erschreckt, wie jener Brunnenteufel von Höhmühlbach. Meist fordert dieser Teufelsspuk eine Art Parole. Wehe dem, der nicht die rechte Antwort findet. „Bist du ein Kind des Lichts, warum wandelst du in der Finsternis", rief die schwarze Männergestalt, die des nachts dem Wundarzt von Kaiserslautern in die Zügel fiel. „Gott ist mein Licht!", versetzte der zu Tod erschrockene Mann. „Das hat dir der Teufel gesagt", heulte die Gestalt und war plötzlich verschwunden. Auch das Bäuerlein aus Höhfröschen antwortete auf die Frage eines solchen schwarzen Kerls, wer er sei: „Ich bin ein Kind des Lichtes!" „Und ich", fuhr grollend der Schwarze fort, „bin ein Kind der Finsternis; hättest du anders gesagt, ich hätte dir gewiß das Genick umgedreht" und verschwand unter fürchterlichem Schwefelgestank. Ein Münschweilerer Pfarrer, der zu einem Schwerkranken über Land ging, hörte plötzlich neben sich eine Stimme: „Ich bin der Satan. Kannst du mir nicht sagen, was feiner ist als eine Nadelspitze, mußt du mit hinab in das Reich der Flammen." „Feiner ist das Evangelium von Jesus Christus." Zornig fuhr der Satan hinab in sein finsteres Reich. Eine zweite Begegnung desselben Pfarrers mit dem Bösen verlief ähnlich der des Kaiserlauterer Wundarztes.

Dieser Naturdämon ist ganz erfüllt von christlichem Bibelglauben. Überall fallen die Dämonen den Menschen an und führen ihn in Versuchung. Das einfache Bekenntnis zum Christentum aber genügt, um den Bösen abzuwehren. Nur eine Sage verlangt ethische Reinheit. Als in der erwähnten Leimersheimer Sage der Pfarrer den Teufel bannen wollte, triumphierte der Teufel: „Dein Gewissen ist nicht rein." „Sünder sind wir alle." „Weißt du noch, wie du gestohlen hast? Die Rübe im breiten Acker?" „Ein neuer Kreuzer liegt im Loch im Acker, daß niemand Schaden leide." Erst jetzt gelingt ihm die Bannung.

Daß sich Schatzhüter sehr oft als leibhaftige Teufel entpuppen, wurzelt wohl zu gleichen Teilen in der gepredigten Teufelsgenossenschaft der Naturgeister wie in der ethischen Bedeutung des Satans der Bibel. Habsucht und Geiz gelten als häufige Laster. Der Gierige, der sein Geld sicher vergraben will, nimmt daher den Teufel zum Bundesgenossen und Wahrer des Versteckes. In einer Kirchheimer Sage wird als einziges Mittel, das den Schatz der Obhut des Teufels entreißen kann, ein Flammkuchen, über und über mit Nägeln bespickt, verabredet. Als das Mittel nach dem Tod des Eigners angewendet wird, saust der Teufel mit großem Gepolter und scheltend durchs Gebälk zum Dach hinaus. In andern Sagen fordert der Teufel einen Schatzheber als sein Opfer (Altheim, Hohenfels am Donnersberg), oder er erscheint in so schreckenerregender Gestalt, daß sich die Schatzhüter schleunigst aus dem Staube machen (Klingenmünster, Neuhofen). Der Korbmacher von Leimersheim, der in der Teufelskehl nach Schätzen suchte, verdankte es bloß seiner Martina, daß ihn der Teufel nicht behielt. Er war durch das Tor eingedrungen, das dort in hellen Mondnächten zwischen 12 Uhr und 1 Uhr offen steht, hatte aber die

rechte Zeit zum Rückweg versäumt. Martina kam gerade noch recht, um zwischen die zuschlagende Tür einen Holzschuh zu schieben. Rasch schlug sie mit dem Daumen ein Kreuz darüber. Vergeblich bemühte sich jetzt der Teufel, den Schuh zu entfernen, er mußte sein Opfer wieder herausgeben. Die Sage vom Schatz beim Teufelsstein bei Frankelbach weiß zwar nichts mehr von dem Schatzhüter, doch ist dessen Art kaum zweifelhaft.

In einer zweiten Gruppe von Teufelssagen erscheint der Teufel als Verführer zum Bösen und zur Sünde wider Gottes Gebote. In einer Sage aus Erfweiler sucht er eine arme Frau, die in der Zeit der Hungersnot ihr Letztes den Armen gibt, durch Unverschämtheit und Undank von ihrem wohltätigen Werk abzubringen. Eine runde Vertiefung auf dem Hahnberg zeigt noch die Stelle, wo er voller Wut über sein vergebliches Bemühen einen eisernen Kochtopf zerschmetterte. Freilich ist er meist weniger Verführer und Seelenfänger als Schreckgestalt. Die Beteiligten kommen meist mit dem Schreck davon, aber mit einem solchen, daß sie zeitlebens von ihrem Laster geheilt sind. Diese Geschichten weisen sich daher meistens leicht als pädagogische Erzählungen für besonders Dickfellige aus. Hierher gehört vor allem der verbreitete Sagentyp vom Teufel beim Kartenspiel (Erlenbach, Waldhambach, Altheim, Erfweiler, Kindsbach): Der Teufel spielt in der Christnacht während der Mette mit einigen Leuten Karten, um, als man ihn an seinem Bocksfuß erkennt, mit Gepolter und Gestank zum Fenster hinaus zu sausen. In Dernbach aber spielten auch einst am heiligen Abend ein Pfarrer und ein Doktor mit einem Unbekannten. Sie verloren stets und zuletzt auch Seele und Leben in dem Augenblick, als es zur Mette läutete.

„In des Teufels Namen, fahr zu!" — Das ist der verbrecherische Befehl des Junkers Eltz von Wecklingen an seinen Kutscher, der Befehl, der bei der Durchfahrt durch das Hochwasser der Blies ein Unglück herbeizog, bei dem die ganze Familie ertrank. In einer Sage aus Kindsbach erscheint der Teufel als Warner, als Kinder durch „Dreckerlesen" den Sonntag entheiligten. Auffällig ist, daß es sich bei all den genannten Sagen um Verstöße gegen kirchliche Gebote handelt. Als Rächer einer wirklich unmoralischen Handlung erscheint der Teufel nur in der Sage von der treulosen Braut, die er von der Hochzeit weg mit sich führt in die Hölle (Einöd, Breitfurt) und als Rächer für Habsucht und Geiz.

In einer schnurrigen Geschichte zwischen Dichtung und Wahrheit vom Schneider von Spirkelbach, der bei fahrenden Handwerksgesellen wegen seiner Ungastlichkeit einen bösen Ruf genoß, gab der Teufel diesem einen Denkzettel. Er erschien als Handwerksgeselle und sagte ihm, er könne Geld machen, lieh sich Goldstücke, verschloß sich in eine Kammer und hämmerte und hämmerte. Nach Tagen aber war der Bursch verschwunden und statt des Geldes fand der Meister eine Truhe voller Steine und einen Spottvers. Bei seiner wütenden Klage vor Gericht aber wurde er selbst eingesperrt.

Daß der bäuerliche Groll manchen Jagdrohling in die Hände des Teufels wünscht, ist nicht verwunderlich. So ist der ewige Jäger ja oft ein Büßender, ja er wird gelegentlich selbst von teuflischen Geistern verfolgt. Einen Dahner

Ritter aber brachte der Teufel mit List in seine Gewalt und entführte ihn zur Hölle. Er verkaufte ihm ein Höllenpferd, das ihn beim ersten Ausritt spornstreichs durch die Luft in das Teufelsreich trug.

Wer wirklich durch eine Schuld dem Teufel verfallen ist, der entkommt ihm nicht so leicht mehr. Noch von der Kirchentür reißt er den Büßenden weg, wie jenen Bauern von Großbundenbach, den er als borstiges Wildschwein unterlief und um die Kirchenecken herum zu Tode ritt.

Sagen, in denen der Teufel als das zerstörende Prinzip selbst erscheint, und als der Vernichter alles Christlichen sind selten. Es sei denn, daß man einige Züge der Teufels-Riesensagen hierher stellen will. Die erwähnte Sage vom Geißkirchlein bei Kirkel, nach der er in Wolfsgestalt die Kirche zertrümmerte, ist ferner zu nennen. Schließlich sei auch einer mystischen Sage aus Simten Erwähnung getan, die, wenn ihr überhaupt eine tiefere Bedeutung beizumessen ist als einem reinen Traumerlebnis, wohl eine Apokalypse des Teufels enthält. Ein magerer Mann in braunem Gewand und wildem Haar erschien und forderte auf zur Flucht; denn hinter ihm kämen die Not und der Tod. Man verlachte ihn; da erbat er sich den roten Felsen am Fuß des Hanges zur Behausung, brach sich eine Höhlung und trug die Schätze des Dorfes in einem Sack hinein, um sie für alle Fälle zu verwahren. In der Nacht stob unter Toben und Brausen, Schreien und Heulen eine flammenflackernde Horde auf Gäulen aus dem Fels, voran der Fremde in flatterndem Gewand; an seiner Seite ritt ein nacktes, glühendes Weib, über und über behangen mit dem Gold und Geschmeide der Frauen. Mit gellendem Lachen mähte sie die Menschen zusammen, indes die Horde die Häuser verwüstete. Auf ein blitzendes Zeichen des Weibes verschwand dann wieder alles in der Höhle. Heute noch geht die Kunde von dem Schatz in der Höhle, den niemand noch gehoben hat.

Es erscheint uns also das Teufelswesen in doppelter Form: 1. Als die absolute Bosheitsmacht, gewissermaßen als die unsichtbare Auftraggeberin aller das Leben der menschlichen Gemeinschaft wirklich und scheinbar störenden Kräfte in der Natur und aller nicht kirchlichen Handlungen von Menschen übernatürlicher Art. 2. verkörpert in der Teufelsgestalt. Diese Verpersönlichung des Bosheitswillens aber verliert in dem Maße, wie sie menschliche Züge annimmt, an Unerbittlichkeit und Härte, sie gewinnt trotz allen erschreckenden und scheußlichen Wesens menschliche Schwächen, in die das gesunde Lebensempfinden einhaken kann, um schließlich mit befreiendem Lachen aus der pressenden Angst sich zu lösen. So neigt die Teufelsgestalt immer zur komischen Figur. Daß in der heutigen Sage gewisse Reflexe vom kirchlichen Spiele des Mittelalters und den Maskenaufzügen vorhanden sind, ändert an der Richtigkeit dieses psychologischen Entwicklungsganges nichts.

Dem gegenüber fehlt in der Gottesauffassung der Volkssage die persönliche Gestalt vollständig. Der liebe Gott mit dem langen Bart und den anthropomorphen Zügen ist ihr fremd. Wagner, in Neumanns völkerkundlichen Gedanken befangen, stellt teilweise richtig fest: „Die Persönlichkeitsauffassung von Gott gehört in eine andere Mythusgattung und zwar in die der christlichen Legende, in der sich die Religion des Volkes nicht so zeigt, wie sie wirklich im

prälogischen Denken umgewandelt ist, sondern so, wie Prediger und Schulmeister die Religion des Volkes haben wollen." Es handelt sich freilich nicht einfach um eine Scheidung in primitiven Gemeinschaftsglauben und abgesunkene Hochreligion, sondern vielmehr um den Widerspruch bäuerlicher Erlebniswelt gegen naturgelöste Geistigkeit. So sehr der naturverbundene Mensch geneigt ist, das Leben in der Natur nach seinen menschlichen Erfahrungen zu begreifen, also Machtäußerungen anthropomorpher Art in die Naturkräfte hineinzudeuten, so wenig ist er imstande, die göttliche Allmacht, Allwissenheit und Allgegenwart in menschlichen Zügen zu fassen.

Auch da, wo der nach theologischem Dogma fleischgewordene Gott selbst, Christus, handelnd in der Sage auftritt, ist diese weit entfernt in ihm göttliche Majestät zu erblicken. Vielmehr tritt uns lediglich der biblisch-historische Jesus entgegen, so in der netten Sage von der Namensentstehung der Pfalz, die die biblische Versuchungsgeschichte zum Vorbild hat. Dem Versucher wirft Jesus verächtlich das Wort „B'halts" ins Gesicht (Marburg). In einer Umkehrung des Motivs soll der Teufel um den Preis des herrlichen Landes zur Selbstverleugnung gezwungen werden, aber mit einem enttäuschten „B'halt's!" verläßt er den Heiland (Burweiler). Gar in scherzhafter Weise erscheint Jesus bei seiner Wanderung mit Petrus über die Erde, bei der aus Bemerkungen wie „Sieht ersch?" oder „Do sieht er's!" oder „das ist alles Lug und Trug" die pfälzischen Orte „Sitters", „Donsieders" und „Lug" ihre Namen erhielten.

Merkwürdig ist, daß sich die Volkssage auch so gar nicht mit dem Himmel als dem Reich dieses persönlichen Gottes und der Seligen, der doch zu manchen Zeiten den Menschen recht irdisch mit verlockenden Farben ausgemalt wurde, beschäftigt, wie auch die lokalisierte Hölle ja ganz unbekannt ist, obwohl sie doch jahrhundertelang in grellsten Schilderungen dem Volke vorgepredigt wurde. Die Qualen der Hölle wurden allerdings, wie wir sahen, nach alten Vorstellungen umgebogen und beherrschen die Sagenwelt stark genug. Von den Freuden des Himmels aber weiß die Sage weder in vergeistigter noch in materialisierter Form etwas zu berichten. Nur scherzweise stellt sie Szenen dar aus dem Himmel, die, weit entfernt Verspottungen zu sein, doch mehr in einem humorvollen Märchenton gehalten sind, als daß sie das ernste mythische Wahrheitsstreben der Sage erkennen ließen. So die kleine Geschichte von der Weltversteigerung! Als Petrus die schöne Pfalz anbot, erhob sich ein solches Geschrei, daß er sein eigenes Wort nicht mehr verstehen konnte. Machtlos rief er schließlich: „Die Palz gehört de Krischer." So heißen die Pfälzer heute noch. Eine andere Geschichte vom Winguffsfänger von Forst gibt weinseligen Pfälzern so recht Gelegenheit bei ihrer Ausschmückung in Witz und Schelmerei zu schwelgen. Da tat sich mit der Zeit eine Pfälzer Kolonie im Himmel auf, aber sie vollführte immer einen solchen Spektakel, daß Petrus verzweifelt auf ein Mittel sann, wie er sie los werden könnte. Ein Forster Kellermeister verdiente sich mit der Lösung der Frage den Himmel. Er stellte sich unter die Himmelstür und schrie nur: „Winguff! Winguff!" und wie ein brausender Orkan stürmte der ganze Haufen daher und zum Himmelstor

hinaus, das hinter ihm zuschlug. Winguff (= Weinkauf) hieß ein traditionelles Weinfest, das nach einem Kaufhandel der Käufer geben mußte.

Das heißt nun aber nicht, daß die Glaubensoffenbarung von Gott in der Sage nicht vorhanden sei. Sie ist vielmehr ein beherrschendes Element der Sage. Gott aber ist „Macht" schlechthin, und zwar Macht, soweit sie sich als „Gutgesinntheitsagens" (Wagner) offenbart. Sie wirkt als solches hinter den Dingen und Mächten, offenbart sich aber oft genug auch als schicksalhafte Fügung im Leben des Einzelnen und der Gemeinschaft. Gelegentlich wird sie als helfende, rettende Güte erlebt, so in der Sage von dem Kind von der Falkenburg bei Hauenstein. Ein Kind stürzte aus dem Fenster des Rittersaales in den tiefen Abgrund. Die zu Tode erschrockene Mutter aber fand ihren Liebling wohlbehalten in den Zweigen eines Baumes und voller Dankbarkeit für die göttliche Hilfe erbaute sie „die Kapelle der schmerzhaften Tränen" bei Hauenstein. So zeugt auch manches Kreuz am Wegesrand von dankbarem Gottvertrauen, wie zum Beispiel zwischen St. Ingbert und Ensheim. Ein Bauer wurde da von einem furchtbaren Gewitter überrascht. In der Not entblößte er das Haupt und gelobte, wenn ihn Gott aus dieser Gefahr errette, solle ihm dieser verrufene Kreuzweg ein geweihter Ort sein. — Erinnert sei auch noch einmal an das Kanzelwunder bei Pirmasens, wo ein Blitz den Felsen spaltete und den predigenden Pirminius vor seinen Verfolgern rettete.

Im allgemeinen aber erlebt der Volksglaube nach der Sage die göttliche Liebe und Hilfe nicht in unmittelbarer Offenbarung als Ausfluß des allmächtigen, allgütigen Wesens, sondern durch Vermittlung jener Zwischenträger der göttlichen Allmacht, seien sie nun heidnischer oder christlicher Herkunft.

Es beschränkt sich der Offenbarungsbereich Gottes als unvermittelt ins Leben einwirkende Ausstrahlung des Gutgesinntheitsagens im wesentlichen auf das ethische Gebiet. Der rächende und strafende Gott und der Gott der Gerechtigkeit ist Wirklichekit in der Volkssage. Er ist Schöpfer und Vollzugsorgan des moralischen Gesetzes, das außerhalb des Menschen und über ihn gesetzt ist. Dieser Moralrichter aber ist der Gott Israels, er hat nichts zu tun mit dem Gewissensethos der nordischen Rassenseele. Das Gesetz aber, das er vertritt, entspricht nur zum Teil den Forderungen der Kirche, zu einem anderen Teil aber ist es Ausdruck des gesunden Volksempfindens, nämlich, daß das persönliche und das Gemeinschaftsleben in seinen natürlichen Anlagen und in seiner historischen Entwicklung gottgegeben ist, daß also vor allem alle Gemeinschaftsangelegenheiten, ihre Einrichtungen, Sitten, Glaubensmeinungen, Wünsche usw. gottgewollt sind und daß Verstöße gegen sie daher der rächenden Gerechtigkeit Gottes anheimfallen. Wagner bezeichnet deshalb den Gott der Volkssage als das „soziale Prinzip für die Gemeinschaft" und als „egoistisches Prinzip für den einzelnen".

Eine umfassende Darstellung dieser Gottesauffassung müßte den ganzen Sagenstoff noch einmal auf seine ethischen Forderungen untersuchen. Vor allem das weite Gebiet der Frevelsage, das annähernd mit den Umgängersagen zusammenfällt, würde wertvolle Aufschlüsse geben. Es ginge diese Untersuchung aber weit über den Rahmen unserer Arbeit hinaus. Wir beschränken uns daher

im folgenden auf Sagen, die das unmittelbare Eingreifen des strafenden Gottes im Gottesgericht zum Gegenstand haben, in denen also die Strafe nicht erst nach dem Tode als Höllenstrafe, bzw. Umgehenmüssen eintritnt, sondern als mehr oder minder unmittelbare Antwort auf die böse Tat erfolgt.

Sieben Brüder, die als frohe Hochzeitsgäste für bettelnde Armut nur Spott, Hohn und Prügel haben, trifft der Fluch: wenn euch das Herz so hart ist wie Stein, dann sollt ihr doch besser ganz zu Stein werden! Seitdem ragen dort in der Dahner Gegend sieben spitze Felshäupter unbegnadet und unerlöst zum Himmel. Am Kirchturm von Altdorf bei Edenkoben stehen die Steinbilder zweier Edelfräulein, die ein Fluch wegen ihres Wuchers ebenfalls in Stein verwandelte. Mehr ein harmloses Nasführen ist eine Strafe für die Sonntagsjäger von Otterberg. Sie konnten einfach das Gewehr nicht hoch bringen, während ein Fuchs vor ihnen hin und her tanzte, als ob er sie verspotten wollte. Jedenfalls, von der Sonntagsentweihung waren sie künftig geheilt. Schauerlich dagegen rächt sich der Raubmord von Odernheim an einem heimkehrenden Soldaten. Die Mörder werden gewahr, daß sie den eigenen Sohn ermordet haben. In der Leimersheimer Mordlachsage erfüllt sich die Sühne für den Eifersuchtsmord an dem Freund erst nach einem langen Leben. Das im Wasser versenkte Skelett wird gefunden und die hohlen Augenhöhlen quälen den Mörder bis zum Selbstmord. Diese Geschichte, die vielleicht mehr Wirklichkeit als Sage ist, fällt allerdings aus der Reihe der bisher genannten heraus. Nicht von außen erscheint die rächende Macht zur Bestrafung einer Gesetzverletzung. Die Reue, die Schuld wühlt im Gewissen und rächt sich selbst; also eine ganz andere Ethik und Gottesauffassung bricht hier durch, das seelische Welterleben des nordischen Menschen. Nicht bestrafte Sünde, sondern gesühnte Schuld ist die Forderung der Sage.

Mischformen zeigen folgende Sage: Um seine Furchtlosigkeit zu beweisen, verpflichtete sich ein Mädchen aus Roßbach des Nachts allein auf den Friedhof zu gehen und zum Beweis für ihren Gang einen Stock in ein Grab zu stecken. Dabei verwickelte sie unglücklicherweise die Schürze mit dem Stab und glaubte als sie weggehen wollte, von einem Totengeist festgehalten zu werden. Ähnlich die Geschichte von der Ereliß von Bierbach. Sie hatte ein Kreuz vom Friedhof geholt, als sie es wieder in das Grab stecken wollte und dabei ihre Schürze mit hinabdrückte, traf sie vor Angst ein Herzschlag. „Ja, ja, man soll nicht mit Heiligem scherzen", sagt das Volk. Nicht nur im Sinn des Volkes, auch nach dem Gewissen der Handelnden war es eben nicht eine Tat wirklicher Furchtlosigkeit, sondern vorwitziger, herausfordernder Neugier und die Verletzung eines Wertes, der auch für die Handelnden die Geltung eines heiligen besaß. Der geringste Widerstand enthüllte die wahre seelische Haltung, die Scheu, die sich im Gefühl der Schuld zur todbringenden Angst wandelte. Noch deutlicher finden wir diesen Vorgang in der frechen Gotteslästerung, die sich der krumme Hannes von Gaugrehweiler leistete, als er um die Mitternachtsstunde auf dem Friedhof ins Posthorn stieß und rief: „Ihr Toten, wachet auf und kommt zum Gericht!" oder jener junge Mann von Kaiserslautern, der in der Nacht auf dem Friedhof Gott und den Teufel aufforderte,

wenn sie vorhanden seien, ihn augenblicklich zu holen. Er fühlte sich plötzlich am Arm gepackt und konnte sich nur mit Not losreißen und entkommen. Der Arm aber wurde krank. Ein Ausschlag verbreitete sich über den ganzen Körper und führte in der siebenten Woche zum Tode. Den krummen Hannes aber fand man nach seiner Tat leblos auf den Gräbern liegen. Nach langen Bemühungen brachte man ihn endlich wieder zum Leben. Aber auf alle Fragen nach dem Geschehenen sagte er immer nur: „Ihr Kinder, ihr Kinder, irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!“ Als Verletzungen eines heiligen Gefühls, nicht nur eines Gebotes sind diese Gotteslästerungen nicht nur Sünde, sondern Schuld. Und wenn das Volk die Lehre zieht: Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten, denkt es zwar an den strengen und gerechten Gott Israels, spricht aber zugleich im Sinne germanischer Frömmigkeit.

Von düsterer, fatalistischer Größe ist der stark verbreitete Sagentyp von einem Strafgericht Gottes, durch das Häuser und Klöster, ja ganze Dörfer dem Erdboden gleich gemacht wurden oder spurlos verschwanden. Die Nonnen von Niederkirchen waren in sündhaftes Leben gefallen; da erhob sich am Vorabend des heiligen Advent in der Luft ein heftiges, dumpfes, anhaltendes Brausen; ein weiter Nebel wallte über die Gebäude, der einem den Atem benahm. Am folgenden Morgen war das Kloster spurlos verschwunden. Bei Erfweiler im Wald soll einst ein Forsthaus im Boden versunken sein. Das Vergehen steht dabei allerdings in keinem Verhältnis zu dem Strafgericht. Ein Förster, der einem Hasen lange vergeblich um das Forsthaus herum nachgejagt war, hatte geflucht: „Wenn ich ihn nicht treffe, so soll mein Haus verwünscht und verflucht sein und in den Boden versinken!“ Eifernde Weltverneinung aber spricht mit in jenen furchtbaren Strafgerichten, die an Kirchweihtagen über zwei pfälzische Dörfer hereinbrachen: „Volloch“ zwischen Waldrohrbach und Völkersweiler und „Betschenbach“ bei Erlenbach. Durch ein aufziehendes Gewitter hatte man sich in der Festfreude nicht stören lassen, im Gegenteil: „Und wenn es Spieße regent, wird weiter getanzt! Musik gemacht!“ Das war Trotz gegen Gott. Eine furchtbare Entladung erfolgte. Wasser fand man, wo vorher die Dörfer gestanden hatten. In Betschenbach war nur die fromme Witwe Gertraud mit ihren beiden Töchtern dem lasterhaften Treiben ferngeblieben, ihr Haus allein war verschont geblieben. Auch in Volloch hatte eine Mutter mit ihren beiden Töchtern durch rechtzeitiges Verlassen der Tanzmusik allein Leben und Gut gerettet. Kein Zweifel, daß hier der Gott des Alten Testamentes geredet hat, ja wahrscheinlich daß sogar der Untergang von Sodom und Gomorrha das Urbild abgab.

Überblicken wir noch einmal den gesamten dargestellten Stoff! Es ergab sich: Die religiösen Elemente der Volkssage sind aufs stärkste durchsetzt mit christlichem Gedankengut. In ihrer Gesamtschau sind sie aber weit davon entfernt dem christlich-theologischen Weltbild zu entsprechen. Der Monotheismus ist der Volkssage ganz fremd. An seiner Stelle finden wir den Dualismus Gott-Teufel. Doch besitzt von beiden nur die Teufelsgestalt teilweise anthropomorphe Züge. Im übrigen aber sind sowohl Teufel wie Gott zwei sich gegenüberstehende Prinzipien vorwiegend ethischer Art. Ihre Machtäußerung

geschieht selten unmittelbar, da Sinndeutung der Volkssage im allgemeinen fremd ist, sondern durch Mittler. Die Träger göttlicher oder teuflischer Macht sind:

1. Menschen mit übernatürlichen Fähigkeiten.
2. Übernatürliche Wesen mit menschenähnlichen Machtäußerungen.

Gotthörige Menschen der ersten Gruppe sind dabei alle, die unter dem Mantel des christlichen Bekenntnisses ihre Wunder vollbringen, Teufelshörige alle, die dieses verleugnen, nicht kennen oder abgelegt haben. Gotthörige übernatürliche Wesen der zweiten Gruppe kennt die pfälzische Volkssage nur mittelbar, indem Heilige nach ihrem Tod noch wirken durch ihre Reliquien oder Bilder; doch grenzt diese Machtoffenbarung manchmal nahe an einen gewissen Fetischismus, der der teuflischen Seite fremd ist. Die eigentlichen himmlischen Heerscharen, die Engel, sind der pfälzischen Sage als handelnde Gestalten fast ganz unbekannt. Nur einmal wird erzählt, und zwar in der Gründungssage der Ulrichskapelle bei Petersbächel, daß sie mit himmlischen Pferden einem frommen Bauern den allzu schweren Wagen bergauf ziehen halfen. Teufelshörige übernatürlichen Wesen sind bis zu einem gewissen Grade die büßenden Seelen, vor allem aber das ganze Heer der Naturgeister. Das ist etwa das Gerippe eines Weltbildes, wie es sich vom theozentrischen Standpunkt aus gesehen aus der Auseinandersetzung der germanischen Vorstellungen mit christtlichen ergab.

Doch ist der theozentrische Standpunkt noch nicht der einzige geworden, den die Volkssage heute einnimmt. Auch der anthropozentrische macht sich noch sehr stark geltend. Er ist nur deshalb schwerer zu erkennen unter dem ihn überdeckenden theozentrischen System, weil er nicht vom ordnenden Geist her bestimmt ist, sondern von der erlebenden Seele. Die Seele aber hat nicht nur das Gesetz ihres Handelns in sich, sondern auch das des religiösen Erlebens. Dieses ist daher auch in seinen äußeren Erscheinungsformen viel veränderlicher, flüchtiger und ungeformter als das ein für allemal festgelegte System des Geistes. Das anthropozentrische religiöse Bekenntnis lautet einfach: Ich vertraue und verehre. — Das theozentrische: Ich halte für wahr und verehre d e n Gott und seine einmalige Offenbarung.

Der Unterschied dieser beiden Bekenntnisse zeigt sich natürlich in der Stellung zum ganzen Leben; er ist aber in der Volkssage am deutlichsten erkennbar im Verhältnis der Menschen zur Natur. Dem theozentrischen Gotterlebnis bedeutet die Natur nicht viel. Im Gegenteil, da sie oft dem einmal offenbarten System widerspricht oder zu widersprechen scheint, ist sie Teufelswerk, so wenn etwa das Walten der Natur oder die Schicksale im Menschenleben der Gerechtigkeitsforderung an Gott zu spotten scheinen. Deshalb erlebt aber auch der Mensch die Natur mit Mißtrauen, auch ohne, daß sie ihm durch Predigt und Lehre verteufelt wird. Dem anthropozentrischen Erlebnis bedeutet die Natur im weitesten Sinne alles. Dieses Erlebnis beginnt nicht bei Gott, sondern in dem Vertrauen der Seele. Gott ist das unbekannte Wesen, zu dem das Vertrauen des Menschen und seine Verehrung hinstrebt. Aus den Erfahrungen in seinem Leben und in der Natur sucht er ihn zu begreifen. Aber er faßt ihn

nur an dem Saum seines Gewandes, nur dem Vertrauen seiner Seele ist der Ungestaltete bekannt.

Da dieses Erlebnis in der Volkssage noch mächtig ist, deshalb trägt sie unter dem fremden Mantel noch einen Zug des Pantheismus oder besser Panentheismus. Wir fanden im Naturerlebnis, wie im Seelenglauben, mehr oder minder versteckt noch zahlreiche Beispiele. Sie sind dort besonders lebendig, wo der Teufel noch nicht Herr geworden ist über Naturgeister. Wir finden dann aber in ihnen nicht ein geformtes, polytheistisches System, sondern mehr oder weniger gestaltflüchtige, nach dem Begriffsvermögen des mythischen Entwicklungsstadiums apperzipierte Machtverkörperungen, die selbst wieder nur Teile des höchsten, unbekannten göttlichen Wesens oder ihm untergeordnet sind.

Ortsverzeichnis.

Schrifttumsverzeichnis.

I. Stoffsammlung (überblick).

Bedeutendste, pfälzische Sagensammlungen:

Ludwig Schandein, Volkssagen der Pfalz, Bavaria, Landes- und Volkskunde des Königreiches Bayern, München 1867.

Fr. W. Hebel, Pfälzisches Sagenbuch, Kaiserslautern 1912. (Vermehrte Ausgabe der pfälz. Sagen I. und II. Teil, 1906 bzw. 1908.)

— Pfälzische Sagen, 4. Aufl. 1930 (Auswahl aus dem pfälzischen Sagenbuch mit einigen neuen Sagen). Verlag Oldenbourg, München.

L. Reitz, Sagen um Kaiserslautern und den Donnersberg.

Fr. Wetzler, Wasgausagen.

H. Kurz, Vorderpfälzische Sagen.

H. Frick, Sagen des Zweibrücker Landes.

Von den 4 Heften, die im Bayerischen Sagenhort, München, erschienen sind, bringt nur das letztere eine größere Anzahl neuer Sagen.

Lohmeier, Die Sagen von der Saar, Blies, Nahe, vom Hunsrück, Soon- und Hochwald. Saarbrücken 1935.

Die Durchsicht einer großen Anzahl der von Hebel nicht berücksichtigten, größeren gesamtdeutschen, bayerischen oder rheinischen Sagensammlungen ergab nichts Neues, da aus pfälzischem Gebiet nur einige wenige Sagen immer wiederkehren. Dagegen fanden sich in den von Hebel bearbeiteten Sagensammlungen und heimatkundlichen Werken einige Ergänzungen, da Hebel auch nach pädagogischen Gesichtspunkten ausgewählt hatte. In Tageszeitungen und Zeitschriften fand sich einiges Material nach dem Hinweis der pfälzischen Bibliographie von Häberle, sowie der Kataloge der bayr. Staatsbibl. und der pfälz. Landesbibl. Am fruchtbarsten aber war die systematische Durchsicht von Heimatbeilagen der pfälz. Tageszeitungen, von Heimatkalendern und Zeitschriften. Es wurden bearbeitet:

Palatina, Beilage zur Pfälzer Zeitung (Speyer), 1860—1862; 1875—1913; 1922—1933.

Die Heimath, Pfälzisches Sonntagsblatt, Kaiserslautern 1886.

Landauer Museum, Beil. z. Landauer Anzeiger, 1898—1916.

Pfälzer Land, Beil. z. Landauer Anzeiger.

Pfälzer Heimat, Sonderausgabe der Pfälzer Rundschau, 1926/27.

Der Trifels, Heimatbeil. der Pfälzischen Rundschau, 1928—1935.

Werkzeitung der badischen Anilin- und Sodafabrik.

Der Erzähler, Beilage zum Pfälz. Kurier (Neustadt), 1920—1923.

Heimat und Welt, Beil. z. Rheinpfälzer (Landau), 1923—1925.

Unsere Pfalz, Beil. z. Pfälzer Volksboten, 1922—1927.

Die Ausschau, Beil. zur Neuen Pfälz. Landeszeitung, 1926.

Bei uns daheim, Heimatbeilage der Pfälz. Post, 1925—1931.

Pfälzer Heimat, Beilage zur Pirmasenser Zeitung, 1925—1933; 1935, 1936.

Aus heimatlichen Gauen, Beilage des Pfälz. Merkur und der Homburger neuesten Nachrichten, Zweibrücken 1925—1933.

Zeitbilder, Beilage zur Pfälz. Presse (Kaiserslautern), 1913—1916; 1924—1933.

Die Kunkelstube, Unterhaltungsbeil. der NSZ Rheinfront, 1932—1935.

Waldheil, Mitteilungsblatt des Pfälz. Waldvereins, 1917—1925.

Der christliche Pilger (Speyer) 1905—1919.
Heimatblätter für Ludwigshafen a. Rhein und Umgebung, 1912—1936.
Nordpfälzische Geschichtsblätter 1904—1933.
Leininger Geschichtsblätter 1902—1914.
Neue Leininger Blätter 1926—1934.
Blätter für Pfälz. Kirchengeschichte, Kaiserslautern 1925—1932.
Pfalzhefte 1—4, Kaiserslautern bzw. Speyer 1932.
Pfälzer Heimatkalender 1922—1923.
Der Jäger aus Kurpfalz, Pfälz. Heimatkalender, Neustadt 1924—1935, Saarlautern 1936.
Westrich-Kalender 1928 (3. Jg.), 1931—1935.
Pfälzische Heimatkunde, Kaiserslautern 1905—1935.
Pfälzisches Museum (seit 1920 zus. mit Pfälzische Heimatkunde) 1886—1933.
Bayerland 1890—1935.
Blätter für bayrische Volkskunde, Würzburg 1921 ff.
Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde, Elberfeld 1904—1934.

II. Schrifttum.

Allgemeines.

Barghеer, E., Politische Volkskunde, Langensalza 1935.
Becker, Albert, Pfälzer Volkskunde, 1925.
— Zur kirchlichen Volkskunde der Pfalz, Bl. f. pfälz. Kirchengeschichte 1930, 158 f.
Becker, August, Die Pfalz und die Pfälzer, Leipzig 1858.
Beth, K., Religion und Magie bei den Naturvölkern, Leipzig-Berlin 1914.
Betsch-Wingerter, Rheinpfalz, Leipzig.
Bonus, Arthur, Von Aberglauben und Volksreligion, in Die christliche Welt 1929 Nr. 11.
Clauß, L. F., Rasse und Seele, München 1925.
— Die nordische Seele, München 1936.
Eid, Ludwig, Vom pfälzer Volkstum der Gegenwart, Palatina 1929 S. 344, vgl. auch Palatina 1930 S. 297.
Fischer, Hanns, Aberglaube oder Volksweisheit, Breslau 1936.
Freudenthal, Herbert, Deutsche Wissenschaft im Kampf um das Volk, Berlin 1935.
Geiger, Paul, Deutsches Volkstum in Sitte und Brauch, Leipzig 1936.
Golther, Wolfg., Handbuch der germanischen Mythologie, Leipzig 1895.
Grimm, Jak., Deutsche Mythologie, 1835, 2. Aufl. 1876.
Groß, C. E., Zur Urgeschichte der Pfalz, Pfälz. Museum 1894 S. 17 ff.
Günther, Der nordische Gedanke unter den Deutschen, München 1925 u. 1927.
Harmjanz, H., Volk, Mensch und Ding, Königsberg 1936.
Hilfiker, K., Das religiöse Empfinden des Volkes, Schweiz. Archiv f. Volkskunde 28 S. 217—223; Entgegnung 28 S. 223—225.
Höfler, Otto, Kultische Geheimbünde der Germanen, Frankfurt 1934.
Huth, Otto, Die Fällung des Lebensbaumes (Die Bekehrung der Germanen in völkischer Sicht), Berlin 1936.
Jakob, Georg, Märchen und Traum, Hannover 1923.
Koch, Georg, Die bäuerliche Seele, Berlin 1935.
Mackensen, Lutz, Volksreligion und Religion im Volk, Schweiz. Archiv für Volkskunde 27 (1927) S. 161—183.
Mahr, Hans, Religion und Natur im Bauerntum, Deutsche Volkskirche VI.
Meier, John, Deutsche Volkskunde, Berlin 1926.
Mogk, Eugen, Germanische Mythologie, 2. Aufl. 1898.
Naumann, Hans, Christentum und deutscher Volksglaube, Zeitschrift f. Deutschkunde 1928 S. 321—337.

Naumann, Hans, Primitive Gemeinschaftskultur, Jena 1921.
— Grundzüge der deutschen Volkskunde, Wissenschaft und Bildung.
Neckel, Gustav, Altgermanische Kultur, Leipzig 1934.
Ninck, Martin, Wodan und germanischer Schicksalsglaube, Jena 1935.
Pfister, Friedr., Deutsches Volkstum in Glaube und Aberglaube, Berlin-Leipzig 1936.
Riehl, W. H., Die Pfälzer, 1857.
Roth, K. H., Beiträge zur Anthropologie der Pfalz (Mitt. der Pollichia, Kaiserslautern; N. F. Bd. III, 1927/28, S. 1—90).
Rumpf, Max, Religiöse Volkskunde, Stuttgart 1933.
Schreibmüller, Hermann, Eine Entdeckungsgeschichte der Pfalz, Pfälz. Museum 1928 S. 211.
Schwartz, W., Prähistorisch-anthropologische Studien: Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum, Berlin 1884.
Sepp, Die Religion der alten Deutschen und ihr Fortbestand in Volkssagen, Aufzügen, Festbräuchen usw. bis zur Gegenwart, München 1891.
Simrock, K., Handbuch der deutschen Mythologie 1853—1855.
Söderblom, H., Das Werden des Gottesglaubens, Leipzig 1926.
Spamer, A., Wesen, Wege und Ziele der Volkskunde, 1928.
— Die deutsche Volkskunde, Leipzig 1934.
v. Spieß, Karl, Deutsche Volkskunde als Erschließerin deutscher Kultur, Berlin 1934.
Strobel, Hans, Brauchtum und Sitte des deutschen Volkes, Schriften des pädag. Magazins, Langensalza 1936.
— Bauernbrauch im Jahreslauf, Leipzig 1936.
Wundt, Wilhelm, Elemente der Völkerpsychologie, Leipzig 1913.
Wuttke, A., Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, Berlin 1869.
Ziegler, Matthes, Volkskunde auf rassischer Grundlage, Nat.-soz. Wissenschaft Heft 4.

Volkssagenforschung.

(Aus pfälzischem Schrifttum wurden nur solche Artikel aufgenommen, die sich wissenschaftlich mit Sagen beschäftigen.)

Albers, J. H., König Dagobert in Geschichte, Legende und Sage, bes. des Elsasses und der Pfalz. Prolegomena der Realschule zu Wasselnheim im Elsaß 1882, 2. Aufl., Kaiserslautern 1884.
Bechstein, Ludwig, Mythe, Sage, Märe, Fabel usw., Leipzig 1854.
Becker, Albert, Zur Überlieferung pfälzischer Sagen, Pfälz. Museum — Pfälz. Heimatkunde 1922 S. 50 u. 60.
— Vom Wesen und Werden unserer Pfälzer Volkssagen. Pfälz. Museum — Pfälz. Heimatk. 1926 S. 282—285. Bei uns daheim (Pfälz. Post) Jg. 1931 Bl. 9 und 10.
— Pfälzer Sagen, Pfälz. Museum 1904 I S. 21/22, II S. 44—45, III (1906) S. 36. Pfälz. Wald 1906 S. 33/34.
Bethe, E., Märchen, Sage, Mythus, Leipzig.
Beyschlag, Fr., Von pfälzischen Sagen und Sitten, Pfälz. Museum 1924 S. 57 ff.
Böckel, O., Die deutsche Volkssage, Leipzig 1914.
Brinkmann, O., Das Erzählen in einer Dorfgemeinschaft, Münster i. W. 1933.
Buchheit, Gert, Die gestaltenden Kräfte in der pfälz. Sage, Pfälz. Heimat (Pirmasens) 1930 Nr. 5 und 6.
Dähnhardt, Oskar, Naturdeutung und Sagenentwicklung, Ztschft. d. Ver. f. Volkskunde XVII 1907 S. 1—16; 129—143.
— Beitrag zur vergl. Sagen- und Märchen-Forschung, 1908.
— Natursagen, Leipzig 1910.
Gesemann, Gerhard, Soziologische und psychol. Zusammenhänge in der Sagenforschung; Ztschft. f. Völkerpsychologie, Leipzig 4, 19—43.

Grimm, Deutsche Sagen, Berlin 1816, 2. Aufl. 1865.
Grimm, Jakob, Gedanken, wie sich die Sagen zur Poesie und Geschichte verhalten, „Zeitung für Einsiedler" 1808.
Grünenwald, L., Die Sagen vom Scharfenecker, ihre Entstehung und Fortpflanzung; Sonderabdruck des Rheinpfälzer, Landau 1925.
— Ein pfälzischer Bauernkalender, Beitrag zur Volkskunde der Hinterpfalz, in Mitteilungen d. hist. Vereins der Pfalz 1896 XX S. 183 ff.
— Reste alten Glaubens, alter Sitten und Sagen in der Pfalz, Pfälz. Museum S. 29 ff., 1889.
Günter, H., Die christliche Legende des Abendlandes, 1910.
Hain, M., Volkssage und Sagenlandschaft. Nddt. Ztschft. f. Volkskunde Jg. 15 (1937) Heft 3/4.
Heeger, G., Sage und Sagenforschung im Pfälz. Wald, Pfälzer Wald 1905 S. 1 ff.
Henßen, G., Volk erzählt. Münsterländische Sagen, Märchen und Schwänke, Münster 1935.
Jolles, A., Einfache Formen (Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorabile, Märchen, Witz), Halle 1929.
Krämer, W., Die Sage vom Raubritter auf dem großen Stiefel bei St. Ingbert, Deutsche Gaue Bd. IV S. 163/64.
— über die Sagen vom Großen Stiefel bei St. Ingbert, Mitt. d. hist. Ver. d. Pfalz Heft 37/38, 1918, S. 65—80.
Laistner, L., Nebelsagen, Stuttgart 1879.
— Das Rätsel der Sphinx, Berlin 1889.
v. d. Leyen, Friedrich, Das Reich deutscher Volksdichtung, Berlin 1935.
— Lesebuch der deutschen Volkssage, Berlin 1933, Literarhist. Bibl. Bd. 10.
— Volkstum und Dichtung, Jena 1933.
Mannhardt, W., Korndämonen, 1868.
— Wald- und Feldkulte 2. Bd. 1875—1877.
— Mythologische Forschungen, 1884.
Moos, Hermann, Landschaft und Sage, Die Pfalz im Spiegel der Sage, Kunkelstube 10. 11. 1934, 17. und 24. 11. 1934.
— Wein in der Pfälz. Sage, Kunkelstube 16. 5. 1934.
Panzer, Friedrich, Bairische Sagen und Bräuche Bd. I München 1848, Bd. II München 1855.
— Märchen, Sage und Dichtung, München 1905.
Prestel, Jos., Die Volkssage, Gehalt und Stil, Langensalza 1931.
— Sage und Volkheit, Leipzig o. J.
Ranke, Friedrich, Die deutschen Volkssagen, München 1910; 4. Teil des deutschen Sagenbuches von Friedrich v. d. Leyen.
— Volkssagenforschung, Vorträge und Aufsätze, Breslau 1935.
— Sage und Erlebnis, Bayr. H. f. Volkskunde I, München 1914.
Spieß, K., Das deutsche Volksmärchen, Berlin u. Leipzig 1917.
Wehrhan, Karl, Die Sage, Leipzig 1908.
Wolff, Theodor, Volksglauben und Volksgebräuche an der oberen Nahe; Ztschft. d. Ver. f. Rhein.-Westf. Volkskunde 2 (1905) S. 177—210; 277—309.

Sonderschrifttum zu

I. Erinnerungen aus kosmischem Erlebnis.

Boll, F., Die Sonne im Glauben und in der Weltanschauung der alten Völker, Stuttgart 1922.
Devantier, Franz, Der Siegfriedmythus, ein Kapitel aus der vergleichenden Mythologie, Hamburg 1894.
Heeger, Fritz, Volksglauben und Brauch an Weihnachten, zumal in der Pfalz, Pfälz. Land (Landauer Anzeiger) 1923 Nr. 44.

Heilig, O. E., Die Pfälz. Sage vom Mann im Monde, „Der Trifels“ Jahrg. 1929 Nr. 6.
Heiligendorff, Wolfg., Der keltische Matronenkult und seine Fortentwicklung im deutschen Mythus, Leipzig 1934.
Künzig, Joh., Die Legende von den drei Jungfrauen am Oberrhein, Oberdt. Ztschft. f. Volkskunde (Bühl) 4 (1930) S. 102—116.
Maußer, O., Sonnwend- und sonstiges Johannisbrauchtum, Volk und Heimat 1936 VII u. VIII.
Mehlis, C., Im Nibelungenlande, Mythologische Wanderungen, Stuttgart 1877.
Panzer, Friedrich, Siegfried, 1912.
Patzig, Hermann, Die Verbindung der Sigfried- und der Burgundensage, Dortmund 1914.
— Zur Geschichte des Sigfriedsmythus, Berlin 1898.
Rühfel, Jakob, Die drei Nornen, Dresden 1920.
Rühle, O., Sonne und Mond im primitiven Mythus, 1925.
Scheidweiler, Die Entstehung und sagengeschichtliche Bedeutung des Seifriedsliedes, Neuwied 1914.
Usener, G., Sintflutsagen, Bonn 1889.
Wolf, W., Der Mond im deutschen Volksglauben, Bühl 1929.

II. Das Erlebnis der Natur.

Becker, Albert, Die deutsche Kaisersage im Pfälz. Westrich, Pfälzer Heimat (Pirmasens) 6. 3. 1929 Nr. 7.
— Rhein- und Kaisersagen, Niederdt. Ztschft. f. Volkskunde 1926 H. 3 S. 129—140.
— Rheingeister (Zur Vollendung und Weihe der Kaisergruft zu Speyer), Speyer 1903.
— Über die Speyerer Überfahrt, Archiv f. Kulturgeschichte VIII, 1910, 367 f.
— Phasma monachorum Spirensium und Kaiseridee, Archiv f. Kulturgeschichte 1910, VIII, S. 367/68.
— Die Speyerer Mönchsüberfahrt, Bl. f. Pfälz. Kirchengeschichte (Grünstadt-Landau) 1930, 65—76.
Grünenwald, Die Schicksale des Riesen Olps zu Speyer, Palatina 1922 Nr. 6—8.
Häberle, Dan., Über periodische Quellen (Hungerbrunnen usw.) in der Pfalz, Pfälz. Heimatkunde 1912 S. 165 ff.
— Die Mineralquellen der Pfalz, Kaiserslautern 1909.
Hebel, F. W., Wald und Baum in der Pfälz. Volkssage, Waldheil 1925 S. 72—74.
Heeger, F., Born und Quell in Sage und Volksglauben, Bayerland 1921 Bd. 33 S. 49—56.
Hünnerkopf, Rich., Der wilde Jäger in Oberdeutschland, Oberdt. Ztschft. f. Volkskunde Bühl (Baden) 1 S. 34—41.
— Das germanische Totenheer, Niederdt. Ztschft. f. Volkskunde IV S. 20 ff.
Impertro, M., Pfälzische Bergsagen, Bayerland 1912 S. 143/44.
Keiper, Ph., Der wilde Jäger (Großer Stiefel bei St. Ingbert), Pfälz. Museum 1919 S. 73/74.
Lindner, Hugo, Flüsse und Quellen als Anlaß für Sagenbildung, Natur und Kultur (München) 18 (S. 424—427).
Mackensen, L., Baumseele. Ztschft. f. Deutschkunde 38 (1924) S. 1—20.
Marwede, W., Die Zwergensagen in Deutschland nördlich des Maines, Würzburg 1933.
Ninck, Martin, Die Bedeutung des Wassers im Kult und Leben der Alten, Diss. Zürich 1920/21.
Pfannenschmid, Heino, Das Weihwasser im heidnischen und christlichen Kultus, Hannover 1869.

Plischke, Hans, Die Sage vom wilden Heer im deutschen Volk, Diss. Leipzig 1914.
Schaub, W., Über den Ursprung der deutschen Zwergensage, Berlin 1904.
Weinhold, Die Riesen des germanischen Mythus, Sitzungsber. d. Wiener Akad. d. Wissenschaften Bd. 26, 1858, S. 225—306.
Weininger, Hans, Das wilde Heer oder Nachtgejaid, Landshut 1863, Verh. d. hist. Ver. f. Niederbayern 9. Bd. S. 139—155.

III. Seelen- und Totenglaube.

v. Baginski, Der Ritter Hans von Drot, Pfälz. Heimat (Pirmasens) 1. 9. 1926 Nr. 27.
Bargheer, Ernst, Eingeweide, Lebens- und Seelenkräfte des Leibesinnern im deutschen Glauben u. Brauch, Leipzig 1931.
Bautz, Jos., Die Hölle. Im Anschluß an die Scholastik dargestellt, Mainz 1905.
Becker, Albert, Die abgehackte, unverwesl. Hand in der Sage, Pfälz. Museum Jg. 45 (1928) S. 98.
Christmann, E., Pfälzisches vom Drückemännchen, Ztschft. f. Volkskunde N. F. I 1929.
Kurtz, K., Die Irrlichter, Ellwangen 1900.
Müller, E., Förster Nunz (Sembach); Lein. Gesch. Bl. 1913 S. 57/58.
Peuckert, Will-Erich, Die Legende vom Kreuzholz Christi im Volksmund, Mitt. d. schles. Ges. f. Volksk. Breslau 28 S. 164—178.
Ranke, Friedrich, Der Erlöser in der Wiege, München 1911.
Sartori, Der Schuh im Volksglauben, Ztschft. f. Volkskunde, Berlin 1894; S. 41—51; S. 148—180; S. 282—305; S. 412—427.
Schäfer, A., Die Verwandlung der menschlichen Gestalt im Volksglauben, Programm, Darmstadt 1905.
Scherke, F., Über das Verhalten der Primitiven zum Tode, Diss. Halle 1923.
Tobler, O., Die Epiphannie der Seele in deutscher Volkssage, Kiel 1911.
v. Trotha, P., Hans von Tratt, Pfälz. Museum 1910 S. 37—39.
Winter, Leo, Die deutsche Schatzsage, Diss. Köln 1925.

IV. Gotteserlebnis und Gottesoffenbarung.

Baum, L. H., Remigius und das Remigiusland (Sondernummer des Heimatblattes, herausgeg. vom Ver. für Heimatkunde des Remigiuslandes, Kusel (etwa 1910).
Becker, Alb., Eine altfranz. Marienbildlegende vom Speyerer Dom, Pfälz. Museum 1930, 293 f., dazu K. Lutz S. 124 ff.
— Dr. Faust und Speyer, Pfälz. Museum 1914 S. 16 ff.
— Pfälzer Hexensagen, Pfälz. Heimat (Pfälz. Kurier) 8. 5. 1926.
Beyschlag, F., Die Sage von der verkehrten Kirche (Schmalenberg), Pfälz. Museum — Pfälz. Heimatk. 1924 S. 57—60.
Bruder, Der heilige Philippus von Zell in der Pfalz, Sonderabdr. aus „Der christliche Pilger", Speyer.
Erdmann, E., Die Glockensagen, Ztschft. f. rh.-westf. Volksk. 1931 S. 6—28.
Graf, Naturgeschichte des Teufels, Jena 1891.
Grünenwald, L., Das wundertätige Muttergottesbild im alten Dom zu Speyer, Speyer 1924.
Häberle, Dan., Der Zauberschütze Punker von Rohrbach vor der Burg Lindelbrunn, Pfälzerwald 1911 S. 113.
— Dürre Hexen- oder Elfenringe auf den Wiesen bei Petersbächel, Pfälz. Heimatkunde 1909 S. 67—68, 88 u. 135.

Hagen, J., Drei rheinische Wandersagen, Speyergau-Blätter 1926 Nr. 3.
„Das rheinische Gesicht", Festschrift z. Pfälz. Pressefest am 8. Okt. 1922 in Landau. 10 f.
— Die Sage vom Meisterschuß, Pfälz. Land 10. 12. 1920 Nr. 13.
Hansen, Jos., Zauberwahn, Inquisition und Hexenprozeß im Mittelalter, München-Leipzig 1900.
Hebel, F. W., Die Glocken in der pfälz. Sage, Werkzeitung der Bad. Anilin- u. Sodafabrik 1918 S. 60—61.
Heeger, G., Die pfälz. Tellsage, Frankenwarte 1920 Nr. 6.
Hermann, Ernst, Die Walpurgisnacht in Sage und Dichtung, Mannheim 1888.
Hofmeister, Ad., Zu Tells und Tokos Apfelschuß, Ztschft. f. Gesch. d. Oberrh. (Heidelberg) 39 S. 470—473.
Kurtz, Oswald, Beiträge zur Erklärung des volkstümlichen Hexenglaubens in Schlesien, Diss. Greifswald 1916.
Lutz, K., Eine altfranz. Marienbildlegende vom Speyrerdom, Pfälz. Museum 1930 S. 124 ff.
Nover, Jak., Deutsche Sagen in ihrer Entstehung, Fortbildung und poetischen Gestaltung Bd. 1: Faust — Till Eulenspiegel — Der ewige Jude — Wilhelm Tell, Gotha 1895.
Paulus, Die Rolle der Frau in der Geschichte des Hexenwahns, Histor. Jahrb. 29, 1908.
Sartori, Paul, Das Buch von deutschen Glocken, Leipzig 1932.
Schnetz, Jos., Die Hexenringe und die Entstehung der Vorstellung vom Kreistanz der Elfen, Bayer. Hefte f. Volkskunde (München) 9 S. 107 f.
Stückelberg, E. A., Das Schwebewunder der Heiligen, Schweizer Archiv f. Volkskunde 26 S. 302 f.
— Das Glockenwunder, Schweiz. Archiv f. Volkskunde 22 (1919) S. 202.
Wagner, W. H., Teufel und Gott in der deutschen Volkssage, Diss. Greifswald 1930.

Lebenslauf.

Am 21. November 1912 bin ich als Sohn des verstorbenen Rechnungsrates Otto Mai und seiner Ehefrau Rosa geb. Siring in Pirmasens (Saarpfalz) geboren. Nach dem Besuch des Humanistischen Gymnasiums zu Pirmasens legte ich dort Ostern 1932 die Reifeprüfung ab. Ich studierte zunächst klassische Sprachen, dann Deutsch, Geschichte, Erdkunde und deutsche Volkskunde. Ich besuchte die Universitäten München, Königsberg, Berlin, Bonn und wieder München. Im Herbst 1933 nahm ich am Freiwilligen Arbeitsdienst teil und im Herbst 1934 unterbrach ich mein Studium auf ein Jahr zum freiwilligen Heeresdienst. Die wissenschaftliche Staatsprüfung für das Höhere Lehramt in Deutsch, Geschichte und Erdkunde legte ich im Frühjahr 1938 in München ab.

Herrn Prof. Dr. O. Maußer bin ich für die angelegentliche Förderung dieser Arbeit zu besonderem Dank verpflichtet.



